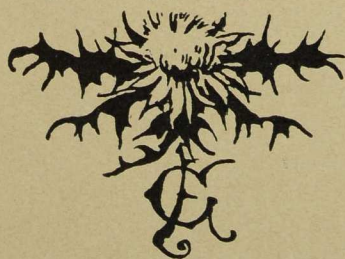
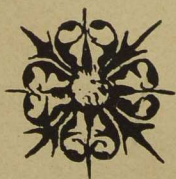


Schauins-Land



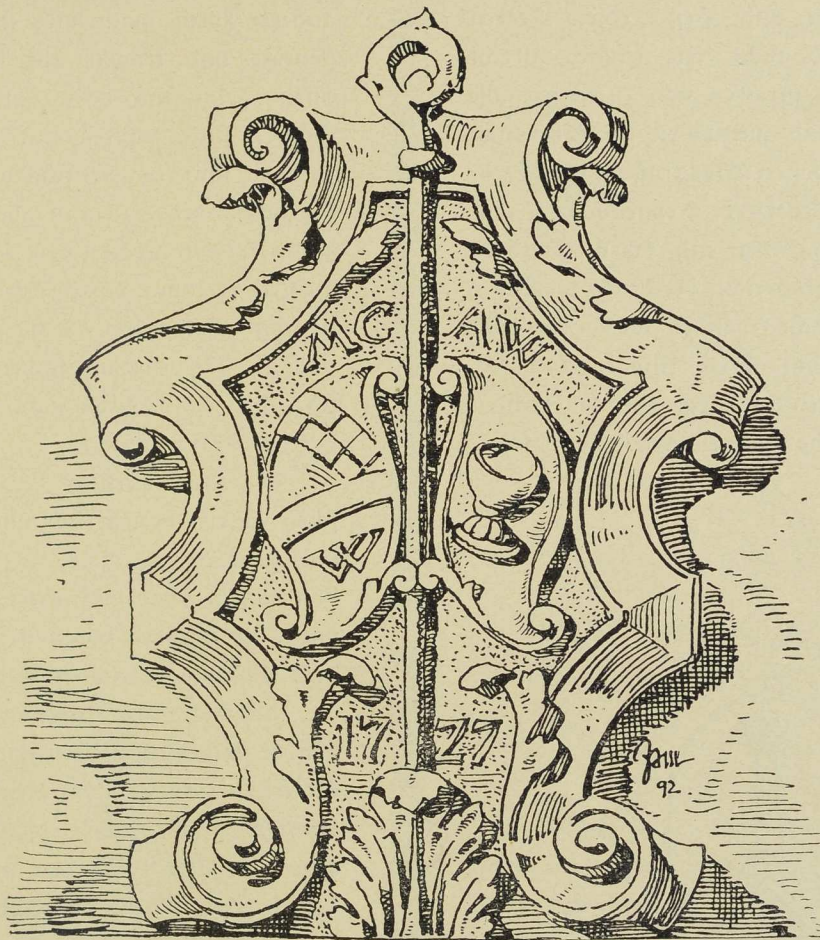
Allerlei visitierung ü auch geschrieb'ner d'ing
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg/B.

20^{ter} Jahrlauf





Gedruckt in der
Hof-Kunstdruckerei von Carl Wallau in Mainz.



Mitteltheil der Ordnung des Haupteingangs am Kloster Wonnenenthal.

Kenzinger Gedenktafel mit der Ordnung der Äbtissinnen und Wohlthäter des Klosters Wonnenenthal.

Von Dr. Hermann Sussann.



Die interessante Ergänzung für die Geschichte des Cisterzienserinnenklosters Wonnenenthal ist die Tafel im Rathause zu Kenzingen. Indem wir mit Veröffentlichung des Textes die Wiedergabe der hauptsächlich inbetracht kommenden Wappen der Tafel verbinden, glauben wir allen denjenigen, welche in der vergleichenden Wappenkunde ein Hilfsmittel ihrer Studien erblicken, einen dankenswerten Dienst zu leisten.

Die Tafel ist 155 cm breit und 102 cm hoch. Der Holzrahmen ist mit Leinwand überspannt und mit Papier beklebt.



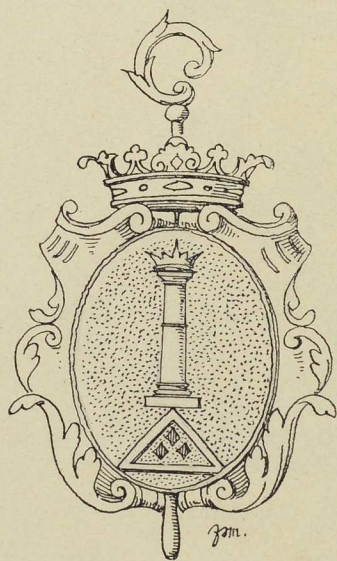
Am Kopf der Tafel befindet sich zunächst links das Wappen des Klosters Wonnenenthal (s. Schlußvignette), rechts gegenüber eine Cartouche mit dem Wappen der Äbtissin Maria Rosa Katharina von Stopp, welche die Tafel zwischen 1752 und 1782 anfertigen ließ (s. Abb. folg. Str.)

Ein großes Schriftschild in der Mitte gibt über die Gründung des Klosters folgende Mittheilungen:

„Das Gottshaus Wunnenenthal nahm seinen Ursprung von einigen Adlichen Jungfern, die aus ihren eigenen Mitteln auf dem so genannten Platz Nidingen ungefähr im Jahr 1230 das Kloster zu bauen angefangen, hinach aber ist

dises von Rudolpho und Hesso edlen Herren von Isenberg (und nicht wie einige unrecht geschriben, von den Graffen von Isenburg, die in der Wetterau und niemahlen im Breysgau florieret) auch von denen Margraffen von Zachberg, Herren von Gerolzeck, Keppenbach, Staufenberg und andern mehr mit villen güethern und gerechtigkeiten mildreichst beschenkt worden.“

Zwei kleinere Schriftbänder zur linken und zur rechten bilden mit ihrem Inhalt gewissermaßen die Überschriften der durch einen senkrechten Strich in zwei gleiche Hälften getheilten Tafel.



Wappen der Äbtissin Maria Catharina von Stopp.

Der Text der linken heißt:

„Ordnung allhiesiger frauwen Abbtissinen von Adelheid der ersten bis auff die ertz lobwürdigst regirende hochwürdige und gnädige fraw fraw Maria Rosa Catharina de Stopp und was wehrend iedwethger regirung sich merkwürdig hat zugetragen.“

Der Text der rechten lautet:

„Nahmen und Wappen aller herren Fundatorum und Guththaeteren, so vill deren noch in denen übergeblibnen urkunden und documentis ersindlich gewesen.“

Auf der linken Hälfte der Tafel befinden sich 6 Reihen mit je 7 Spruchbändern und den darüber angebrachten Wappen der Äbtissinen und Statthalterinnen. Die letzte Reihe enthält nur 5 Spruchbänder und 2 Freischilde ohne solche. Die Schilde der Äbtissinen liegen auf dem Abtstab, die Schilde der Statthalterinnen sind von

anderer Form, nach links (heraldisch gesprochen) geneigt und tragen auf dem rechten Obereck einen Helm mit oder ohne Helmkleinod. Die Schilde sind zumteil mit Wappen geschmückt, zumteil sind es Freischilde. Die Wappen und Spruchbänder sind mit Tinte oder Tusche gezeichnet. Die heraldischen Tinkturen sind bei den meisten Wappen durch Schraffierung und Punktierung angegeben. Daß es nicht überall der Fall ist, läßt darauf schließen, daß der Verfasser der Tafel selbst nicht in allen Fällen darüber im Klaren war.

Die Numerierung der Schilder mit römischen Ziffern bezieht sich nur auf die Äbtissinen und geht von I—XXXVII, während die Statthalterinnen ohne Nummern geblieben sind, von uns aber mit der vorausgehenden Nummer und dem Zusatz a bezeichnet werden sollen.

Außer der Numerierung enthalten die Spruchbänder den vollen Namen der Äbtissinen und Statthalterinnen, die Regierungszeit und die wichtigsten Ereignisse während derselben, wie aus der später folgenden wörtlichen Anführung hervorgeht. (Vgl. die Abbildung des Spruchbandes XVII auf Seite 7.)

Auf der rechten Seite der Tafel befinden sich in 7 Reihen je 7 Wappen, zusammen 49. Jedem Wappen ist wieder ein Spruchband beigegeben. Das 6. und 7., das 16. und 17., das 23. und 24., das 33. und 34. Wappen haben je ein gemeinsames Spruchband. Die Wappen sind zumteil ohne Helmzier, aber mit Helmdecke dargestellt. Verschiedene Wappen wiederholen sich, worauf sich dann die mehrfache Numerierung unserer Abbildungen bezieht.

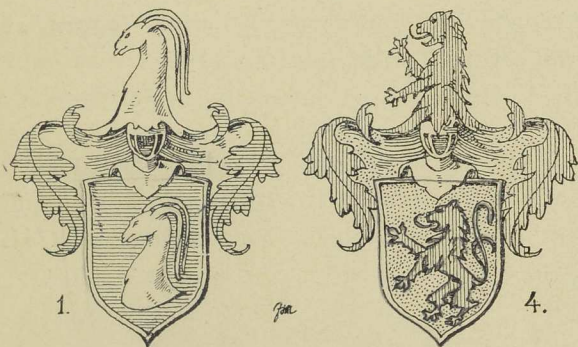
Gerne hätten wir eine Abbildung der ganzen Tafel beigegeben, aber sie ist, da das Papier s. 3. gefirnisset wurde, derart nachgedunkelt, daß eine Wiedergabe auf photographischem Wege unmöglich ist. Aus dem gleichen Grunde kann die Wiedergabe der Einzelheiten durch Federzeichnung keinen Anspruch auf peinlich genaue Kopierung machen. Auch die Entzifferung des Textes war sehr schwierig, so daß für die volle Richtigkeit der Angaben keine unbedingte Sicherheit geboten werden kann. Zweifelhafte Namen und Stellen sind in Klammer gesetzt, vollständig verdorbene punktiert.

Um die Anordnung des Ganzen zu zeigen, hat der Zeichner dem Wappen von Blumeneck das Schriftschild mit der ungefähren Schreibweise beigefügt.

Die Wappenreihe der Äbtissinnen schließt mit demjenigen der Stifterin der Tafel. Noch zwei weitere Schriftschilder zeigen eine andere, weniger kalligraphische Schrift.

Der künstlerische Urheber der Tafel ist nicht bekannt. Wir vermuten, daß er in dem Frater Gervasius Maier, Professor zu Tennenbach, zu suchen ist, der für das Kloster Nonnenthal unter der Regierung genannter Äbtissin mehrere ähnliche Arbeiten verfertigt hat.

Die Fundatoren und Gutthäter.

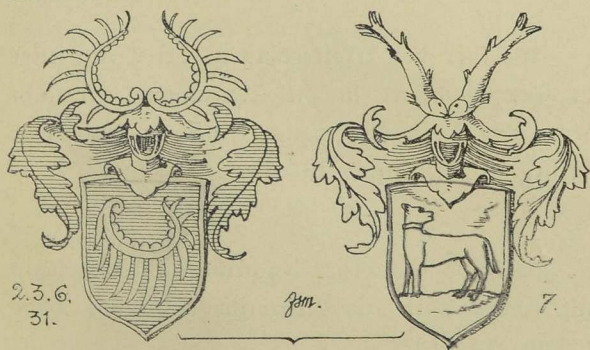


1

Hermann und Johannes de Wieswihl beschenken das Gottshaus mit einem haus zu Kenzingen Anno 1242.

2

Rudolph de ysenberg schenkt die holzung und Waidgangsgerechtigkeit im Kenzinger forst 1244. Dasigen forst 50 marck silber werth 1253. Item das ius Patronatus und den Meierhof zu Amoldern 1248 und die gerechtigkeit, ein müle an die elz bauen zu lassen 1256 und noch ville Gueter.

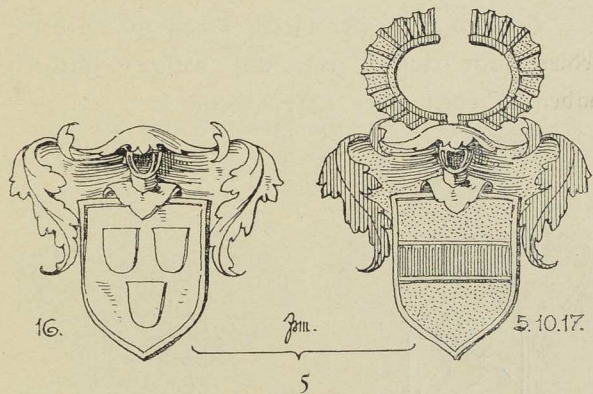


3

Hesso von ysenberg confirmirt die von seinem Vetter Rudolpho dem Gottshaus beschehene donation der Collatur und Meyerhoffs zu Amolderen 1259.

4

Rudolph, graff von habspurg, schenkt dem gottshus das auf den von Rudolph de Ysenberg vermachten forst habendes dominium directum 1253. auch sein eigentumsrecht auf die von Johannes ein Johanniter geschenkte Amolderische guether 1263.

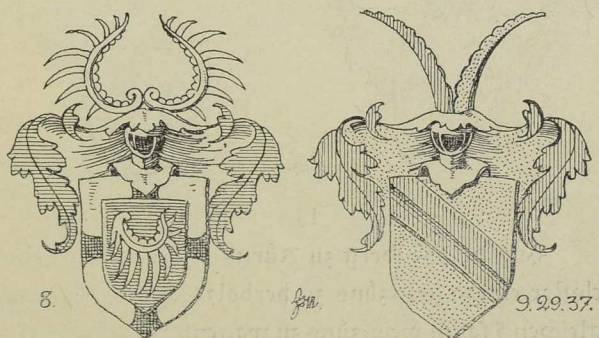


5

Walther von Geroldseck spricht das closter frey vor allen beschwehrten in und aufer der statt Kenzingen 1262, nimbt das closter in schuz 1263. Item beschenkt er dises mit villen guethern und gefaell zu hecklingen 1269, sodann abermahl mit seinem guth daselbst 1275.

6 u. 7

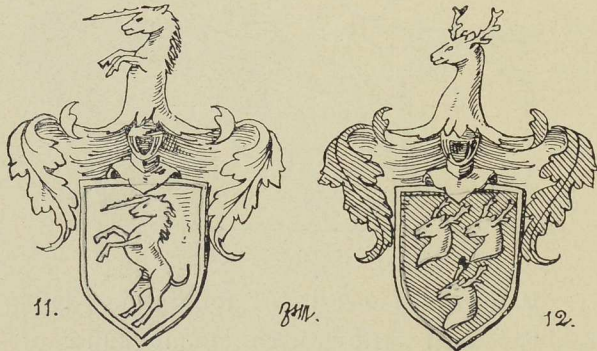
Hesso de ysenberg nebst seiner Gemahlin Clementia einer gebohrenen Gräfin von Toggenburg, welche in dem Chor dahier 1303 begraben worden, confirmirt die von seinem Vatter Rudolpho und fundatore dem gottshaus beschehene donation der Collatur und des Meyerhoffs zu Amolderen 1259, nimt das closter mit allen güthern in schuz 1265, desgleichen vermacht er disem ville gelt-züns zu hausen No. 1305.



Johannes de Nsenberg, ein Johanniterherr beschenkt das Gottshaus mit seinen zu Königshaffhausen ligenden güthern 1263. (Seite 3)

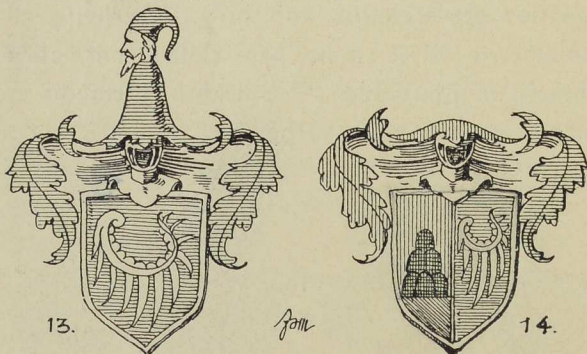
Heinrich Marggraf von Sachberg nimt das gottshaus in seinen schutz 1265. Item cedirt er sein auf den von Johannes ein Johanniter Ritter geschenkten güthern zu Königshaffhausen habendes eigenthumsrecht 1265. (Seite 3)

Heinrich von Gerolzeck, Graff zu Veldenz, cedirt dem closter seine auf dasigen güthern habende bodenzüns 1274. (Seite 3)



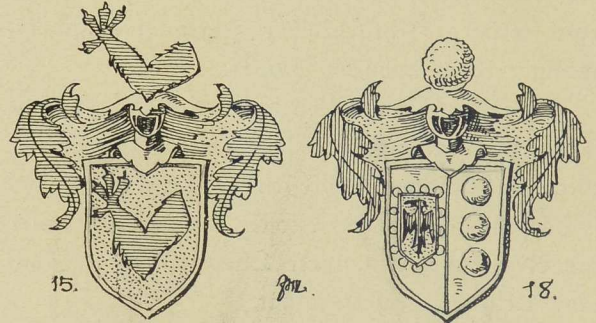
Tuncker Ulrich Zoller von Kenzingen übergibt dem gottshaus das holz genant Eschbruch zu Bombach 1290.

Adelheid, Heinrich von Zünden Wittib, geborne von Buechheimb und ihr tochter Agnes beschenken das gottshaus mit ihrem hoff zu herbolzheimb nebst noch villen gelt- und fruchtzünsen zu Wieswihl, Wagenstatt, Kenzingen und Königshaffhausen 1316.



Zug de Nsenberg zu Rürnberg vermacht dem closter einige geltzüns zu herbolzheimb 1316. desgleichen 5 saum weinzüns zu wagenstatt Anno 1335.

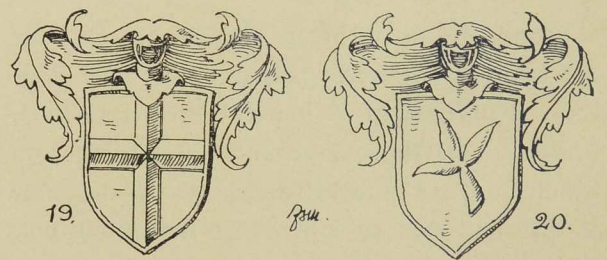
Ulte, Johannes von Schwarzenbergs Wittib, geborne von Nsenberg übergibt dem gottshaus gelt und weinzüns zu Lendingen und Hausen Anno 1322.



Sophia, Johannes von Keppenbachs Wittib, vermacht dem gottshaus 10 muth roggen ab dem hof zu Tutschfelden Ao 1334.

Heinrich von Rappolstein und seine gemahlin Adelheid von Gerolzeck vermachen nacher wunnenenthal vor ein Capplan 50 marc-silber Ao 1341. (Seite 3)

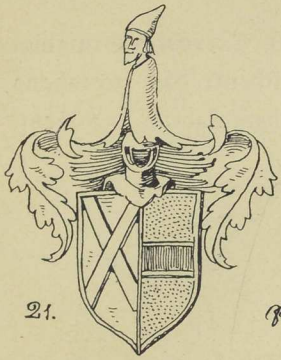
Johanna, gemahlin Johannes graffen von Fürstenberg, Ulrici de Schwarzenberg nachgelassene Wittib schenkt dem gottshaus den frohnhoff zu hofwühr Ao 1349.



Walther von Walterdingen edel Leutprieester zu St. Georgen in alt Kenzingen vermacht dem gottshaus sein haus, scheuren und ville güther zu Kenzingen 1350.

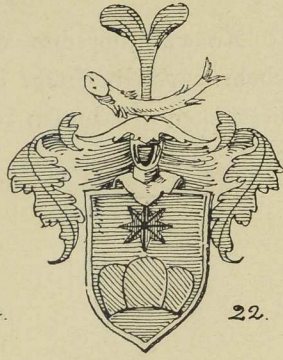
Rudolph Schaffner beschenkt das gottshaus mit einem guth zu Kenzingen Elgaffes hube genant Ao 1352.





21.

gem.



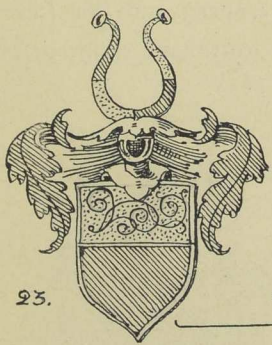
22.

21

Junker Eppe von Sachstätt, der gute mann genant gibt mit consens seiner fraw Elsen von Gerolzeck dem gottshaus 20 fiertel roggen jährlichen züns zu Bahlingen 1356.

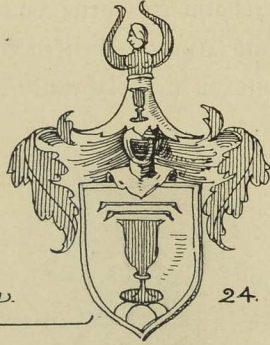
22

Jungfer Agnes Meyerin zu Kürnberg beschenkt das closter mit ihrem hof zu Niderhausen auch viler zünsen zu Kenzingen, hecklingen, herbolzheimb, broggingen und Wieswihl No 1353. Item ihre zu Kenzingen und ander orthen fahrend und ligende güther No 1362.



23.

gem.



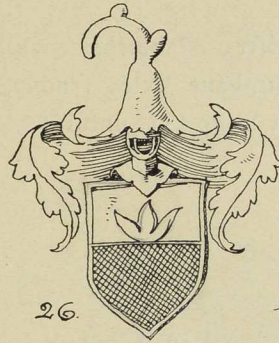
24.

23 u. 24

Ense von Kapolstein, gebohrne von Stauffenberg, confirmirt mit consens ihres gemahls Conrad Snewlin von Landeck Schulthais zu Freyburg die von Heinrich von Kapolstein zu der 12 Apostelaltar in Wunnenthal vermachte 20 muth roggen zu Weisweil und ein schrötel roggen, auch 6 saum wein zu Eendingen No 1354.

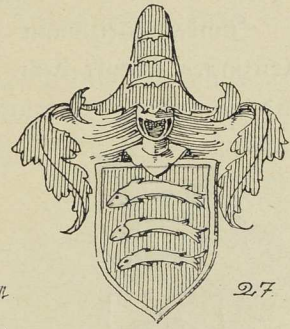
25

Niclaus von Thringen, Capplan zu S. Benedict in Waldkirch beschenkt das gottshaus mit villen geltz, fruchtz und weinzünsen zu Mundingen, Wöpplinsberg und Malterdingen No 1357. (Freischild)



26.

gem.



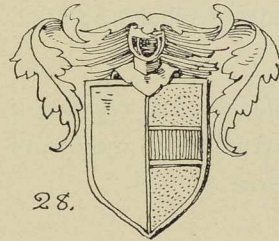
27.

26

Heinrich Ruober von Freyburg, Capplan dahier vermacht dem gottshaus velle geltz, fruchtz und weinzüns zu Riegel Anno 1359.

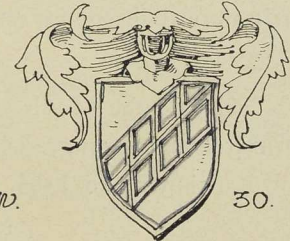
27

Schalk von Bolfenheim schenkt dem gottshaus einige geltz züns zu Hausen Anno 1357.



28.

gem.



30.

28

Vige, gräffin von Werdenberg, gebohrne von gerolzeck vermacht dem gottshaus velle geltz und fruchtz züns zu Lohr und Bleichheimb Anno 1358.

29

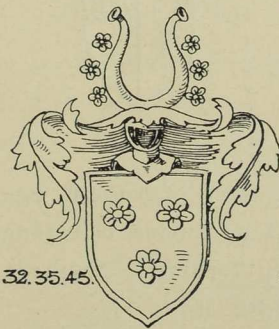
Heinrich, Margraf von Sachberg, herr zu Kenzingen cedirt dem gottshaus das recht ein caplan zu der 12 Apostelpfründ dahier zu praesentiren. Item vermehrt er dise pfründ mit noch villen geltz, fruchtz und weinzünsen zu Kenzingen, hausen, hecklingen und malterdingen No 1359.

30

Johannes de Arras beschenkt das Gottshaus mit villen geltz zünsen zu Tutschfelden 1363.

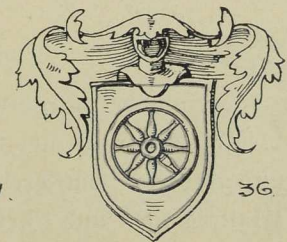
31

Johannes de Nfenberg vermacht dem gottshaus jährlicher 10 muth roggen Anno 1364. (Ste. 3)



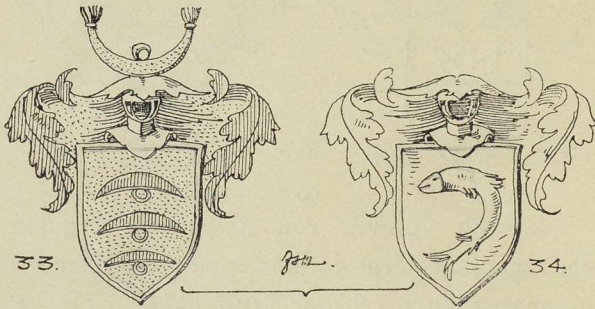
32.35.45.

gem.



36.

Junker Heizmann Löser, Schulthais zu Kenzingen schenkt dem gottshaus gelt, frucht und weinzüns zu Kenzingen Anno 1374 und 1380.



33 u. 34

Wolf von Stein und seine gemahlin Susa von Schüeltingen schenken dem gottshaus einige geltzüns ab ihrem hof im Kinzingerthal Ano 1382.

35

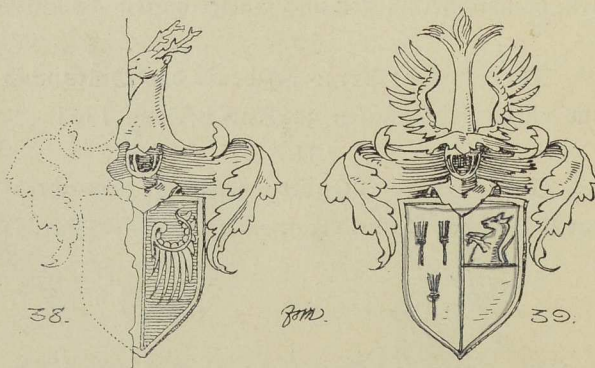
Cleve und Hansle Löser Ritter vermachen dem gottshaus einige gelt, frucht und weinzüns zu Kenzingen No 1384. (Seite 5)

36

Volmar von Spörlin edel Kirchherr zu S. Peter bei Waldkirch und sein Schwester Brigitta von Freyburg vermachen dem gottshaus 7 fester roggen zu bahlingen und einige gelt und weinzüns zu herbolzheimb Anno 1392. (Seite 5)

37

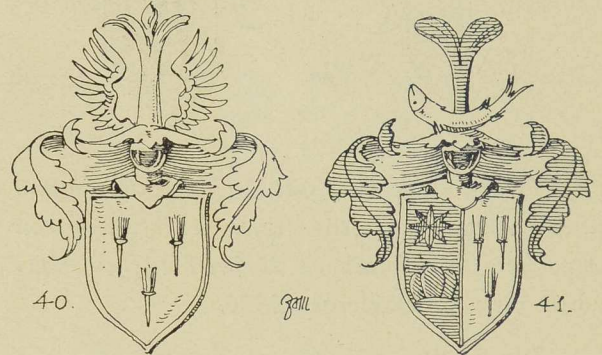
Johannes Margraff von hachberg cedirt vor sich und seine nachkommen dem gottshaus all sein recht auf die Collatur Amolderen No 1402.



38

Beata de Nsenberg, hans Brenners von Neuenburg fraw gibt dem gottshaus velle züns und güther zu Tutschfelden, Nordweyl, Bombach, Malterdingen und Becklingen Anno 1406.

Anna, Ruprechts von Tyrsperg Gemahlin gebohrne von hoffwihr beschenkt das gottshaus mit einigen geltzünsen zu herbolzheim und Bombach 1416.

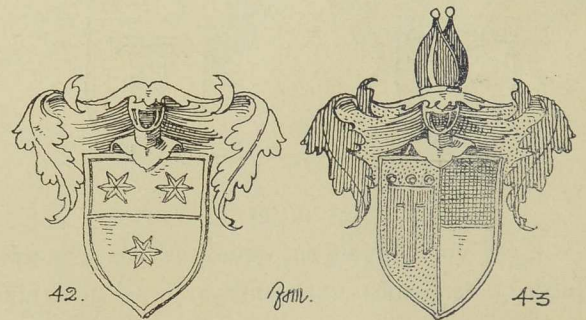


40

Brunn von Tyrsperg ein ritter schenkt dem gottshaus velle fruchtzünsen zu hausen Anno 1424.

41

Anna Meyerin von Kürnberg genant wünderbördin gebohrne von Tyrsperg und ihr sohn hans Mayer schenken dem gottshaus einige geltzüns zu herbolzheimb No 1435.



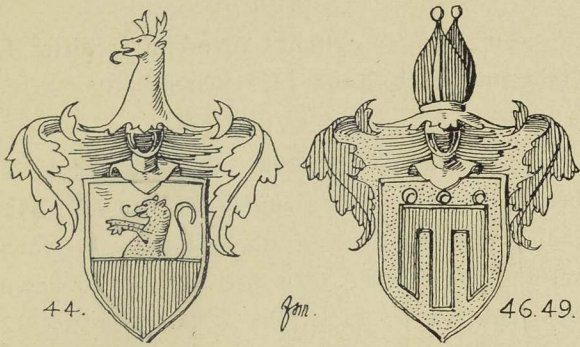
42

Heizmann Hunold ein edler Knecht vermacht dem gottshaus einige geltzüns zu Kenzingen Anno 1439.

43

Fräw Anna gräfin von Tübingen gebohrne von Lupfen vermacht dem gottshaus 20 muth fohn und roggen von dem Enderinger Sehenden 1444. Item cedirt sie einige geltzüns Anno 1460.

Ordnung der Äbtissinnen und Statthalterinnen.



zm.

44

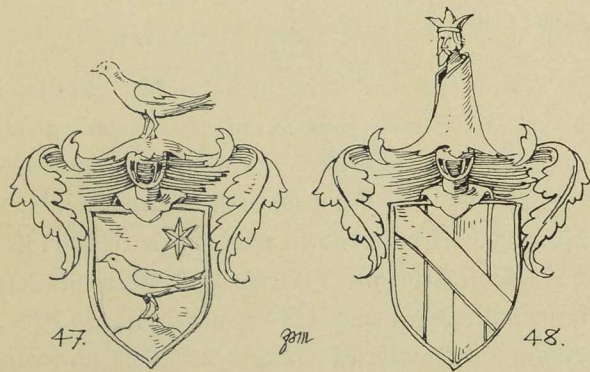
Friedrich von Tigesheimb schenkt dem gottshaus 20 Schöffel roggen ab dem Closter S. Margarethen zu Waldkirch No 1452.

45

Reinhard Löser Kirchherr zu Sasbach vermacht dem gottshaus ein stuck matten vor geten Anno 1455. (Seite 5)

46

Conrad graf von Tübingen beschenkt das Closter mit einigen geltzünsen zu riegel anno 1460.



zm.

47

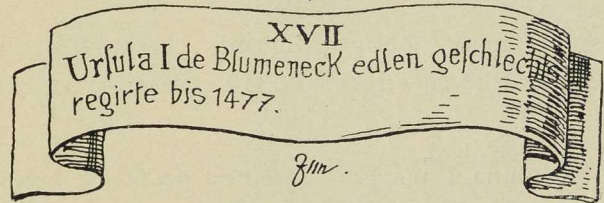
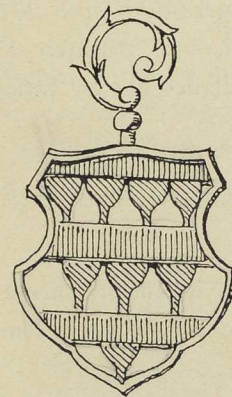
Berthold Wechtelin von Offenburg gibt dem gottshaus ville geltzüns Anno 1462.

48

Wilhelm von Neuenfels schenkt dem gottshaus 2 saum bodenzüns No 1472.

49

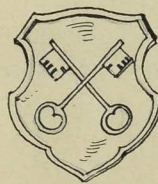
Konrad und Jerg graffen von Tübingen vermachen dem gottshaus 3 muth roggen und 2 saum wein zu riegel No 1481.



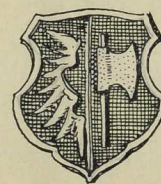
zm.

I

Adelheid, von edlem geschlecht, wurde ohngefähr im jahr 1254, als das Closter Wunnenthal vom Pabst Innocentio III und dem general-Capitul zu Cisterz gedachten hl. orden auf vorbitt der Edlen von Nsenberg solemniter incorporirt, zur ersten Äbtissin dahier erwöhlet, hat löbl. und heilig 36 Jahr regirt und ist in vigilia S. Thomae 1290 gestorben.

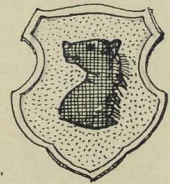


I.



XX

zm.



XXII

II

Elisabeth I regirt 16 jahr und starb Anno 1306. (Freischild)

III

Itta I regirt bis ad Annum 1311. (Freischild)

IV

Agnes regiert 15 jahr und starb Anno 1326. (Freischild)

V

Caecilia I Zollerin von edlen geschlecht ware diesem gottshaus sehr löblich 18 Jahr vorgestanden und starb 1344, unter ihrer regirung war ein grose hungersnoth und 1328 blicheten die reben im April, auch wachsete 1333 sovill wein, das diser wohlfeiler als die faß ware. (Wappen wie 11)

VI

Margaretha regirt bis 1348. (Freischild)

VII

Clara von Tigesheim, eines Edlen geschlechts regirt nur 1 jahr und starb Anno 1349. (Wappen wie 44)

VIII

Sophia, Edlen geschlechts, deren Meyern von Kürnberg regirt bis 1359. (Wappen wie 22)

VIII

Anna I aus dem adelichen geschlecht deren edlen Herren von Nsenberg hat regirt bis 1361. (Wappen wie 2)

X

Bertha von Keppenbach von adelichen stamm, unter welcher regirung das Gottshaus von denen Engelaendern und armen gaecken vile drangsalen erleyden müsen, starb anno 1365. (Wappen wie 15)

XI

Guota I, eine Edle von Göttersheim, regirt bis 1377, wehrend der regirung diser Abbtissin ist der Abt Johannes Lepus theils Krankheit halber, theils aus forcht, Hans und Zesso de Nsenberg nacher Wunnenthal komen, aldorten gestorben und begraben worden. (Freischild)

XII

Itta II von Göttersheim, der vorigen Schwester, regirt 2 Jahr und starb 1379. (Freischild)

XIII

Guota II von Bolsenheim, adelichen geschlechts, regirt 33 jahr und starb 1412. Anno 1386 ist ein fuder wein p. 1 gulden, ein fuder faß aber à 3 gulden verkauft worden. (Wappen wie 27)

XIV

Anna II genant Wenserin regirt bis 1423. (Freischild)

XV

Susanna I genant Wenserin regirt 12 Jahr und starb Anno 1435. (Freischild)

XVI

Susanna II aus dem adelichen geschlecht deren Sünden zu Kenzingen regirt 37 Jahr löbl. und starb 1472. Anno 1471 galte der saum wein 3 bazen 9 S , das firrl Waizen 6 bazen, das firrl Korn 3 bazen $7\frac{1}{2}$ S . (Wappen wie 12)

XVII

Ursula I de Blumeneck edlen geschlechts regirt bis 1477. (Seite 7)

XVIII

Susanna III regirt 15 Jahr und starb 1492. (Freischild)

XXI

Ursula II edlen geschlechts der herren von Neunfels starb 1500 und regirt 8 Jahr. (Wappen wie 48)

XX

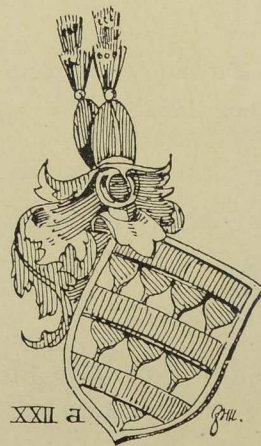
Susanna III de Dettangen (?) eines adelichen geschlechts regirt 18 Jahr und ist selig verschieden 1518. (Seite 7)

XXI

Anna III de Wieswihl regirt bis 1521. (Wappen wie 1)

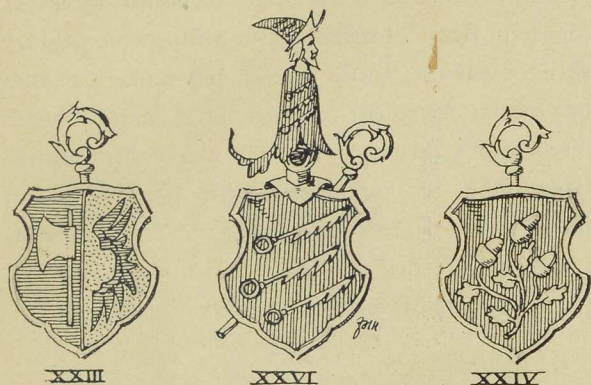
XXII

Anastasia aus dem hochadelichen geschlecht deren Freyherren von Reischach erlebte gleich anfangs ihrer regirung das unglück, das 1525 das Kloster von den bauren in einen stein- und aschenhaufen verwandelt worden, sie erhilte 1529 von Pabst Clementi VII eine Bull, über die Collatur Amolderen und 1540 von Ferdinando Röm. König ein schutzbrieff, regirt 20 Jahr und entschlieffe gottselig im Jahr 1541. (Seite 7)



XXIIa

Anna von Blumeneck stunde als Statthalterin dem gottshaus bis 1546 vor



XXIII

XXVI

XXIV

XXIII

Elisabeth II aus dem edlen geschlecht von Liechtenfels regirte bis 1555, nach ihrem tod stunde das Closter unter verwaltung eines schaffners bis 1559 ohne Abtrissin.

XXIV

Elisabeth III Martin regirte ohngefähr ein Jahr und starb 1560. selber Zeit waren nur 3 Professen im Closter.

XXIVa

Christina Marschalckin Conventualin zu Günthersthal regirte als Statthalterin bis 1564.

XXV

Susanna V aus dem adelichen geschlecht deren Tünden zu Kenzingen hat bis 1571 regirt. Nach ihrem Tod hat der general von Cisterz das Closter visitiret aber nur eine einzige Closterfraw von Balm (?) in Schwaben, die hieher gelehnt war, gefunden, worüberhin diser befohlen, wieder junge anzunehmen. (Wappen wie 12)

XXVI

Amalia Spaetin von Zwifalten, edlen geschlechts ist von Königsbrück anno 1572 hierhero zur Abtrissin postulirt worden, soll da aber mehr nicht als ein Closterfraw von Balm (?) namens Agatha Zollerin angetroffen haben, sie hat dis zum theil noch zerstörte Closter wider hergestellt und mit 10 Closterfrawen besetzt. Item das zerstörte Paulinerklosterle mit aller Gerechtigkeit in Rürnbach 1583 gekauft. Ist der 29 April 1589 im 17. Jahr ihrer rumwürdigsten regirung seelig entschlaffen.

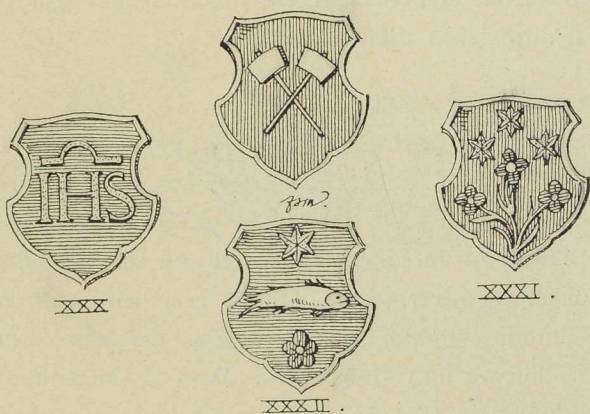
XXVII

Ursula III Faulheptin geweste Subpriorin zu Fridenweiler regirte von 25 May 1589 bis 27 January 1591. (Freischild)

XXVIII

Maria Breunin ebenfalls von Fridenweiler regirte von 11 Februar 1591 bis 1597: unter ihrer regirung wurde das Closter mit 3 Closterfrawen aus Fridenweiler verstercket. (Freischild)

XXIX



XXX

XXXII

XXXI

XXIX

Barbara I Küblerin wurde von Liechtenthal hierhero zur Abtrissin postulirt und regirte bis im Januario 1599, nach deren tod stunde das closter über ein jahr aus anlaß einiger streitigkeiten ohne Abtrissin.

XXX

Barbara II Weishaerin von Waldkirch ware eine gottselige fraw, welcher wegen ihrer fromkeit ein großes lob beigelegt wurde, erbaute den Pfarrhoff zu Amolderen und andres mehr, stunde zur Zeit der Schwedtschen invasion villes Elend und gefahr aus, hatte auch das unglück, nach deme sie 33 Jahr sehr löblich regirt, nicht in ihrem Closter, sondern zu Kenzingen, alwohin sie geflohen ware, den 18 Juny 1633 zu sterben, deren Leichnamb wurde durch einige schwedische Musquetier in das Closter convoiret und begraben.

XXXa

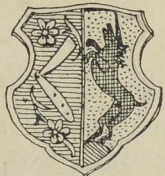
Anna Dorothea von Trauttwein regirte das Gottshaus als Priorin und Administraterin 3 Jahr: wehrend diser regirung hätten die Closterfrawen mit guthen Zähnen übel zu beißen, es bliebe auch das Closter bis 1641 die meheste zeit unbewohnet.

XXXI

Maria Ursula III Auwerin von Riechelspergen hat von 14 Juny 1636 bis im Jahr 1670 regirt, hat wehrend ihrer 34jährigen regirung sehr villes ausgestanden, massen sie schon 1637 sambt ihren Conventfrawen nacher Offenburg fliehen, Jahrs darauf, da das Closter von den Schweden theils ruinirt und von Bernhard von Weimar Kenzingen nebst dem Closterhaus mit villen documentis auch allem hausrath und Kirchenornat verbrent worden, zu Bleichen in grösster armuth leben müssen. (Seite 9)

XXXII

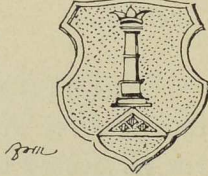
Maria Helena I Löfflerin von Waldkürch ware den 20. febr. 1670 im 64 Jahr ihres alters erwählt, hatte das nemliche schicksal, dann sie 1674 nebst ihren Closterfrawen die sie hin und wider verschickt, das Closter verlassen und in Simonswald sich flichten müssen, wo inzwischen die burger und Juden von Breisach dises ausgeblündert. No 1676 haben die franzosen das Closter abermahl aller fenster, öfen ic. ganzlich beraubt. Sie ist den 23 Sept. 1695 seelig in Gott entschlaffen. (Seite 9)



XXXIII



XXXIV



XXXV

XXXIII

Maria Beatrix Schererin von Aichstett aus Beyern wurde in ihrem exilio zu Graez in Steir-marck 1695 erwöhlet und nachdeme sie dem Gottshaus 26 Jahr rumwürdigst vorgestanden, auch dem bishero sehr erarnt und zerstörtem Closter theils widerum aufgeholfen, den 29 Augst 1721 in dem herrn seelig entschlaffen.

XXXIV

Maria Caecilia Meria II Schaalin von Freyburg im Breisgau wurde den 1. Sept. 1721 canonicc erwöhlt. Sie hat wehrend ihrer 31 jährigen sehr lobwürdigen regirung die Abbrey theils repariret, theils von grund aus, wie auch das ganze Dorment erbauet und sonsten durch ihre fluge regirung mit einem worth dem Gottshaus sehr vil nuzliches verschaffet. Nachdem sie sich in den Göttlichen willen vollkomnest resigniret, ist dise den 21 Merz 1752 zu ihrem Gespons und himlischen Breitigam abgefahren.

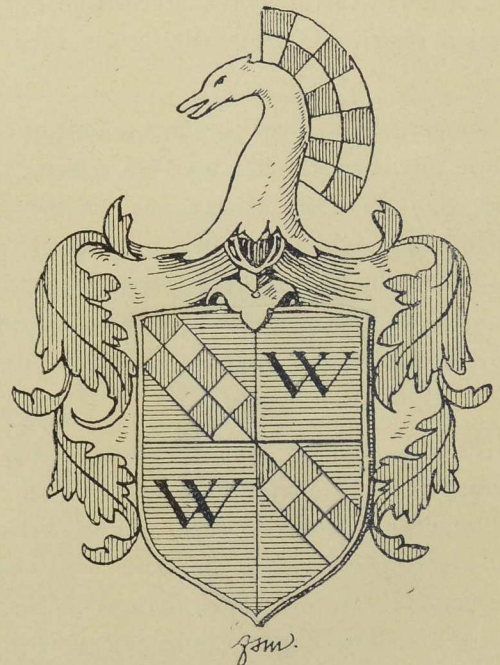
XXXV

Maria Rosa Catharina von Stopp von Zeitersheim im Breysgau wurde den 27 merz 1752 canonicc und zwar solemniter zur Abbtissin erwöhlet Anno 1782 (gestorben). (Siehe Abbildung auf S. 2)

XXXVI

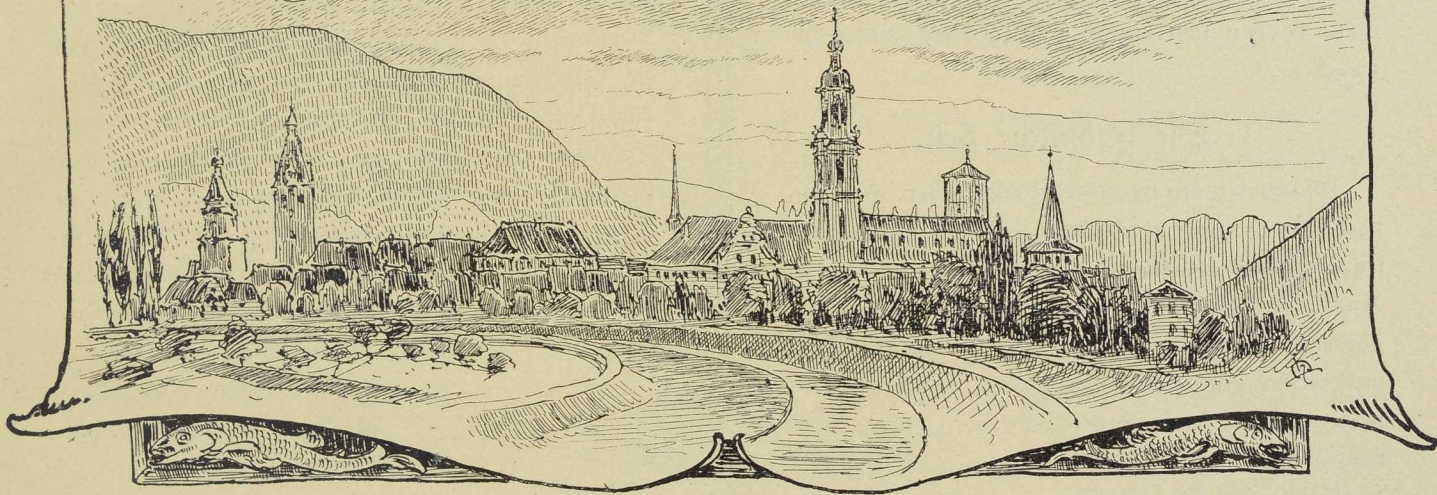
Maria Benedicta . . . Freyburg

XXXVII



Bilder aus Gengenbach's Vergangenheit.

von Fritz Baumgarten



Enn irgend ein Städtchen der Orten-
au den Anspruch erheben darf, daß
nicht nur die nächsten Nachbarn, son-
dern auch Fernerstehende ihm regere
Teilnahme widmen, so ist dies Gengenbach.
„Badisch Nizza“ hat man es wohl genannt — nicht
ohne liebenswürdige Übertreibung; aber daß ein
eigener Reiz der Stätte anhaftet, das beweist
uns das Entzücken eines Freiligrath, der dort
sein Leben zu beschließen wünschte, das beweisen
die begeisterten Worte, mit denen Jensen dieses
„Kabinetstück einer mittelalterlichen Kleinstadt“
preist, das bezeugt die Anziehungskraft, welche
Gengenbach auf Künstler und Naturfreunde all-
jährlich auch in weite Ferne ausübt. Und zu
der Herrlichkeit der Natur, die hier uns anlacht,
zu dem künstlerischen Interesse, welches der Ort
erweckt, kommt als Drittes eine Fülle historischer
Erinnerungen, die über das alte Städtchen und
seine altersgrauen Mauern einen wonniglichen
Zauber breiten. Es sind ja natürlich keine welt-
erschütternden Dinge, die hier sich zugetragen, im
Gegenteil. Abseits vom großen Leben des Rhein-
thals gelegen, halb schon versteckt in des Schwarz-
walds einsamen Tannengründen, vor Kurzem

erst angegliedert an den großen Weltverkehr der
Eisenbahnen, so war Gengenbach stets das rechte
Muster einer kleinen Stadt: Klein ihr Gebiet,
klein und bescheiden ihre Kunst, ihr Gewerbe;
mehr als bescheiden die politische Rolle, die seine
Bürger im großen Vaterlande spielten. Auch die
Ereignisse, die Gengenbach zum Schauplatz haben,
mühen uns daher gar kleinstädtisch an. Und doch,
wie diese kleinen Geschehnisse die Gengenbacher von
ehedem völlig ausfüllten, so fesseln sie auch
uns; denn deutsche Art ist's, die aus allem spricht,
unster wackeren Vorfahren treue Augen sind's,
die aus Gesetzen und Sitten wie aus den lokalen
Begebenheiten uns entgegen schauen und zu
fragen scheinen, ob wir sie auch noch grüßen
wollen. Nun denn, wir wollen sie grüßen, wollen
ein Weilchen Einkehr halten an jener stillen
Pflanzstätte deutschen Wesens, dem Leben ihrer
einstigen Bewohner nachgehen in Staat und
Kirche, in Schule und Haus, bei der ernstesten
Arbeit und bei fröhlichen Festen. Im Kleinen
werden wir vieles sich hier vollziehen sehen, was die
große deutsche Welt eben auch betraf und beschäf-
tigte, hob oder niederwarf; aber in den kleinen
Verhältnissen wird manches sich schärfer heraus-

heben, als beim Blick auf ein größeres Gemeinwesen möglich ist. Wenn es außerdem gelingen sollte, Gengenbachs Vergangenheit dem lebenden Geschlecht auch in sofern nahe zu bringen, als es hier die Klippen erkennt, an denen unsere Volksgenossen ehemals zu Schaden kamen, und sich eindringlich dadurch warnen läßt, diese Klippen nicht mutwillig von neuem aufzusuchen, dann wäre vollkommen erreicht, was diese Bilder bezwecken.

I. Die heidnische Zeit.

Naturgemäß strebt jeder Besucher Gengenbachs vor allem nach dem „Bergle“, das mit seiner Kapelle gleich einer Burghöhe das Städtlein überragt, weithin sichtbar und weite Umsicht verheißend. An diese Stelle knüpft denn auch die älteste dunkle Kunde an, die uns über die Gengenbacher Gegend wird. Sie kommt zum Ausdruck in dem Namen „Einberthenberg“, den das Bergle Jahrhunderte lang führte. Was bedeutet dieser Name? Wer war Einbertha? ¹⁾

Wir begegnen ihr an vielen Punkten des Ober- und Mittelrheins und ostwärts bis nach Tirol. Ueberall tritt hier Einberthe im Verein mit zwei andern göttlichen Jungfrauen auf, die bald Warberthe und Wilberthe, bald auch Warbertha und Wilbertha heißen. Wie zu Gengenbach, so sind es auch sonst meist Bergeshöhen, ²⁾ auf denen die drei Schwestern Anbetung fanden. Als auszeichnender Schmuck werden Kronen erwähnt, die sie im Lockenhaar, Lorbeer- und Oelzweige, vereinzelt auch Pfeile, die sie in den Händen halten. Das Attribut der Pfeile ist besonders bezeichnend. Von mehreren Kultstätten wird nämlich übereinstimmend gemeldet, daß man zur Zeit der Pest — das bedeuten die Pfeile — zu Einbertha und ihren Schwestern wallfahrtete und mit brennenden Fackeln nächtlicherweile ihr Heiligtum umschritt. Todesgöttinnen sind also die drei

Schwestern, daher sich auch der Hund, dies Tier des Todes und der Unterwelt, in ihrem Geleite befindet. ³⁾ Aber die Schwestern haben auch ihre guten Seiten. Die Pest, die sie bringen, können sie auch abwehren, das Sterben, das sie verhändigen, können sie auch gnädig fernhalten, als Nothelfer gegen Krankheit und Tod wurden sie daher fleißig angerufen. Ja noch mehr: für die Verstorbenen, die ihr Grimm dahingerafft, führen sie Neugeborene ins Leben. ⁴⁾ Zu ihnen stehen kinderlose Eheleute, zu ihnen die Frauen, deren Stündlein gekommen ist. Wem fielen nicht die drei Parzen der Römer, die Nornen des deutschen Nordens ein? ⁵⁾ Ihnen gleichen in der That diese

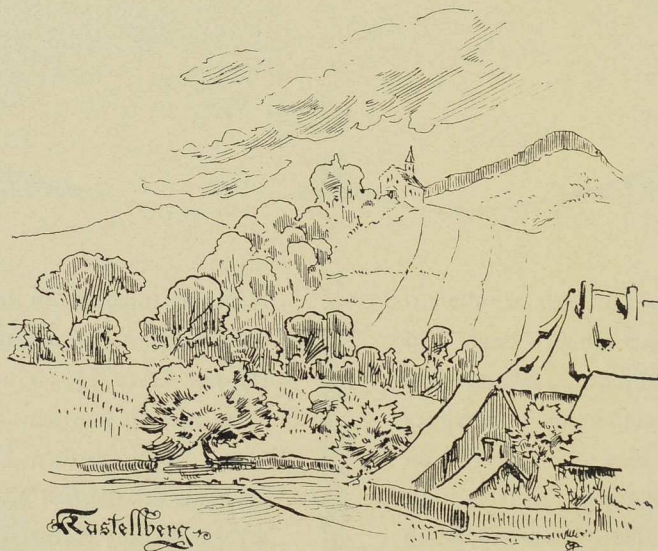
oberdeutschen Schicksalsschwestern aufs genaueste: Lebenspenden, Leben erhalten, Lebenenden, das ist die dreifache Thätigkeit all' dieser Dreiervereine.

Daß diese Berthen oder Berthen mit der großen Totengöttin der Oberdeutschen, Frau Bertha, zusammenhängen, sagen ihre Namen und entspricht ja auch durchaus ihrem Wesen. Und wie die nordischen Nornen Urdr, Ver-

dandi und Skould mit Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sich decken, so wird auch für Einbertha, Warbertha und Willbertha diese Namensdeutung zulässig sein: ⁶⁾ was da ist, und was da war, und was da sein will, bestimmen alles die mächtigen Berthen.

Wie unter den Nornen Urdr als Hauptgestalt im Vordergrund steht, so Einberthe unter den Berthen. Auf dem Bergle zu Gengenbach hören wir nur von ihr, nicht von ihren Schwestern. Ob ursprünglich nicht doch alle drei dort oben verehrt wurden?

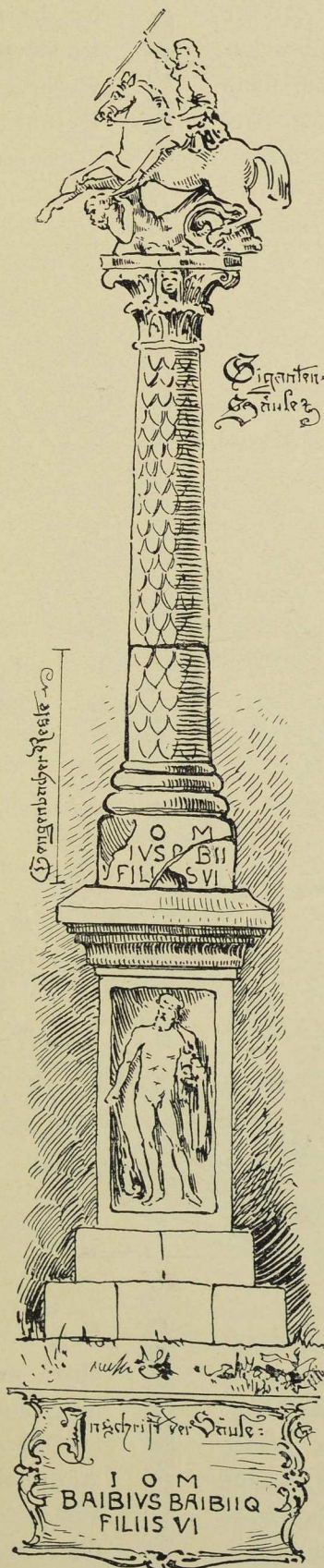
Die christliche Kirche, welche offenbar die volkstümliche Gestalt Einberthens nicht verdrängen konnte, ließ sie ruhig bestehen, gab ihr aber zwei Heilige von bestem Klang zur Seite, Perpetua und Felicitas, ⁷⁾ schuf also, und das ist schwerlich ein Zu-



fall, wiederum einen Dreiverein. Perpetua, die einen Säugling an der Brust trug, als sie zu Karthago den wilden Tieren preisgegeben wurde, Felicitas, die unmittelbar vor ihrem Martyrium eine Tochter geboren hatte, beides sind mütterliche, kinderfreundliche Heilige. Sie werden stets, wie das Altarbild der Bergleskapelle zeigen kann, mit Kindern dargestellt, und Genesung für sterbenskranken Kinder ersehen die, welche zu ihnen aufs Bergle wallen. War es wohl dieser Kindheitsbeschiemende Zug der beiden, der sie geeignet erscheinen ließ, dem Volke die Kinder spendenden Berthen zu ersetzen?

Auf dem jetzigen Altarbild der Bergkapelle, das um 1690 gemalt sein dürfte, sehen wir nur Perpetua und Felicitas. Die Jungfrau Einbetha, einst so hochverehrt, war damals also gleich ihren Schwestern aus dem Bewußtsein des Volks so gut wie getilgt:⁸⁾ nur noch der Name „Einbethenberg“ erinnerte an sie. Heute ist sogar dieser Name in Vergessenheit geraten. Er haftet aber am nahen Einach, dessen Umgegend noch heute im Volksmund die „Einbed“ heißt.

Wann zuerst von der deutschen Urbevölkerung unserer Gegend der Kult der Schicksalsfrauen auf dem Bergle gepflegt wurde, wie er gepflegt wurde, wir wissen's nicht. Jedenfalls erlitt er eine lange Unterbrechung, als im I. christlichen Jahrhundert die Römer ins Land kamen. Mit sicherem Blick erkannten die Eroberer die militärische Bedeutung des Einbethenberges und erbauten dort oben ein festes Kastell — das beweist allein schon der Name „Kastellberg“, den das Bergle noch heute trägt. Das Bollwerk sollte die neue Römerstraße decken, die bei Schiltach ins Kinzigthal niederstieg und längs des Flusses nach Straßburg führte. Stundenweit ließ sich hier oben, besonders thalab bis zum Rhein,



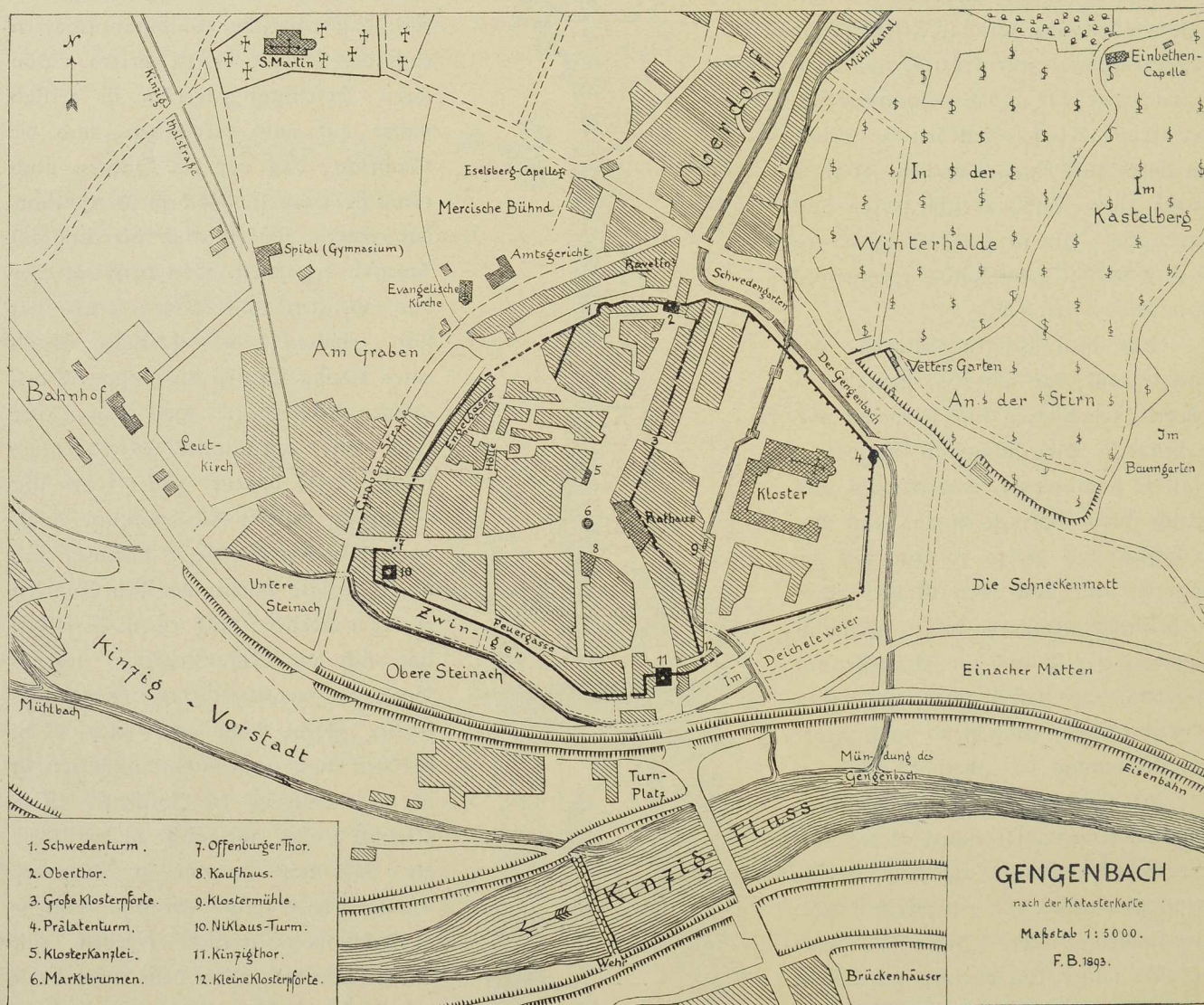
ihr Lauf verfolgen, der Platz war trefflich gewählt und wurde von den Römern Jahrhunderte lang behauptet; er war gewiß ein Stützpunkt ihrer Macht im sogenannten Dekumatland.

Der Name „Kastellberg“ ist glücklicherweise nicht der einzige Zeuge dafür, daß römische Wachmannschaften einst das Bergle besetzt hielten. Von ihren Befestigungswerken ist freilich nichts auf uns gekommen, und die Nachricht, daß vor 100 Jahren noch römische Baureste auf dem Berge sichtbar waren, dürfte auch berechtigtem Zweifel begegnen. Ein Denkmal aber aus Gengenbachs Römertagen hat sich erhalten, die stattliche Basis eines Weihgesenks an Juppiter, den großen Römergott. Das Ganze war einst eine sogenannte Gigantensäule;⁹⁾ darauf führt der mit Schuppen besetzte Säulenanatz. Zahlreiche Monumente dieser Gattung sind an Rhein und Donau von den Römern errichtet worden; nach einem derselben hat sich die Rekonstruktion unseres Denkmals gerichtet. Daß der Gengenbacher Stein nicht nur nach oben, sondern auch nach unten unvollständig ist, das beweist die Inschrift. Kein Mensch bringt eine solche in der Weise an, daß man sie nur in kauender Stellung lesen kann. Sie muß vielmehr in Augenhöhe gerückt werden, mit andern Worten, unter dem Würfel mit der Inschrift ist noch eine meterhohe Basis zu denken, die schwerlich schmucklos war, vielmehr auf ihren vier Seitenflächen Götterbildnisse in Relief enthalten haben dürfte. Ein „Viergötterstein“, wie er unserm Denkmal als Postament gedient haben muß, wurde, so scheint es,¹⁰⁾ noch vor 80 Jahren in der Gengenbacher Klosterbibliothek gezeigt, wenigstens sollen dort die vier Bildnisse des Herkules und Merkurius, der Isis und des Zorus sich befunden haben. Nach oben

ist die schuppenbedeckte Säule auch etwa 1 1/2 Meter hoch¹¹⁾ fortgesetzt zu denken. Ein römisches Kapitell krönte den Säulenschaft, und darauf stand endlich das Reiterbild des römischen Kaisers, baarhäuprig nach Imperatorenart mit geschwun-



der christlichen Kunst das Erbe dieser Giganten stürzenden Imperatoren angetreten. Auch Steine haben oft ihre wunderlichen Schicksale. So unsere Gigantenbasis. Wie nämlich eine Gengenbacher Klosterchronik¹²⁾ erzählt, mußte das



gener Lanze stolz über einen bezwungenen Giganten hinwegreitend. Der Gigant, wie raten es, soll den deutschen Barbaren bedeuten. Es lag in der That nahe, das harte Ringen der Römer gegen die germanische Urkraft mit dem Kampf des Zeus gegen die unholden Söhne der Erde zu vergleichen. Gerade an Donau und Rhein war daher diese Darstellung des Kaisers die übliche. Der heilige Georg, hoch zu Ross über dem sich krümmenden Lindwurm, hat später im Gebiet



Jupiter-Postament während des ganzen Mittelalters als Untersatz für einen Pfeiler dienen, der die Emporkirche der Bergkapelle stürzte. Erst im Jahre 1681 wurde der Götzenstein aus dem Kirchendienst entlassen und als Kuriosität im Prälantengarten aufgestellt. Von dort kam er schließlich in die Karlsruher Sammlung.¹³⁾ Außer der Gigantenbasis sind auch römische Münzen in ziemlicher Anzahl auf dem Bergle gefunden worden.¹⁴⁾ Dem Gepräge nach gehören sie ins

I. und 2. nachchristliche Jahrhundert. Weiter hinauf an der Kinzig sind diese gewöhnlichsten Zeugen dauernder, römischer Besiedelung nirgends mehr zum Vorschein gekommen. Der Kastellberg war demnach wohl der äußerste ins Kinzigthal vorgeschobene Römerposten.

Wie lange die Römer auf dem Kastellberg sich hielten, läßt sich genau nicht angeben; jedenfalls nicht über das Jahr 280 hinaus. Denn um diese Zeit ergriffen die Alemannen, die schon früher mehrfach das Dekumatland überschwemmt hatten, dauernd Besitz von den rechtsrheinischen Gebieten. Die völlig romanisierte Bevölkerung, die sie hier vorfanden, verdrängten sie natürlich aus den fruchtbaren Flußniederungen, wo unter römischem Scepter eine erhebliche Kultur erblüht war. Nur in den Seitenthälern wurden die Romanen stellenweise geduldet, das lehren uns Ortsnamen wie Welschensteinach, Welschenbollenbach und andere unwiderleglich. Man¹⁵⁾ hat ansprechend vermutet, daß die Romanen bei den alemannischen Siegern diese Duldung hauptsächlich deshalb erfuhren, weil sie ihnen als kunstverständige Bergleute unentbehrlich waren. In der That finden sich gerade am Ausgang der romanisch gebliebenen Thäler schon in sehr früher Zeit Spuren bergmännischer Thätigkeit.

Ein Bergwerk war es auch, allem Anschein nach, was zuerst in unserer Gegend den Namen Gengenbach führte. Noch heute heißt ein Forstrevier am Fuß der Moos zwischen Kornebene und Mooshof „Im alten Gengenbach.“ Als hier im Jahre 1531 ein Silberbergwerk eröffnet wurde,¹⁶⁾ stieß man auf viele Mundlöcher alter Gruben, die doch von keiner Urkunde erwähnt werden, folglich sehr alt sein müssen und vermutlich den geschickten Händen romanischer Bergleute ihre Anlage verdanken.

Wie ansehnlich noch in späterer Zeit die Ueberreste der romanischen Bevölkerung im Kinzigthale waren, verraten u. a. die Namen der Gengenbacher Mönche. Unter den 120 Konventualen, welche das Kloster im 8. Jahrhundert zählte, tragen nicht weniger als elf echt romanische Namen; als die Heimat dieser elf werden wir jene romanisch gebliebenen Seitenthäler anzusehen haben.

II. Kloster und Reichsstadt.

Nicht lange sollten sich die Alemannen des neu erstrittenen Landes freuen; als ihre Streitmacht am Unterrhein den vereinten Franken unter Chlodwich nach schwerem Ringen erlegen war (496), kam auch der Oberrhein an die Franken, und in ihrem Gefolge zog das Christentum in die Lande ein, welche bis dahin noch „im finstern Heidentum“ gesteckt hatten. Ein fränkisches Dynastenschloß erhob sich jetzt am Abhang des Kastellberges, von des Berges Höhe aber schaute das Einberthen-Heiligtum jetzt als christliche Kapelle ins Thal.

In die vielen, erbitterten Streitigkeiten, welche die Glieder des Karolingerhauses gegen einander ausfochten, wurde natürlich auch das vordere Kinzigthal verwickelt. So besiegte im Jahre 712 Arnulf, ein Enkel Pipins von Heristall, seinen Neffen Willicher unweit Gengenbach am Böllenswald und gewann durch diesen Sieg die Ortenau zu seinem Herzogtum Rheinfranken hinzu. Schon dieser Arnulf soll an die Gründung eines Klosters gedacht haben; vollzogen wurde sie in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts durch seinen Sohn Ruthard, der für einen Ahnherrn der Zähringer galt und in der That weitläufig mit ihnen verwandt war. Unterhalb des fränkischen Schlosses, in dem er selbst geboren war, vielleicht z. T. auf römischen Gebäuderesten,¹⁷⁾ ließ er und sein Weib Trismengunda zu Ehren der Jungfrau Maria,¹⁸⁾ das Gotteshaus erbauen und dotierte es, wie die Chronik¹⁹⁾ meldet, aufs reichste, errichtete auch alsbald darin eine Schule für die Kinder seines Adels. Die gelehrten Mönche, welchen er seine Stiftung anvertraute, gehörten dem bewährten Orden Sancti Benedicti an. Ob sie gleich so vielen andern in jener Zeit aus Schottland kamen, bleibt zweifelhaft, das Volk im Kinzigthal nannte sie jedenfalls „Schotten.“²⁰⁾ Ueber die Entwicklung des Klosters in fränkischer Zeit liegen weitere Nachrichten nicht vor: aber offenbar ist es durch reiche Schenkungen und weitgehende Privilegien rasch gewachsen und bildete bald ein wichtiges Glied in der dichten Kette kirchlicher Stiftungen, welche der besondere Stolz des Rheinthals waren.

Lebhafte Beziehungen unterhielt das Gotteshaus von Anfang an mit den Musterklöstern auf der Reichenau²¹⁾ und zu St. Gallen; das beweist die uralte, später immer wieder erneute Gebetsverbrüderung mit diesen Mönchsstätten.

Etwa 10 Minuten nordwestlich vom Kloster lag eine bäuerliche Ansiedlung, die möglicherweise älter war als selbst das Kloster. Ihren Mittelpunkt bildete die Leutkirche St. Martini. Sie verrät sich durch ihren Namen als fränkische Gründung; denn unter dem Panier des h. Martin von Tours zogen die katholischen Franken durch die alemannischen Lande und stifteten allenthalben ihre Martinskirchen, ganz besonders auf alten Römerstädten, die Krongut geworden waren, und wo der Krone nun auch die Kirchpflege oblag.²²⁾

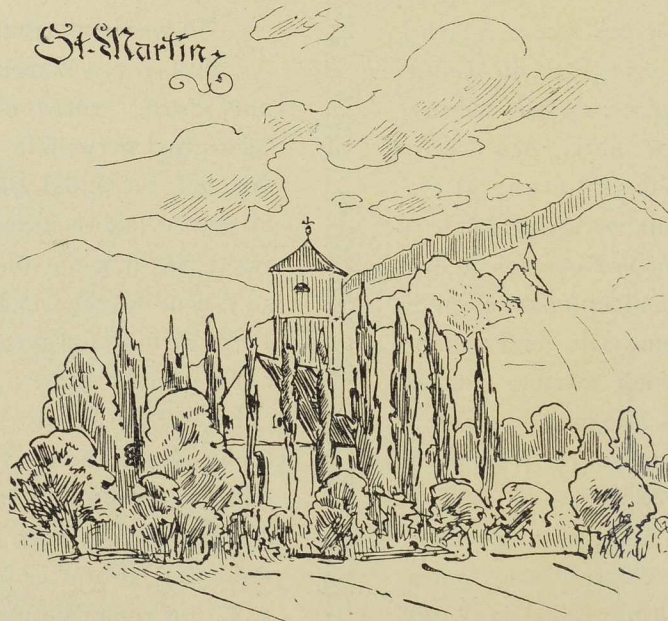
Früh wird sich auch die Stadt Gengenbach, die urkundlich zuerst im J. 1139 erscheint, gebildet haben: Hörige und Ministerialen des Klosters, die sich im Schutz der Klostermauern um den Markt vor seiner Pforte ansiedelten, riefen sie ins Leben. Sie saßen auf Klostergebiet, daher das Gotteshaus die ausgedehntesten Rechte über sie beanspruchte: „Der Kampf des Klosters für seine Privilegien und ihre Erweiterung einerseits, der Stadt gegen die lästigen Ansprüche des Gotteshauses andererseits, das ist es, was den Hauptinhalt der Gengenbacher Geschichte ausmacht.“²³⁾

Das Klostergebiet umfaßte im allgemeinen das rechte Kinzigufer mit allen Seitenthälern vom Swigenstein bei Haslach bis Schloß Staufenberg. Aber auch außerhalb dieses geschlossenen Gebiets hatte das Kloster noch viele zerstreute Besitzungen in der Ortenau, im Elsaß und in Schwaben. In seinem Gebiet war es Grundherr und besaß durch kaiserliches Privileg die

so. Immunität: niemand durfte es hierin mit irgendwelchen Auflagen oder Gerichten belästigen, niemand als der frei vom Konvent gewählte Abt Lehen und Erbe verleihen. Die volle Souveränität des Abts war nur beschränkt durch die Vögte, „die ein Kaiser und König leihet.“ Es war dies einmal der Kastvogt mit Sitz auf Ortenberg: er handhabte die öffentliche Gewalt in der Ortenau und mußte des Gotteshauses Frieden schirmen, wofür er sein „Vogtrecht“ erhob.²⁴⁾ Auch der andere Vogt wurde vom Abt zwar vorgeschlagen, doch vom Kaiser ernannt: dreimal mußte er des Jahrs im Klostergebiet Gerichtstage abhalten,²⁵⁾ wo alle Bewohner des Gebiets ihr Recht zu suchen hatten. Die städtischen Beamten dagegen, vor allem den Schultheißen, ernannte der Abt; sie mußten ihm, wenn er Hochamt hielt, den Stuhl tragen und den Teppich breiten. Im übrigen besaß die Stadt völlig freie Selbstverwaltung und gab sich selbst Gesetze; ihr Zwölferrat hielt in seinen Sachen Gericht und erhob städtische Steuern. Frei war die

Gemeinde, nur dem Kaiser und seinem Stellvertreter unterworfen, soweit sie nicht Allmende in Nutznießung hatte; über diese aber behauptete das Kloster das Obereigentum: $\frac{2}{3}$ des Nutzens, den sie abwarf, floß in die Klosterkasse. In den Waldungen, aus denen sie hauptsächlich bestand, durfte ohne des Abts Genehmigung nicht gerodet werden, bei Rodungen forderte das Gotteshaus trotz allen Protestes den Neubruchzehnten. Daneben besaß das Kloster seine ausgedehnten Eigenforste, die es eifersüchtig vor der Ausnutzung durch andere behütete.²⁶⁾

Auch die Reben um Gengenbach gehörten meist dem Kloster; sie wurden verpachtet und waren sehr begehrt, doch der Pachtzins gelegentlich so hoch, daß der Rat den Bürgern



verbot, darauf zu bieten. Um den Absatz des Klosterweins zu sichern, hatte der Abt zweimal des Jahres je 2 Wochen lang das Monopol des Ausschanks, und die ganze Stadt mußte in dieser Zeit „Bannwein“ trinken.

In allen Bächen und Teichen standen dem Abt die Wasserrechte zu; die großen „bannigen“ Fische der Kinzig, die allein das Fangen lohnten, gehörten sämtlich ihm, ein Privileg, das um so drückender empfunden wurde, als unterhalb wie oberhalb des Klostergebiets das Fischen frei war. Die von ihm belehnten Fischer mußten in jeder Woche einen Tag für das Kloster fischen; bei Ablieferung ihres Ertrags wurde ihnen dann als Schmerzensgeld (wieder ein echt deutscher Rechtszug)²⁷⁾ ein „Wecken als einem Herren“ dargereicht.

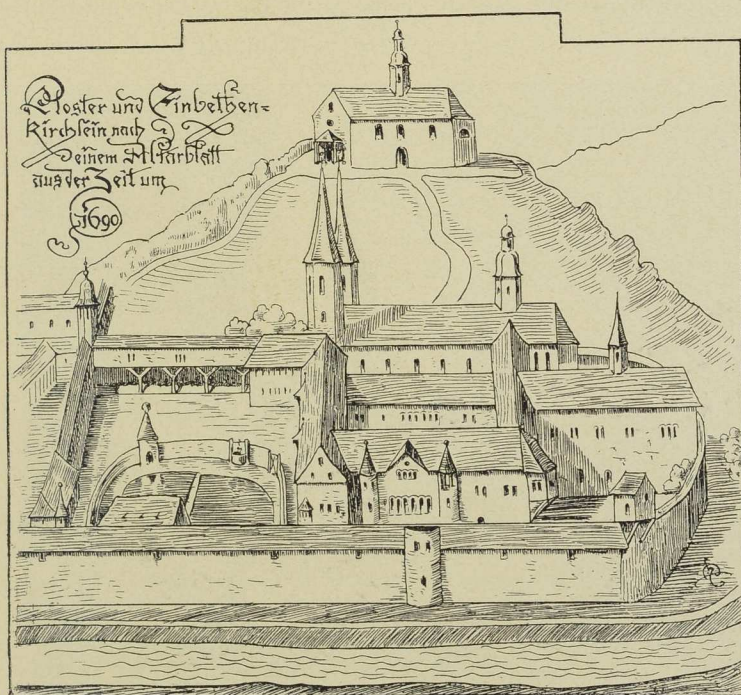
Noch empfindlicher als diese Besitz- und Rechtsverhältnisse waren für die Bewohner des Klostergebiets die Berechtigungen, welche das Gotteshaus an Hab und Gut und Leib derselben hatte. Da war zunächst der Leibfall, der unterschiedslos von Freien und Unfreien erhoben wurde: denn zu Gengenbach „machte die Luft leibeigen.“ Sogar von dem Fremden, den auf der Durchreise der Tod ereilte, nahm der Abt das beste Stück Vieh, resp. das beste Kleid oder den Harnisch an sich; ja wenn sich kein Erbe fand, war die ganze Habe des Fremden dem Kloster verfallen, das anstandshalber den dritten Teil davon zum Seelenheil des Verstorbenen verwandte. Fast noch lästiger war der Güterfall, der bei jedem Wechsel des Besitzes von jedem noch so kleinen Gut ans Kloster zu zahlen war. Und neben diesen Gefällen bei besonderem Anlaß gingen noch die regelmäßigen Abgaben her, der große Zehnte von allen Ackerfrüchten, der kleine von Obst und Gemüse.

Die Nachrichten über die Geschieke von Kloster und Stadt im Mittelalter fließen äußerst dürftig; fast alle Archivalien sind in den vielen Kriegen, besonders 1689, zerstört worden. Daher sind es nur abgerissene Notizen, die wir für diese Epoche bieten können.

Als Krongut konnte Heinrich II. (1002–24) im Jahre 1007 das Kloster mit zur Ausstattung seines Lieblingsstiftes Bamberg verwenden; zu diesem stand Gengenbach seitdem im Lehnverhältnis.²⁸⁾ Der Bamberger Bischof belehnte wieder den Herzog von Fähringen mit seinen Ortenauer Gütern, und so waren die Fähringer bis zu ihrem Aussterben (1218) die Kastvögte des Klosters.

Im großen Investiturstreit des 11. Jahrhunderts stand Gengenbach gleich den meisten Benediktinerstiften auf Seiten Heinrichs IV. (1056–1106). Dieser wußte einem seiner treuesten Anhänger Namens Ruzhard zur Abtwürde zu verhelfen. Als dieser allzu energisch das Klostereigen gegen die Übergriffe der Ministerialen schirmte, wurde

er von zweien derselben erschlagen. Nach seinem Tod wurde der päpstlich gesinnte Probst Berthold allmächtig im Kloster: zwei Aebte verjagte er nach einander. Endlich schlichtete der Fähringer Herzog die dem Kloster so verhängnisvollen Zerwürfnisse, was ihm aber als unberechtigter Eingriff von den Mönchen sehr verargt wurde. Dem Verfall der Klosterzucht, wie er in diesen Vorgängen sich offenbarte, suchte Abt Hugo († 1100) durch Einführung der strengeren Regeln von Clugny zu steuern, die damals in Deutschland verbreitet wurden.



III. Abteikirche und Klosterbau.

Bis ins zwölfte Jahrhundert hatte wahrscheinlich eine hölzerne Kirche den gottesdienstlichen Anforderungen genügt; jetzt aber wurde ein steinerner Bau im Stil der Zeit errichtet, der für immer die Dimensionen des Gotteshauses festlegte. Denn in ihrem Kern ist die heutige Abteikirche trotz aller Veränderungen das Werk des XII. Jahrhunderts und damit eines der ältesten Baudenkmäler am ganzen Oberrhein.²⁹⁾

Wir erkennen un-
schwer das landläufige
Schema einer dreischif-
figen Kreuzbasilika.
Das Äußere war
wohl immer sehr
schlicht und schmuck-
los; nur die West-
fassade, welche den
Durchschnitt des Lang-
hauses mit seinem
hohen Mittelgiebel und
den sich anlehnenden
Pultdächern der nied-
rigen Seitenschiffe wie-
dergiebt, wird reichere
Gliederung und Deko-
ration aufgewiesen
haben. Noch jetzt zeu-
gen davon einige küm-
merliche Reste. Denn
als man nach der Ver-
wüstung durch die Fran-
zosen im Jahre 1689
norddürftig die Kirche
wieder aufbaute, ließ
man die noch erhaltenen
romanischen Bauglie-

der an ihrem Platz und flichte selbst ursprünglich für andere Teile des Baus bestimmte Werkstücke in die Frontmauer. Jenem romanischen Bau des XII. Jahrhunderts gehören vor allem die zwei ge-



kuppelten Fenster an, die in halber Höhe der Fassade sitzen. Echt romanisch sind auch die beiden Kämpfersteine, rechts und links vom Eingang mit den frazenhaften, kauern den Löwen daran; ebenso das



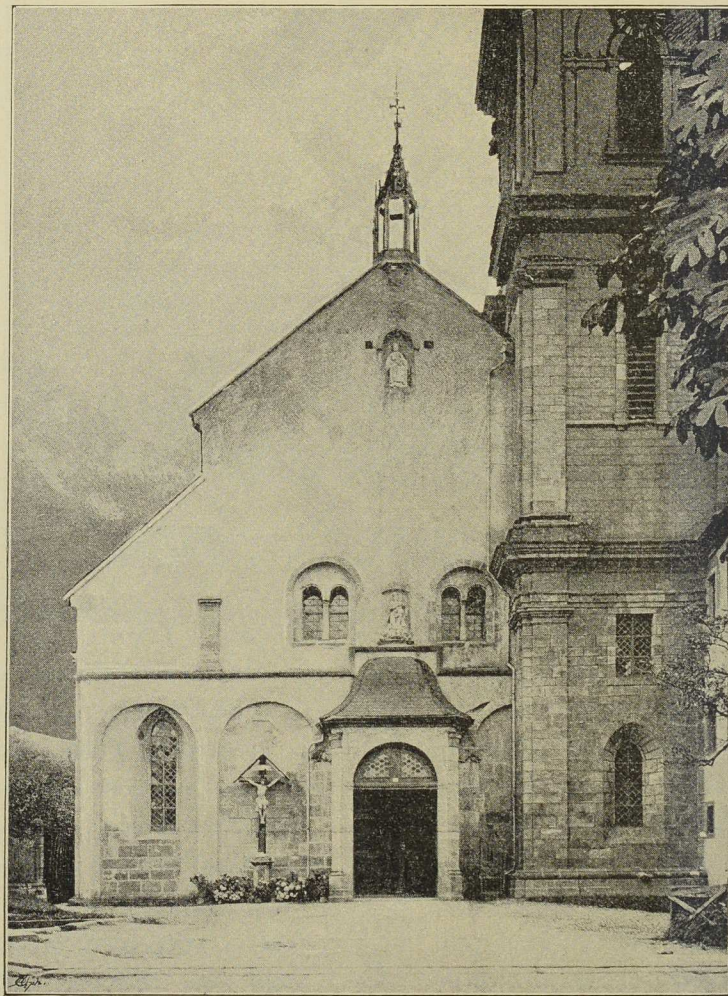
links vom Portal eingelassene Flachrelief eines Johannes Adlers, das wohl ein Rest vom Schmuck der alten Kanzel ist; endlich die unbeholfene, zu platt geratene Marienstatue mit dem lehrend die Hand aufhebenden



Christkind im Schoß; sie war ursprünglich weniger hoch, wahrscheinlich in der Nische zwischen den gekuppelten Fenstern aufgestellt gewesen. Die

hier aufgezählten, romanischen Skulpturen sind allesamt nichts weniger als schön, aber schon allein deshalb höchst beachtenswert, weil aus jener frühen Zeit plastische Werke zu den größten Seltenheiten gehören. Wie weit die Blendarkaden

des Erdgeschosses gleichfalls schon dem alten Baue zuzuweisen sind, bleibt strittig; sie könnten auf die Vermutung führen, daß unsere Kirche gleich der von Alpirsbach oder Maulbronn einst einen geräumigen Vorbau, ein sogenanntes Paradies besessen habe.³⁰⁾ Noch problematischer ist die Frage nach den Türmen. Ein altes Bild des Klosters, das auf dem Altarblatt der



Westfassade d. Gengenbacher Abteikirche (Phot. v. J. A. Schöndienst & Sohn).



Bergles-Kapelle sich erhalten hat (vgl. S. 17), zeigt die Kirche deutlich mit einem ziemlich hohen Dachreiter und zwei schlanken Türmen neben der Front. Nun aber findet sich am Bau selbst auch nicht die

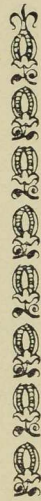
leiseste Spur, welche sich auf die einstige Existenz jener beiden Türme beziehen ließe, und ebenso wenig deuten die Akten, welche wir über den Bau des einen Turmes von 1669 und dann wieder von 1715 besitzen, es auch nur mit einer Silbe an, daß schon vor 1669 irgendwelche Türme an der Westfront bestanden. So wird man besser thun, an der Treue des Altarbildes zu zweifeln, und die Kirche sich von Haus aus nur mit einem Dachreiter ausgestattet denken.³¹⁾ In gotischer Zeit erfuhr die Fassade natürlich einige Verschönerung: auf die Spitze des Giebels wurde laternenförmig ein kleiner Baldachin gesetzt; das Bild, welches einst darin stand, ist spurlos

verschwunden, das Maßwerk seiner Bedachung fehlt größtentheils. Durch das Erdgeschoß der Fassade, links vom Portal, wurde wohl gleichzeitig ein langgestrecktes, gotisches Fenster gebrochen. Endlich sei auf die in zartesten Meißelstrichen ausgeführte Vorzeichnung einer gotischen Fensterfüllung aufmerksam

gemacht, welche am Erdgeschoß des jetzigen Turmes eingemauert ist.

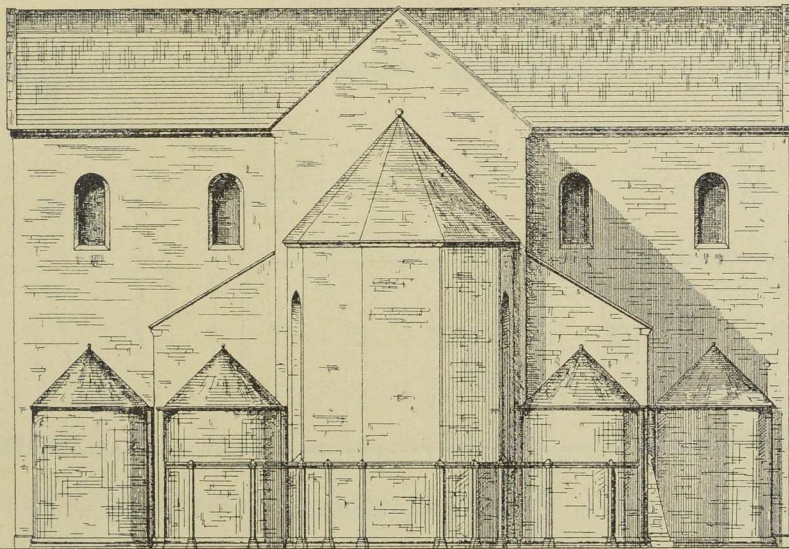
Weniger noch als an der Fassade tritt am übrigen Kirchenäußern die ursprüngliche, romanische Anlage zu Tage, am meisten noch am Chor, wo das unterste Geschoß der Hauptabsis und nördlichen Nebenabsis in der Form sich erhalten hat, die man im 12. Jahrhundert ihm gab: wir sehen in regelmäßigen Abständen hier sechs, dort 2 zierliche, mehrkantige Pfeilerchen aus dem Mauerrund vorspringen, die Kapitelle derselben mit verschiedenen, durchweg sehr schlichten Rosetten- und Rankenornamenten geziert oder auch nur prismatisch gebrochen (s. u. S. 23). Die Kapitelle trugen nur einen kleinen kuppelförmigen Aufsatz, mit dem sie sich an den Oberbau anlehnten.

Größeres Interesse als das unschön verkleisterte



Äußere unserer Kirche bietet ihr Inneres dar. Hier wechselten im Mittelalter Säulen und Pfeiler als Stützen ab,³²⁾ doch ohne daß der Stützenwechsel, wie sonst so häufig, eine paarweise Gliederung der Arkatur verursacht hätte. Die Säulen waren monolith, ungewöhnlich schlank, mit kräftig ausladender Basis versehen, deren Eckblätter gleichfalls sehr kräftig gebildet sind. Ganz glatt sind auch die Würfelp kapitelle gehalten, nur die Deckplatten an den Säulen wie an den schlicht viereckigen Pfeilern sind mannigfaltig ornamentiert: ein vierreihiges Schachbrettmuster herrscht vor, seltener findet sich horizontale Strichelung angewendet, nur an einem Pfeiler erscheint ein Palmettenornament. Die Oberwand des Mittelschiffs zeigte als einzigen Schmuck ein Gurtgesimse über der Arkatur. Die Decke war, wie in den Seitenschiffen und Chören,³³⁾ flach.

Verhältnismäßig große Oberlichter sorgten für reichliche Beleuchtung



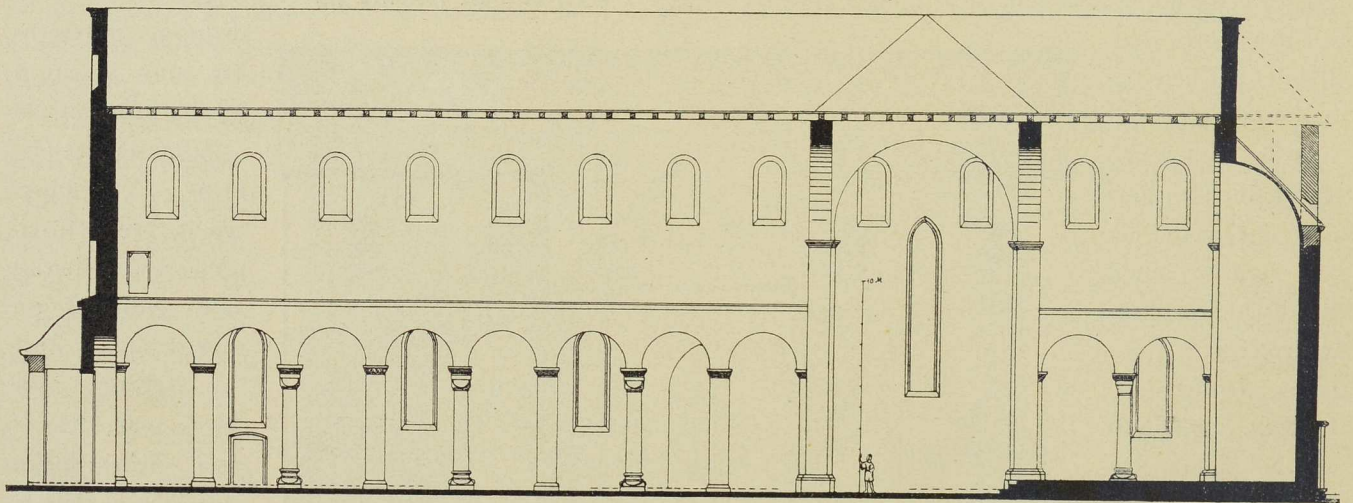
Rekonstruktion der äußeren Choransicht.

des Hauptschiffs; die Fenster der Seitenschiffe waren klein und forderten daher später zur Vergrößerung heraus. Auch im nördlichen Kreuzarm und im Chor genügte das Licht, welches die romanischen Fenster einließen, den späteren Geschlechtern nicht, daher auch hier in frühgotischer Zeit langgestreckte Fenster eingebrochen wurden. Vom Triumphbogen hing ein großer Crucifixus herab mit Reliquien von Christi Kreuz.³⁴⁾ Der Chor, wie gewöhnlich, um drei Stufen über dem Fußboden der übrigen Kirche erhöht,³⁵⁾ besaß in seiner ursprünglichen Gestalt zu beiden Seiten der Hauptabsis je einen den Seitenschiffen entsprechenden Nebenchor: durch Arkaden waren die drei Chöre zu einem großen Chorraum vereinigt. Außerdem sprang noch in den Kreuzarmen jederseits eine kleine Absis nach



Osten über die Mauerflucht vor. Wir haben also jenes reiche Schema mit nicht weniger als fünf Absiden, welches Lübke³⁶⁾ als eigentlich deutsches in Anspruch nehmen möchte. Diese Choranlage hat gleich dem oben besprochenen Stützenwechsel seine reichlichsten Analogien in Niedersachsen.³⁷⁾ In Süddeutschland findet sich beides fast nur im Elsaß einigermaßen wieder.³⁸⁾ Sollten die Erbauer der Gengenbacher Basilika von Westen, vom Elsaß her beeinflusst worden sein? Wunder nehmen dürfte uns das nicht; gehörte doch Gengenbach zur Diocese Straßburg, hatte

Restaurierung in vollstem Gange ist und der Chor bereits wieder in seiner ursprünglichen Herrlichkeit erstanden ist. Auch über die Farbewirkung, welche im Innern herrschte, ehe der armselige Gypsverputz des 17. Jahrhunderts wie ein Leichentuch über das ganze Bauwerk sich breitete, kann die Schwarzacher Kirche uns belehren. Wie dort, so verband sich auch im Gengenbacher Gotteshaus das kräftige Rot des Sandsteins mit der warmen Farbenpracht, welche in den Wandgemälden und an der Decke ausgegossen war, aufs vortrefflichste, und besonders der



Längsschnitt durch die Abteikirche (nach den Aufnahmen A. Williards).

es doch umfangreiche Besitzungen im Elsaß. Auch daran darf erinnert werden, daß sich das Kloster gerade im 12. Jahrhundert der vom burgundischen Clugny ausgehenden Reform des Benediktinerordens angeschlossen hatte, seine Beziehungen mit dem Westen auch dadurch lebendigere geworden waren.

Schließlich sei auf die weitgehende Uebereinstimmung hingewiesen, welche zwischen unserer Kirche und der im nahen Schwarzach besteht. Die Fassade zeigt dort im ganzen wie im einzelnen³⁹⁾ dieselben Elemente, das Innere genau die gleichen Dimensionen, dieselbe Anzahl der Joche, vor allem dieselbe, so eigenartige Choranlage. Nur der Stützenwechsel fehlt, um die Übereinstimmung zu einer völligen zu machen. Wer von der einstigen Innenwirkung unserer Basilika eine Vorstellung gewinnen will, der gehe nach Schwarzach, wo eine sorgfältige

weite, dreischiffige Chor mit seinen matt beleuchteten, aber in Goldgrund strahlenden Absiden verlieh dem Ganzen einen feierlichen, weihvollen Abschluß.

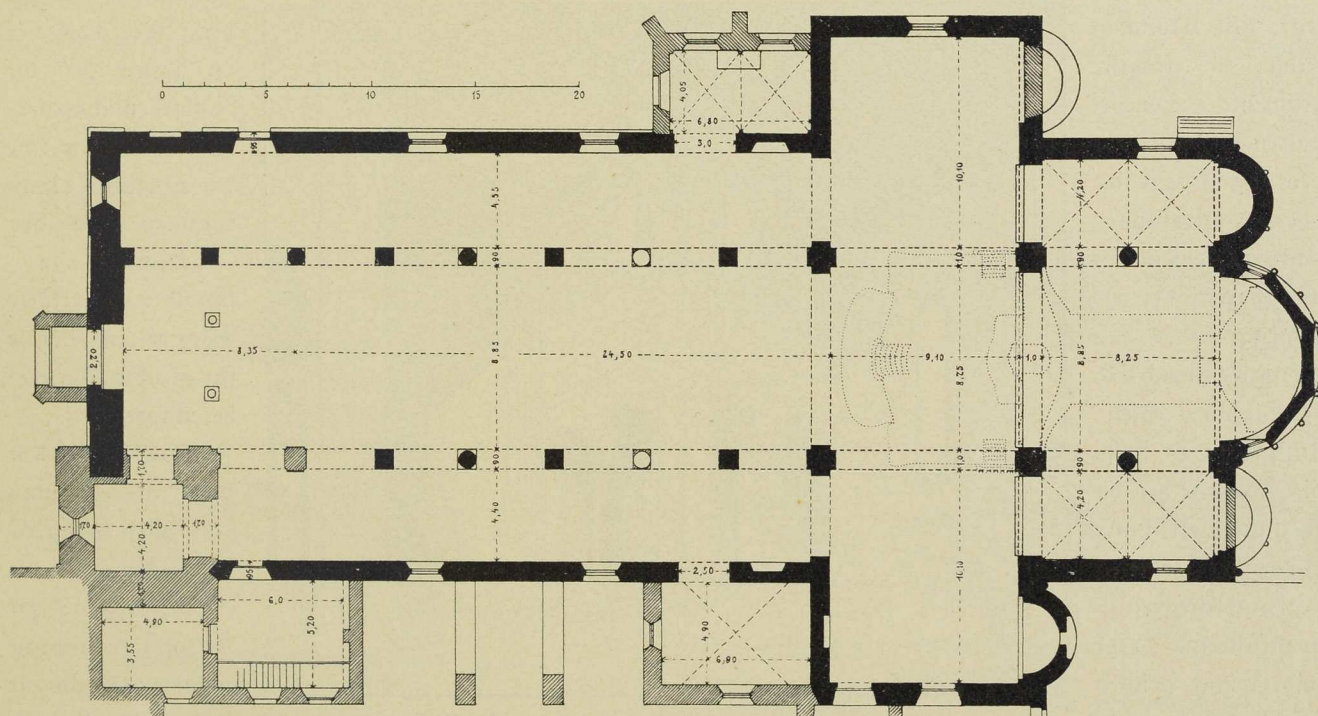
Auf der Südseite der Kirche, wie das mit Rücksicht auf den bequemeren Zutritt der Sonnenwärme in deutschen Landen die Regel war, schloß sich der Klosterbau an. Er hatte wohl ungefähr den Umfang des jetzigen Neubaus. Zusammen mit der Südwand der Kirche umschlossen die Konventsgebäude einen großen, viereckigen Hof, um den dereinst ein Kreuzgang lief: kein Stein, keine Bodenspur hat sich von ihm erhalten, aber allerhand Chroniknotizen bezeugen seine Existenz und melden zugleich, daß allgemeinem Klosterbrauch gemäß unter dem Plattenboden des Kreuzgangs verstorbene Confratres ihre letzte Ruhstatt fanden. Vor der

Westfront des Klosters und der Kirche, in angemessenem Abstand von letzterer, reichten sich die verschiedenen Ökonomiegebäude an einander, wie das noch heute der Fall ist. Um das Ganze aber lief eine zinnenbewehrte Mauer, welche das Kloster erst recht zum Kloster machte, es gegen die Außenwelt und vor allem gegen das Städtchen sauberlich abschließend: es glich in dieser Abgeschlossenheit „einem Groschenlaiblein, das nirgends angebacken, einer Reichsstadt im Kleinen, die all' ihre Sachen beisammen hat.“



Maßstabs, denen die Kaiser alle denkbare Förderung zuteil werden ließen. Jede Rodung brachte freilich Streit wegen des Neubruchzehnten,⁴¹⁾ den das Kloster kraft alter Privilegien beanspruchte, jede Bevölkerungszunahme Störung in die starre, klösterliche Organisation, kurzum des Haders und Rechtsens war kein Ende.

Auch nach außen gab es Kampf genug: des Klosters Reichtum machte die Nachbarn begehrlieh. Doch im Konvent herrschte jetzt erfreuliche Eintracht, auch fehlte es dem Kloster



Grundriß der Abteikirche (nach den Aufnahmen A. Williards).

IV. Der Kampf um die Privilegien.

Im Jahre 1218 starben die Zähringer aus, und der Kaiser kaufte ihr Lehen um 4000 Mark Silber ans Reich. Aber der Reichsbesitz in der Ortenau blieb stets zweifelhaft, da alsbald die Fürstenberger auf das Erbe der Zähringer Anspruch erhoben und vor allem die Straßburger Bischöfe in ihrem Streben nach ausgedehnterer Territorialgewalt höchst gefährliche Nachbarn waren.⁴⁰⁾

Im Ubrigen war das zwölfte Jahrhundert eine Zeit erfreulichsten Aufschwungs für das Kinzigthal. Wir hören von glücklichem Bergbau, wir erfahren besonders von Rodungen größten



nicht an rechtskundigen Mönchen, und so blieben alle Anfeindungen mehr oder weniger erfolglos. Von einem solchen Handel kennen wir zufällig den Verlauf aufs genaueste.⁴²⁾ Er spielte im Jahre 1233. Der damalige Abt Gottfried hatte die Leutkirche, deren Einkünfte zu Gunsten der Armen und Reisenden verwendet werden sollten, diesem Zwecke wieder zugeführt, indem er die Pfarre mit einem Konventualen besetzte. Dagegen intriguierte nun der Ortenauer Adel, der schon mehrfach einem Weltgeistlichen aus seinen Reihen die fette Pfründe zugewendet hatte. Der Papst ordnete schließlich eine Visitation durch das Bistum Straßburg an, die Visitatoren aber verliehen einem Leutpriester die Pfarre. Als

dieser mit List und Gewalt in die Kirche eindrang, kam es zu einer bösen Rauferei. Auch das Stadrvolk nahm gegen die Mönche Partei und insultierte sie auf offener Straße. Diese Auflösung aller Ordnung benutzten die Aebte von Schutterern und Ettenheim und versuchten einen Schutterer Mönch auf den Abtsitz in G. zu bringen. Mit Hilfe der rebellischen Klostermannen wurde das Gotteshaus erstürmt, wobei sich besonders der Abt von Zunsweier, ein Bruder des neuen Abts, hervorthat. Alle Vorräte wurden mit Beschlag belegt, den Mönchen selbst die nötigste Nahrung vorenthalten. In ihrer Not zogen diese mit der Klosterfahne nach Weißenburg und thaten dort vor Margarethe, des Königs-Heinrich VII. Gemahlin, einen Fußfall. Das half; die Königin ließ die frommen Männer durch ihren eigenen Mundschenken heimführen. Nur widerwillig wichen die Gegner, nachdem sie die fettesten

Schweine geschlachtet, viel Wein und Obst vergeudet, die kostbaren Privilegienbriefe zerrissen hatten. König Heinrich bestätigte später den Gnadenakt Margarethens; doch ehe dem Kloster Schadenersatz wurde für seine großen Verluste, mußten die Mönche nochmals bittfällig zum König und dann zum Kaiser wallen, der Abt sogar die weite Reise zum Papst nach Italien machen.

Raum war diese Not überstanden, so zog eine neue herauf. Sie kam von dem Straßburger Bischof, Heinrich von Stahleck. Die Auflösung aller Ordnung, wie sie die letzten Regierungsjahre Friedrichs II. charakterisiert, wußte der ehrgeizige Kirchenfürst geschickt zu benutzen. Er nahm Partei gegen den erkommunizierten Kaiser

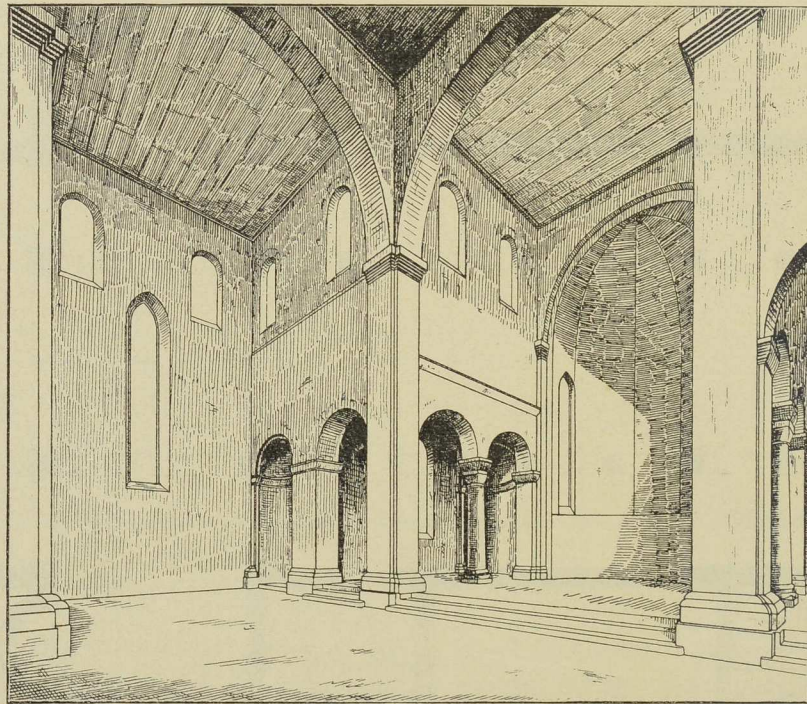
und eroberte, unterstützt vom Ortenauer Adel, im Jahre 1247 die zum Kaiser haltenden Hauptplätze der Ortenau und so auch Gengenbach mit großen Kosten. Es war das der reinste Gewaltakt, doch erfreute er sich päpstlicher Genehmigung. Kaum hatte der Bischof Gengenbach eingenommen, so ging er auch alsbald daran, den neuen Besitz nach Kräften zu sichern, indem er die Festungswerke der Stadt erheblich verstärkte.⁴³⁾ Auch ins innere Leben von Gengenbach scheint er mit energisch reformierender Hand

eingegriffen zu haben. So schaffte er im Jahre 1267 die „abscheuliche Gewohnheit ab, welche die weiblichen Nachkommen von der Erbschaft ausschloß“: er erklärte Töchter und Söhne für gleichmäßig erberechtigt.

Die ganze Zeit des Interregnums über blieb Gengenbach in der Hand des Straßburgers; erst Rudolf I. brachte mit anderem Reichsgut auch Gengenbach wieder an sich und

machte so Stadt und Kloster aufs neue reichsunmittelbar.

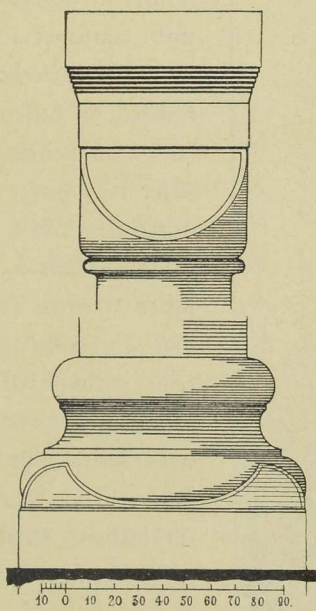
Lange sollte dies Glück nicht währen, „denn bereits begann sich an höchster Stelle die Auffassung geltend zu machen, daß Reichsgut und Stadtsteuern nichts weiter als gute Verfaßgegenstände seien, brauchbare Objekte für die Finanzoperationen und Fürstenpolitik der Kaiser“.⁴⁴⁾ Zu Anfang des 14. Jahrhunderts begannen die leidigen Verpfändungen, zunächst an die Grafen von Wettingen, dann an die Markgrafen von Baden. Freilich übten die jeweiligen Pfandinhaber die Obrigkeit nur im kaiserlichen Namen aus, aber mit der Reichsfreiheit der Stadt war es gleichwohl zu Ende. Zu dem Kampf gegen



Rekonstruktion der Innenansicht des Chors.

die Allgewalt des Abtes galt es von nun an auch vor Uebergriffen der Pfandherrschaft sich zu wahren, die städtische Justiz und Selbstverwaltung gegen sie zu verteidigen; denn die Pfandherrschaft hatten begreiflicherweise das Bestreben, die unmittelbaren Städte ihres Gebiets auf die Stufe gewöhnlicher Landstädte herabzudrücken, vor allem sie ihrer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen.

Das Kloster erlebte zu Beginn des 14. Jahrhunderts noch einmal eine Blüte seiner Macht durch Ludwig den Bayern, der ihm alle seine Rechte, mochten sie seither auch noch so sehr beanstandet worden sein, in vollstem Umfang

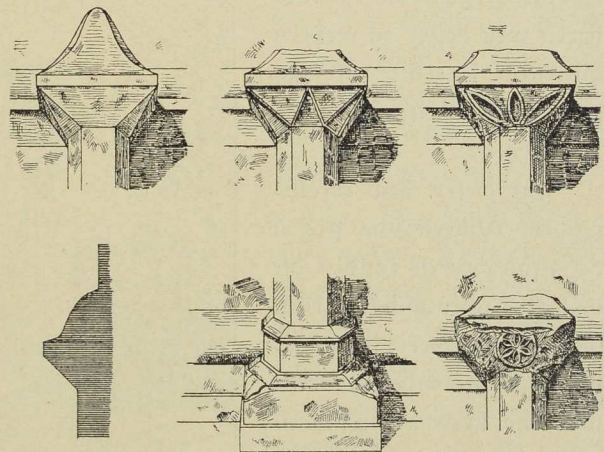


Säule aus dem Langhaus. (Zu Seite 19.)

neuerlich bestätigte. Offenbar wollte der Kaiser durch ein mächtiges Kloster die allzufreiheitliche Entwicklung der ortenauischen Städte zügeln. Alle städtischen Ämter ohne Ausnahme hatte nach Kaiser Ludwigs Privileg der Abt zu besetzen, nur er durfte Lehen und Erbe leihen; die klösterlichen Fallrechte sollte er unter allen Umständen erheben selbst von denjenigen Leibeigenen, welche als sog. Ausbürger hinter Stadtmauern Aufnahme gefunden hätten u. s. w. Man kann sich denken, wie rücksichtslos das Kloster dies kaiserliche Privilegium ausbeutete: die Fallpflichtigkeit wurde aufs spitzfindigste ausgedehnt, den Inhabern von Klostergut noch ein besonderer Zinspfennig auferlegt, die Heirat eines Klostersassen mit einer Fremden aufs äußerste erschwert, und was dergleichen mehr. Der Druck war

unerträglich, die Gebundenheit, welche das Privileg den Städten auferlegte, zu sehr gegen den mächtigen Zug der Zeit, als daß sie langen Bestand hätte haben können.

Eine höchst eigentümliche Erscheinung in dieser Zeit der Klosterallmacht ist der Abt Lambert von Bürn.⁴⁵⁾ Ein bedeutenderer Mann hat nie auf dem Gengenbacher Abtsstuhl gesessen. Zeller Kind, im Kloster selbst gebildet, wurde er später „wegen seltener Gelehrsamkeit, Klugheit und Erfahrung in den Staats-Geschäften“ die Seele der kaiserlichen Kanzlei und zugleich hintereinander Bischof von Brixen, Speier, Straßburg und Bamberg. Als Gengenbacher Abt arbeitete der seltene Mann durchaus im Interesse des



Pfeilerchen vom Außen der Chorabsiden. (Zu S. 19.)

Bürgertums und erwirkte den Ortenauer Städten eine Reihe der wichtigsten Privilegien, unbekümmert um den Haß seines ganzen Kapitels. Gegen eine mäßige Abgabe verzichtete er auf die $\frac{2}{3}$ von der Allmendnutzung und erkannte die Forsthoheit der Stadt in den Allmendwäldern bedingungslos an, dem Kloster nur den Zehnten des Holzertrags während.⁴⁶⁾ Ebenso entschlossen vertrat er die Städte gegenüber ihren Pfandherren, ja er schuf geradezu eine neue Grundlage für ihre Reichsunmittelbarkeit. Denn laut kaiserlichem Privileg, das er im Jahre 1366 durchsetzte, mußte jeder Pfandherr die Stadtrechte, wie sie der Stadtrat angab, anerkennen und außer dem Stadtgericht durfte nur noch das Reichshofgericht, nicht aber das Tribunal des Pfandherrn, sie vorladen. Dies Privileg setzte den pfandherrlichen Anmaßungen einen so kräftigen Damm entgegen, daß die

Städte trotz großer Unkosten es sich alle paar Jahre vom Kaiser bestätigen ließen.

Gengenbach, Zell und Offenburg erfreuten sich gemeinsam dieses wichtigen Freibriefs; gemeinsame Interessen ließen sie überhaupt von jetzt an den Pfandherren gegenüber Hand in Hand gehen. Sie stipulierten jetzt nach Verabredung ihre Verpflichtungen gegen die Pfandherren, zumal für kriegerische Zeiten: „Bei Zugriffen in des Reiches Land zu Mortenau geloben sie nachzueilen auf frischer That von einem Sonnenschein zum andern“; für Privatfehden dagegen verpflichteten sie sich zu keinerlei thatkräftigem Vorgehen. So vereint vermochten sich die Städte gegen die Pfandherren weit besser zu wehren als jede einzelne für sich gegen die Ansprüche des Klosters.

In dieser Zeit erfolgreichen Widerstands gegen die Pfandherren fanden die Gengenbacher auch den Mut, ihre Festungswerke noch vollständiger auszubauen. Eine stattliche, ja geradezu monumentale Mauerinschrift⁴⁷⁾ am sogenannten Prälatenturm (auf dem Plan S. 14 Nr. 4) belehrt uns, daß man im Jahre 1384 einen neuen Mauerumgang zu bauen anhub, ein großartiges Werk, das offenbar die Mittel der Gengenbacher überstieg und darum nur teilweise zur Ausführung kam.

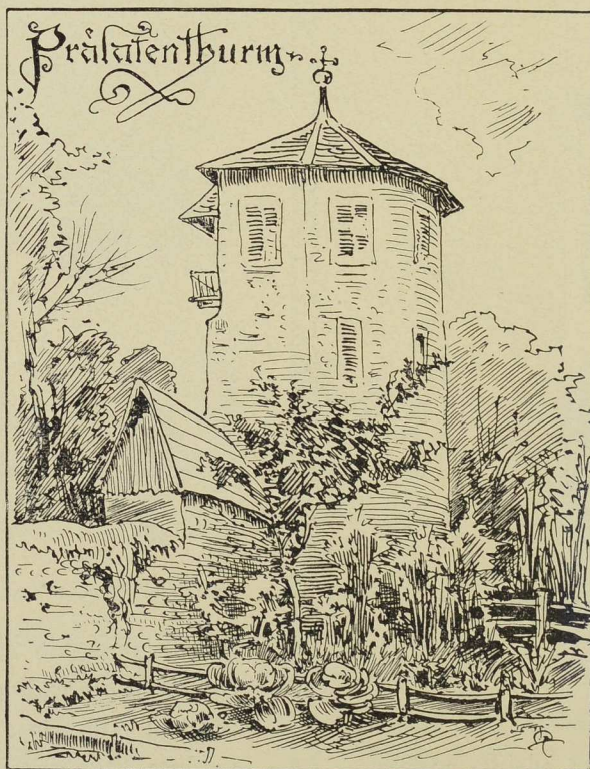
V. Die Festung. Das Stadtwappen.

Schauen wir uns diese kleine Festung, wie sie damals nach Umfang und Ausbau abschließend sich gestaltete, ein wenig näher an. Sie ist natürlich nicht geblieben, wie sie um 1400 war. Die vielen schweren Stürme, denen sie im Lauf der Zeit siegend oder unterliegend getrotzt, sind nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Aber wenn auch wiederholt zerstört und gründlich ausgebrannt,

wurde sie doch immer wieder wehrhaft hergestellt, ja durch neue Werke verstärkt, um mit der Verbesserung der Belagerungsmittel stets gleichen Schritt zu halten. Der Verfall begann nach der so gründlichen Zerstörung im Jahre 1689; er wurde ein vollständiger erst zu Anfang unseres Jahrhunderts, als mit der reichsstädtischen Herrlichkeit auch die Festung als solche in Abgang kam. Aber ist auch die heutige Stadt über die alten Werke, sie vielfach überbauend, an mehr als einer Stelle hinausgewachsen, hat auch im Interesse des Verkehrs manch' altes Bollwerk weichen müssen — es steht noch immer genug, um den Lauf und Umfang jener mittelalterlichen Werke deutlich erkennen zu lassen.

Vor allem sind die Türme, dieser Stolz jeder mittelalterlichen Feste, noch fast alle erhalten. In ansehnlicher Menge, sehr verschiedenen an Höhe, teils rund, teils eckig, bald über die Mauerflucht vorspringend, bald hinter ihr zurückbleibend, ziehen sie sich um das Städtchen, durch ihre ehrgeizig aufstrebenden Turmdächer noch heute weithin sichtbar. Da ist zunächst im äußersten Südwesten der gewaltige Niklaurturm. Seine jetzige Bekrönung

erhielt er freilich erst im 16. resp. 18. Jahrhundert, aber vorhanden war er an dieser Stelle gewiß von Anbeginn. An dem bedrohlichsten Punkt der ganzen Festung, so recht an ihrer vordersten Stirn gelegen, zeigt er besonders kräftige Verhältnisse, besonders derbes Quadergefüge.⁴⁸⁾ Er war für zahlreiche Verteidiger eingerichtet. Nicht nur die nach Norden und Osten ziehenden Mauerfluchten sollte er bestreichen, unter seinem starken Schutz lag auch das einstige Offenburger Thor (Plan Nr. 7), wo die wichtige, vom Rhein kommende Straße in die Stadt einmündete. Der Turm war mit der Ringmauer nicht unmittelbar



in baulichem Verband: offenbar sollte er, unabhängig von der Mauer, ein selbständiges Bollwerk bilden und auch dann noch gehalten werden können, wenn der Mauerkrantz erstiegen war.

Dieser Mauerkrantz, der hier beim Nikolausturm in etwas stumpfem Winkel umbog, war auf den verschiedenen Seiten der Festung von verschiedener Anordnung und Stärke. „Gegen Mittag, so beschreibt Placidus Künstle⁴⁹⁾ um 1725 die

Gengenbacher Befestigung, war über (d. h. vor) der innern hohen Mauer ein Zwinger,⁵⁰⁾ welcher mit einer etwas niedrigen Mauer und außerhalb mit einem von Quadersteinen gefütterten Wassergraben umgeben gewesen; außer diesem Graben war endlich der untermauerte Wall mit seinen Ecktürmen, der sich mit seinem Glacis bis an den Kinzigfluß ausdehnte; jetzt sind Gärten daselbst angepflanzt.“ Der S. 27 gegebene Durchschnitt zeigt den Zustand des Terrains, wie er jetzt ist, und punktiert den Zustand, wie er nach Künstle einst gewesen sein muß. Man ersieht daraus, der Zwinger hat sich so ziemlich erhalten; das von Künstle nicht erwähnte Rinnsal, welches um den äußeren Rand des Zwingers läuft, wird vom Gengenbach gespeist und konnte

durch eine Stellfalle beim Nikolausturm gestaut und veranlaßt werden, den ganzen Zwinger unter Wasser zu setzen. Gut erhalten ist die Stützmauer vor diesem Rinnsal, welche die den Gräben entnommene Erde, „die Fülle“, nach der Stadtseite zu stützt; verschwunden dagegen ist die „niedere Mauer“, welche am äußeren Saum der Fülle sich erhob und der hier postierten vorderen Linie von Verteidigern als Brustwehr diente. Man hat diese Mauer offenbar zur Einebnung des äußeren Grabens benutzt, desgleichen den Wall, an dessen

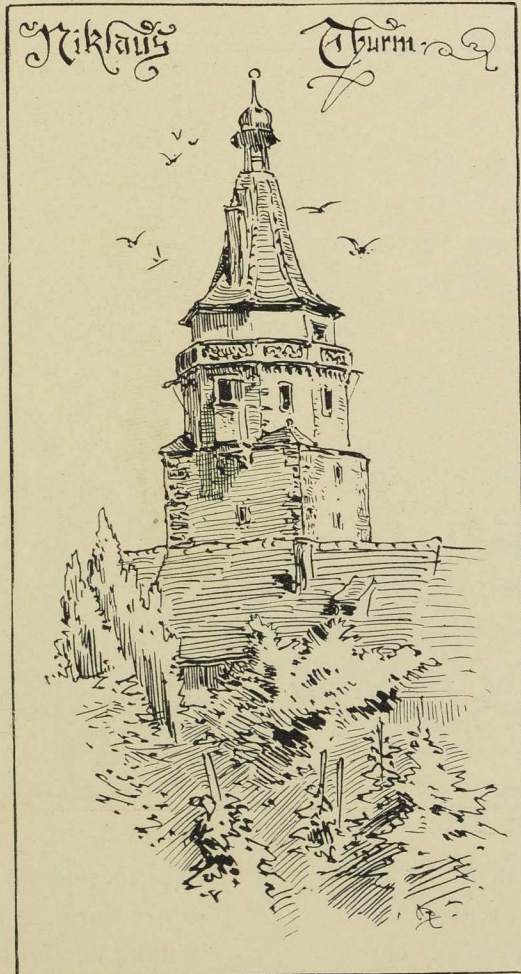
Ecken runde Türmchen standen, und der wohl seiner ganzen Länge nach mit Palissaden bewehrt war, so daß wir auf der Südseite nicht weniger als drei Verteidigungslinien hinter und über einander anzunehmen haben.

Folgen wir diesen Linien nach Osten, so führen sie uns zum Kinzigthor. Über diesem erhebt sich der höchste Turm der Festung; er ist, wie der Unterbau des Nikolausturmes, viereckig, der Thorweg

gotisch gewölbt, der innerste Bogen sogar als „Eselrücken“ gestaltet. In das hier weit sich aufthuende Kinzigthal wollte man von dieser Stelle nach etwa anrückenden Feinden auspähen können, daher baute man den Turm so ganz besonders hoch. Möglich auch, daß man wesentlich eine imposante Fernwirkung damit bezweckte, denn auch dazu erbauten die Vorfahren ihre Turmriesen. Auch der Kinzigturm hat erst in später (Rokok-) Zeit seinen oberen Abschluß und die schmückenden Zuthaten erhalten, doch soll das Sturmglockchen im obersten Dachstuhl die Jahreszahl 1221 tragen⁵¹⁾, und eine Turmuhr wurde schon im Jahre 1385 hier angebracht, gewiß eine der ältesten ihrer Art im ganzen Thale. Doch noch im Jahre 1600 hatte der Portner am Kinzigthor die Stunden auszurufen;

hier war zu allen Zeiten die Feuerwache. Gleich dem Nikolausturme war auch der des Kinzigthors etwas hinter die Mauerflucht zurückgezogen und von dem Laufgang isoliert, indem dieser nicht durch den Turm, sondern auf der Stadtseite um ihn herumführte.

Der weitere Verlauf des Zwingers und der Vorwerke im Südosten ist vollständig verwischt und in den Gartenanlagen des Deichelweihers untergegangen. Da wo der Mühlbach die Ringmauer durchbricht und ebenso an der Ostecke



standen gewiß einst bedeutende Türme — sie sind spurlos verschwunden, wurden wohl im 17. Jahrhundert von den Franzosen in die Luft gesprengt.

Im Osten und Nordosten, wo das überschwemmbarere Vorterrain einen Angriff sehr erschwerte, war die Stadt- und hier zugleich Klostermauer verhältnismäßig niedrig und kaum 50 cm dick. In Abständen von 3—4 Meter zeigte sie an der Brustwehr meterbreite, jetzt zugesetzte Schlize. Auf der Innenseite lehnt sich ein 2 Meter hoher und fast meterbreiter, massiver Wallgang an die Mauer derart an, daß die Verteidiger auf diesem Gang bequem durch die Schlize hinaussehen und ihre Schusswaffen gebrauchen konnten. Ein Ziegeldach (vgl. Abb. S. 17 u. 27) wird Mauer samt Wallgang unter seinen Schutz genommen haben.

Das schöne Wiesengelände, das, sacht ansteigend, auf der Ostseite vor der Festung sich breitet und vom Gengenbach bewässert wird, heißt noch heute der „Schneckenbühl“⁽⁵²⁾ oder die „Schneckenmatte“; es diente einst in mönchischen Zeiten zur kunstgerechten Aufzucht großer Weinbergsschnecken, die als Fastenspeise geschätzt waren.

Die Festung besaß auf dieser Ostseite einen breiten Graben, welchen der Gengenbach durchströmte und, wenn gestaut, bis zum Rand erfüllte. Aber statt der Zwingermauer war hier nur ein untermauerter Wall mit Türmen an den Ecken und davor nochmals ein Graben. Wo die Ringmauer im Norden ganz dicht an den Fuß des Kastellbergs heranrückte, mußten auch Wall und äußerer Graben in Wegfall kommen; hier bildete also der vom Bach durchströmte innere Graben die einzige Verstärkung des Mauergürtels. Künstle versichert nun zwar, daß der Gengenbach früher „einen stärkeren Strom machte“; aber es begreift sich immerhin, daß die Bürger

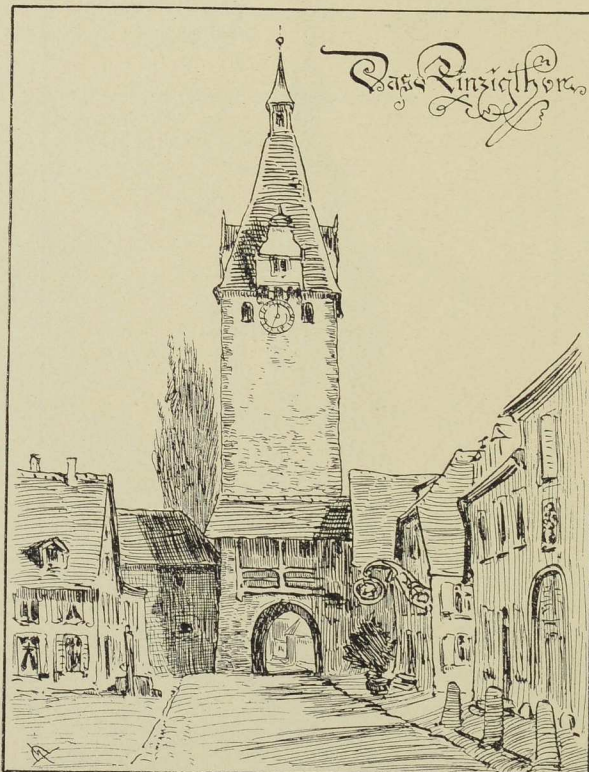
DESS RINZIGTHOR.

diesem Abschnitt ihrer Festung am wenigsten trauten, und daß im Jahre 1384 gerade hier mit dem oben erwähnten verbesserten Mauerumgang der Anfang gemacht wurde;⁽⁵³⁾ kräftige Pfeiler wurden in gleichen Abständen der Mauer auf der Innenseite vorgelegt, darüber von Pfeiler zu Pfeiler Bogen geschlagen und darauf dann die hölzerne, gedeckte Brustwehr erstellt. Sehr weit ist diese Mauerbekrönung nicht gediehen, die Pfeiler, auf denen sie ruhte, lassen sich ostwärts vom

Prälamenturm nur etwa 50 Meter weit, westwärts nicht einmal bis hin zum Oberthor verfolgen. Auf der übrigen Mauer, die weder eine Pfeilerstellung wie im Norden, noch einen massiven Wallgang wie im Nordosten besaß, wird man sich mit einem Wehrgang von weniger solider Konstruktion beholfen haben.⁽⁵⁴⁾

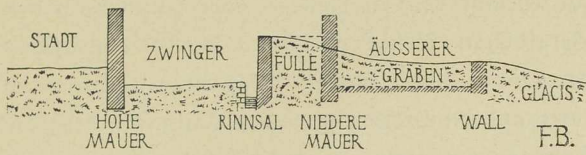
Im Nordosten war, wenn wir Künstle glauben dürfen, auch der Kastellberg an die Festung angegliedert: „Von dieser Höhe war eine hohe Mauer mit Rondellen, welche aber schon längstens (!) ausgegraben worden, den Berg herunter geführt bis zu einem Turm,

nahe am Fuß des Berges und dem Festungsgraben. Dieser Turm, um der Ausfälle wegen, und um die Festung mit dem Schlosse (Kastelle) zu verbinden, hatte in dem untersten Stockwerk rechter Hand eine Thüre und eine andere linker Seits. Oberhalb hatte er auch die dritte Thür, um die wandelbare Brücke (Zugbrücke) über den Graben von dem entgegengesetzten Turme aufzunehmen. Der letztere Turm (vielleicht der zwischen Oberthor und Prälamenturm oder dieser selbst) ist noch einseitig zu sehen. Der erstere aber, welcher schon lange bis auf besagtes Stockwerk zerstört worden, ist vor wenigen Jahren auf Befehl des Stadtrats ausgegraben worden.“ Stammt vielleicht das verwitterte Mauermaterial, das in



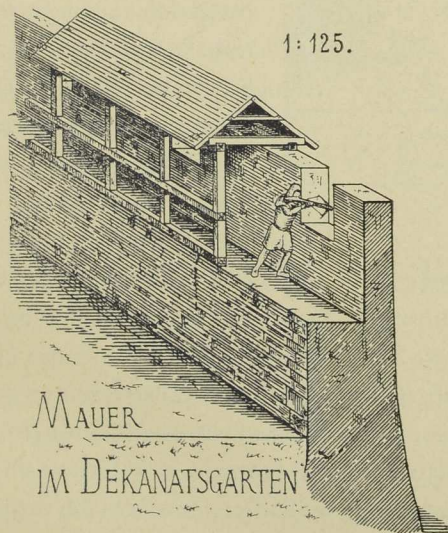
DESS RINZIGTHOR.

großer Menge bei „Vetters Garten“ umherliegt, von dieser merkwürdigen Bergfestung her?



Stadtbefestigung im Südwesten. (Zu S. 25.)

Im äußersten Norden des Stadtgebiets befindet sich das Oberthor, den Verkehr mit dem vorstädtischen Oberdorf und den Bergforsten vermittelnd (f. S. 28). Auch es war loslösbar vom Wehrgang, dieser, wie am Kinzigthor, um ihn herum, nicht durch sein Inneres geführt. Der Turm ob diesem Thore ist viereckig, von geringer Höhe. Die Stelle, wo er sich erhebt, gestattet keine weite Umsicht, hier erfüllte auch ein kleiner Turm vollständig seinen Zweck. Das seltsam geformte Dach, der Stundenkreis für eine Sonnenuhr an der Südwand, ein Stück Wehrgang mit gedeckter Zugangstreppe, endlich der tiefe Thorweg im Erdgeschoß, das alles verleiht dem Bauwerk einen aparten Reiz und zusammen mit den verwetterten Nachbargebäuden macht es ein gar stimmungsvolles Bildchen aus, das schon manchen Maler zum Pinsel greifen ließ.



Nicht viele Schritte westlich vom Oberthor springt der runde Schwedenturm aus der Mauer vor, „einseitig“, das heißt nach der Stadt zu offen. Durch seinen Namen erinnert er an eine Heimsuchung der Stadt vom Jahre 1637.

Die Ringmauer ist hier im Westen fast gänzlich in die Häuser verbaut, überhaupt von der Festung gar wenig mehr zu erkennen. Wieder erweist sich Künstlers Beschreibung als durchaus zutreffend; nachdem er bemerkt, daß die Befestigung „gegen Abend“ die nämliche war, wie gegen Mittag, fährt er nämlich fort: „Doch ist auf dieser Seite alles geändert worden; auf die innere hohe Mauer wurden Häuser erbauet, welche den Zwinger und die niedrige Mauer bis an den Graben einnahmen. Der (äußere) Graben ist erst dieses Jahr (1725 etwa) der Erde gleich gemacht worden, damit diese Häuser näher mit der um den Graben liegenden (Unter)stadt in Verbindung kommen möchten.“ Ein Blick auf unsern Plan S. 14 zeigt, daß die jetzige Grabenstraße offenbar dem äußeren Wehrgang auf der Fülle entspricht.

Viel ist, das lehrt dieser Rundgang um die Mauern, von Gengenbachs einst so stolzem Festungsgürtel im Lauf der Zeiten abgedröckelt worden, durchweg fehlen die Sinnen, stellenweise sogar die Mauern, die Türme bis hinunter zu den Fundamenten. Wundernehmen darf uns das nicht, und niemandem erwächst daraus ein Vorwurf. „Der Lebende hat Recht,“ das gilt im großen Nürnberg, warum sollte es im kleinen Gengenbach nicht ebenso sich geltend machen?

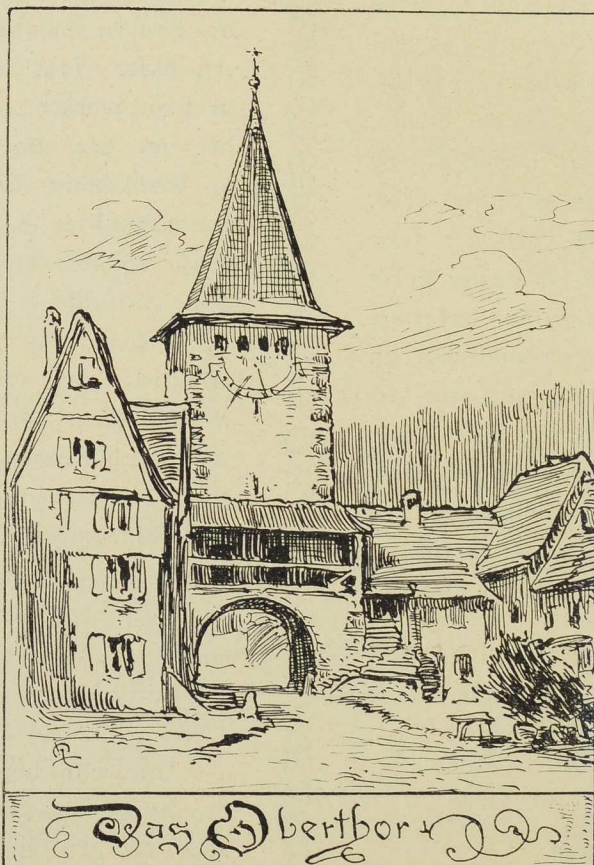
In die Zeit bürgerlichen Aufschwungs, welche den Ausbau des Mauergürtels durchsetzte, gehört auch die Einführung eines eigenen Stadtwappens. Von gefälliger Gestalt wie es war, konnte es füglich als Tierat Verwendung finden, und so haben es denn auch die Gengenbacher in stolzem Wohlgefallen fleißig abgebildet. Allenthalben schaut es uns entgegen, an den Thoren, am Brunnen und zahllose Male auf den Grenzsteinen der nahen Wälder. Es stellt den einköpfigen Reichsadler dar, auf dessen Brustschild ein springender Salmen sich krümmt. Wie kam die Stadt zu diesem Zeichen? Mone⁵⁵⁾ will den Fisch daraus erklären, daß im Mittelalter in der Kinzig der Salmenfang stark betrieben worden sei. Aber diese Erklärung befriedigt doch nur halb; mit demselben Recht hätte noch manche andere Stadt dies Abzeichen wählen können.

Ja wenn es sich bloß darum handelte, den Namen des alten, von der Klosterchronik schon im 17. Jahrhundert erwähnten⁵⁶⁾ Gasthauses „zum Salmen“ zu erklären; denn das wird zuzugeben sein, daß zwischen dem blühenden Salmenfang und dem an der Kinzig so häufigen⁵⁷⁾ Wirtschild „zum Salmen“ ein innerer Zusammenhang besteht.

Ich möchte darum eine andere Deutung des Salmen im Gengenbacher Stadtwappen vorschlagen, die sich durch viele Analogien stützen läßt. Man kennt gewiß das Wappenbild der benachbarten Stadt Offenburg: ohne jede Rücksicht auf den englischen Prinzen Offo und seine Burg ist man dort bei der Wappenschöpfung einfach volksetymologisch zu Werk gegangen, und so wurde das offene Burgtbor zum Offenburger Stadtzeichen. So ist auch der Bär zum Wappentier von Bern und Berlin geworden, obgleich beider Städte Namen mit dem Bären nichts zu schaffen haben. So sind die Heraldiker auch anderwärts vorgefahren, und so dürfte es auch bei der Aufstellung des Gengenbacher Wappens zugegangen sein.

Was will der Name eigentlich besagen? „Gäng“ ist gut deutsch und heißt „rasch, schnell,“ Gängenbach ist also „Schnellenbach.“ So hieß einst⁵⁸⁾ — und das mit Recht — der muntere Bach, der um und durch das Städtchen zur Kinzig eilt, und vom heutigen Geschlecht meist Zeigerach oder mehr thal- auf der Pfaffenbach gescholten wird. Wie so häufig übernahm dann die menschliche Ansiedlung den Namen des Wassers, an dem sie gelegen. Besonders gern geschah das bei klösterlichen Gründungen: man denke nur an Murbach und Bronnbach, Schwarzach und Alpirsbach. So wird vom Bach zuerst das Kloster, dann auch das Städtchen Gängen,

d. i. Schnellenbach genannt worden sein. Nun aber verwischte sich mit der Zeit die wahre Bedeutung des Wortes — oder schien doch den Heraldikern wenig geeignet, den Wappenschild danach zu illustrieren — kurz man suchte nach einer andern Erklärung. Der Hauptfisch des Bodensees, seit alters merkwürdig durch die regelmäßigen Züge oder Gänge, in denen er zur Laichzeit an wenigen, ganz bestimmten Stellen des Sees zum Fang sich einstellt, heißt vielleicht eben hiervon der Gangfisch,⁵⁹⁾ lateinisch salmo muraenula, der murenenartige Salm. Sollten nicht die Gengenbacher des XII. oder frühestens XI. Jahrhunderts, als sie nach einer sprechenden Zier für ihr Wappenschild sich umsahen, im Worte Gängenbach den Gangfisch herausgehört haben? Besonders den Gengenbacher Mönchen lag diese Ideenverbindung nahe, denn von Anbeginn stand das Kloster, wie früher⁶⁰⁾ bemerkt, mit der Reichenau im Untersee in lebhaftem Verkehr. und die beliebteste Fastenspeise der Reichenauer war gewiß keinem Klosterbruder an der Kinzig unbekannt.



VI. Der Verfall des Klosters.

Die verstärkte Befestigung, zu der die Bürgerschaft anno 1384 und in den folgenden Jahren sich aufgeschwungen hatte, sollte sich nur zu bald bewähren. Im Jahre 1395 versuchten nämlich die Straßburger das Städtchen zu überrumpeln, was aber vollständig mißlang; sie mußten sich begnügen, das bei der Leutkirche gelegene, erst 1302 gegründete Frauenkloster zu verwüsten und in den Vorstädten einigen Schaden anzurichten.

Die Bürgerschaft von Gengenbach war in dieser Zeit überhaupt sehr regsam trotz allen Druckes. Neben den aristokratischen „Zwölfem

des Rats“ gewannen jetzt auch die niederen Stände Bedeutung und wählten aus ihren vier Zünften den „jungen“ Rat und jährlich wechselnde Stettmeister. Doch zunächst sollte diese Neuerung nur von kurzer Dauer sein: der Straßburger Bischof, zum Schiedsrichter zwischen dem alten und neuen Rat bestellt, vertrat rücksichtslos das Interesse des Adels, schloß die Zunftstuben und setzte die Stettmeister ab.

Das Kloster wurde um dieselbe Zeit mehr und mehr das „Spital der Ortenauer Ritterschaft“, wo diese ihre entarteten Söhne versorgte. Seit Lambert von Burn saßen nur Adlige auf dem Abtstuhl, seit dem Jahre 1461 wurden überhaupt nur noch Adlige in das Kloster aufgenommen, bei der Aufnahme nicht mehr nach Gelehrsamkeit und religiösem Wesen, sondern nur nach dem Stamm-

baum gefragt — zum größten Schaden für das Gotteshaus. Schien es, äußerlich betrachtet, ein Zeichen von Wohlstand, wenn im Kloster lauter Adlige ernährt werden konnten — im Grunde war es „des ganzen Übels Ursprung“, wie man schon im 18. Jahrhundert

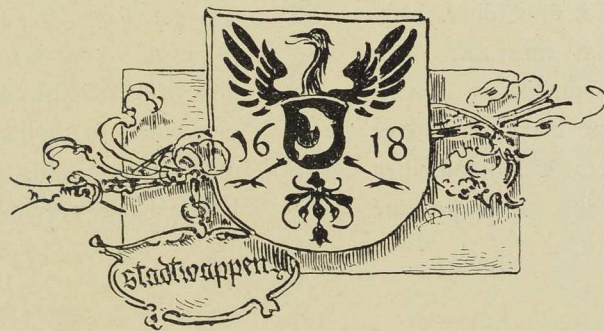
richtig erkannte: „denn entweder keine oder doch sehr geringe Subjecta präsentierten sich, so daß nach und nach dem Gotteshaus die capablen Leute fehlten.“⁶¹⁾ Die eigentlichen Aufgaben des Stiftes wurden von den adligen „Pfründenfressern“ schändlich mißachtet. Im J. 1437 ließen sie sich ausdrücklich von jeder Pfarrethätigkeit dispensieren, die jetzt schlecht besoldeten Vikaren anheimfiel.

Höchst bezeichnend für diesen exklusiv aristokratischen und weltlich gerichteten Konvent ist es, daß zu eben dieser Zeit Abt Konrad von Blumberg (1398—1415) unter dem Triumphbogen der Abteikirche einen hohen, gotischen Lettner⁶²⁾ erbauen ließ, der das Chor den Blicken der Laien vollständig entrückte. Man wollte offenbar in der Erfüllung oder Nichterfüllung seiner Gebetspflichten vom Laienpublikum nicht ferner kontrolliert sein. Daß die schöne Gesamtwirkung des

Kircheninnern durch diesen Einbau gestört wurde, kam daneben wenig in Betracht.

Immer mehr sah sich die Stadt, da Kirche und Pfarre unversehen waren, in die Lage versetzt, ihrerseits die cura morum in die Hand zu nehmen und durch eigene Pfarrer, für welche wohl reiche Bürger die Pfründe stifteten,⁶³⁾ dem kirchlichen Vorstand zu steuern. Schlimm stand es auch mit der Klosterschule: sie wurde natürlich schon längst nicht mehr von den Ordensherren, sondern von einem um Williges gemieteten Lehrer besorgt, der herzlich wenig leistete. So entschlossen sich die Bürger, zumal sie ihre Kinder ungern in das übel berüchtigte Kloster schickten, im Jahre 1495 zur Errichtung einer eigenen Schule. Doch der Klostermagister, der auf die Einnahmen von den Stadtkindern angewiesen war, jagte bei einer Procession mit Hilfe der Konventualen die Stadtschule auseinander. Ein Schiedsgericht stellte hierauf das Schulmonopol des Klosters wieder her, das im Jahre 1507 auch die kaiserliche Bestätigung erhielt; eine Besserung aber trat nicht ein, das beweisen die nie verstummenden Klagen.

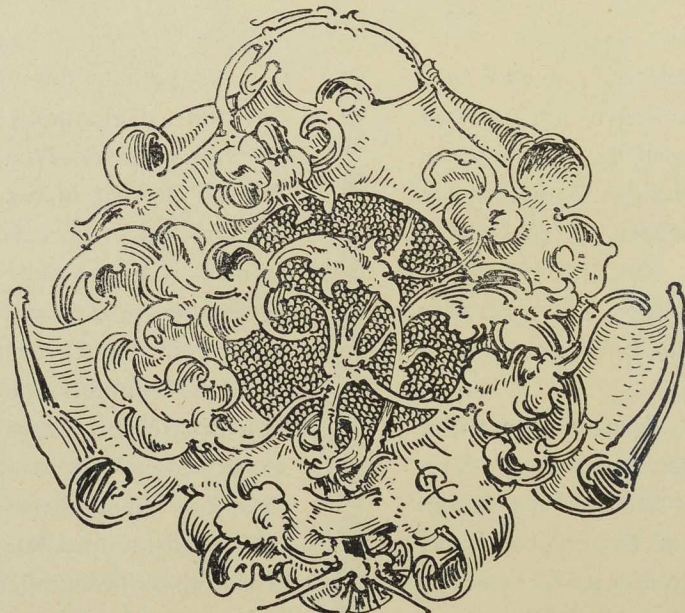
Es versteht sich von selbst, daß bei so consequentem Müßiggang der weltlich gerichteten Mönche auch die Klosterzucht nicht gedeihen konnte: sie war in der That entsetzlich gesunken. Die Ordensleute lebten meist in Privatwohnungen, speisten auch gar nicht mehr zusammen, führten überhaupt ein Leben, das sich in nichts von dem anderer junger Edelleute unterschied. Nichts war z. B. gewöhnlicher, als die patres in öffentlichen Wirtschaften an Zechgelagen teilnehmen zu sehen. Ganz ungeniert hielten sich die meisten Konkubinen. Auch das Mönchshabit und die Tonsur kamen ab; die Mönche trugen Waffen und erlaubten sich gelegentlich die schlimmsten Gewaltthätigkeiten gegen Bürger und Bürgerstöchter, ohne daß die Äbte sie zur Züchtigung gezogen hätten. Diese trieben es meist selbst nicht besser, ja erschienen öfters als die schlimmsten von allen. Am ökonomischen Verfall trugen sie jedenfalls in erster Linie die Schuld.⁶⁴⁾



Bei den Lebensansprüchen, die Abt und Konventualen machten, konnten natürlich auch die größten Einkünfte nicht ausreichen. Dazu kam, daß die Herren mit den Pfründen, die sie geradezu kontraktlich sich anweisen ließen, wie mit eigenem Vermögen schalteten. Geschah es doch nicht selten, daß sie das ihrer Nutznießung überlassene Klostergut ganz oder stückweise veräußerten. Immer häufiger mußte daher das Klostervermögen vor der Verschwendung seiner Nutznießer geschützt und durch die Pfandherren unter Sequester gestellt werden. Statt durch Sparsamkeit suchte man lieber durch Steigerung der Einkünfte der drohenden Überschuldung zu begegnen. Härter und härter wurden die Leib- und Güterfalle eingetrieben, immer rücksichtsloser der Zinspfennig, der große und kleine Zehnten erhoben, peinlich über den verhassten Wasserrechten gewacht. Vergebens legten sich im Jahre 1460 die Pfandherren ins Mittel und empfahlen den frommen Vätern, doch „nach christlicher Barmherzigkeit“ mit den Fällen zu verfahren. Der Druck wurde nur immer ärger; die Zinsmeister des Klosters spielten von Jahr zu Jahr eine

größere Rolle; durch die unerbittliche Spitzfindigkeit, mit der sie die Gerechtsame des Gotteshauses möglichst einträglich interpretierten, wurde Viehstand und Mobilien der Klosterbauern mehr und mehr zu unsicherem Besitz. Kein Wunder, daß die Bevölkerung um die Mitte des 15. Jahrhunderts in erschreckender Weise zurückging, daß man zu Gengenbach damals viele Häuser leer stehen und in Trümmer sinken sah, daß große Bauernhöfe wüst lagen. So war das Kloster schon geraume Zeit, bevor die Reformationsstürme über es hereinbrachen, moralisch und ökonomisch völlig bankrott.

Eine etwaige Fortsetzung dieser Bilder wird zu zeigen haben, wie das Kloster den Stürmen des 16. Jahrhunderts erlag, erlag bis zu völliger Auflösung, wie es darnach durch die Thatkraft bürgerlicher Äbte nochmals erfreulich emporkam, bis im 17. Jahrhundert unerhörte Heimsuchungen über Stadt und Kloster hereinbrachen und dem Wohlstand dieses letzteren einen Stoß versetzten, so tödlich, daß es auch unter treueren Oberhirten, als die letzten Äbte waren, ihn schwerlich je hätte verwinden können.





Anmerkungen.

- 1 Vgl. J. Panzer, bayrische Sagen und Bräuche I, S. 5, 23, 31, 69, 206, 356, 358, 379, II, 381, 548.
- 2 Aus der ehemaligen Kirche des Bergklosters bei Worms stammt auch das jetzt im dortigen Dom befindliche, übrigens nichtsagende Reliefbild der drei Berthen. Vgl. Kunstdenkmäler von Rheinhessen S. 193.
- 3 Der Hund und die Fackeln erinnern entschieden an Hekate, die dreigestaltige Totengöttin der Griechen, und an ihren düsteren Kultus.
- 4 Zu Schildturn in Niederbayern stand im Einberthen-Zeitigtum eine Wiege, die noch in später Zeit fleißig in Bewegung gesetzt wurde von allen denen, welche eine Vermehrung ihres Hausstandes sich wünschten oder in Bälde ihm entgegenzogen. Vgl. Panzer a. a. O. I. S. 69.
- 5 Gleich Parzen und Nornen liegen auch unsere oberdeutschen Schicksalschwestern fleißig dem Spinnen ob. Den Neugeborenen, denen sie Gaben verleihend sich nahen sollten, legte man daher wohl Kunkeln in die Wiege, um die göttlichen Spinnerinnen recht gnädig zu stimmen. Vgl. Herz, Deutsche Sage im Elsass S. 51 f.
- 6 Doch vergl. auch Paul, Grundriß der german. Philologie I, 1023 ff.
- 7 Beide Namen, Perpetua so gut wie Felicitas, klingen auch etwas wie die von Schicksalswesen. Mit Perpetua findet sich Einbethe auch in Adelhausen bei Freiburg gruppiert. Übrigens werden anderwärts alle drei Berthen ohne Weiteres zu christlichen Heiligen befördert, so zu Worms (vgl. Anm. 2), so zu Straßburg, und mit der rheinischen Legende der h. Ursula in Zusammenhang gebracht. Vgl. Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins VIII, S. 666. Unter dem Hauptaltar von Alt-St. Peter in Straßburg sollen noch jetzt 3. T. ihre Gebeine ruhen; im 15. Jahrhundert hatte ihnen ein frommer Chorherr eine eigene Seitenkapelle in genannter Kirche erbaut. — In die Gesellschaft der h. Ursula gehört u. a. auch der h. Jakobus von Nisibis, der mit den 11000 Jungfrauen zugleich den Tod gefunden haben soll: offenbar wurde auch er zeitweilig auf dem Gengenbacher „Bergle“ verehrt, das davon den Namen „Jakobi-Berg“ erhielt, mit dem es noch heute gelegentlich benannt wird. Vgl. J. f. G. d. Ob. a. a. O. S. 662. Auch in Meransen in Tirol wurde dieser heilige zusammen mit den 3 Jungfrauen angebetet. Vgl. Panzer a. a. O. S. 5.
- 8 Erwähnt wird sie zuletzt von Placidus Künzle (bei Kolb, Lexikon I, 370), der bezeugt, daß um 1725 die heiligen Jungfrauen Einbethe und — Cordula auf dem Bergle verehrt wurden. Auch die h. Cordula gehört zu den 11000 Jungfrauen und fällt insofern nicht aus dem Kreis der bisher genannten Heiligen heraus.
- 9 Darauf machten mich Herr Direktor Haug und Professor L. Baumann in Mannheim gütigst aufmerksam. Der Rekonstruktion liegt eine Zeichnung des Monuments zu Grund, mit welcher Herr Geheimerat Ernst Wagner in Karlsruhe mich beschenkte; als Vorbild diente die Hedderheimer Gigantensäule. Vgl. Donner von Richter und A. Kiese, die Hedderheimer Ausgrabungen. In der Deutung des Denkmals schloß ich mich Kiese an; Freidhofs dagegen gerichtete Einwände (Programmbeilage vom 17. März 1892) konnten auch mich nicht überzeugen.
- 10 Vgl. Kolb, Lexikon von Baden I, S. 368.
- 11 Daß die Fortsetzung des Säulenschafts nach oben eine sehr erhebliche war, dafür sprechen die Dübelvorrichtungen der Oberfläche. In einem der kleineren Löcher steckt noch ein Stück des eisernen, verbleiten Dübels.
- 12 Vgl. J. f. G. d. O. VIII, S. 663. Die hier ihrem wesentlichen Inhalt nach abgedruckte Chronik (protocollum Gengenbacense) fiel mir vor Jahresfrist durch einen glücklichen Zufall in die Hände; sie wird für meine spätere Darstellung Hauptquelle sein.
- 13 Fröhner, Großherzoggl. Sammlungen No. 85. Brambach C. J. Rh. 1681.
- 14 R. Bissinger, Trümmer und Fundstätten aus römischer Zeit No. 93. Derselbe in J. f. G. d. O. IV, 275 Anm. I.
- 15 Aloys Schulte in seinem feinen Aufsatz über „Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau.“ J. f. G. d. O. IV, 300 ff.
- 16 Gothein, Wirtschafts-geschichte des Schwarzwalds I, 210. Wie sehr meine ganze folgende Darstellung, und zwar im Besten, was sie bietet, von Gotheins vortrefflichem Buche abhängig ist, wird jeder Kenner desselben sofort durchschauen.
- 17 Vgl. Künzle's Bericht über die Klostergründung bei Kolb a. a. O. S. 369 f.
- 18 Alle Gengenbacher Mönche führten deshalb das Cognomen Maria.
- 19 Vgl. die monumenta des Gallus Mezler im Freiburger Diöces.-Archiv XVI, S. 159.

- 20 Noch jetzt heißt ein Zinken südlich von Nordrach im Zarmersbacher Thal, der einst dem Gengenbacher Kloster gehörte, die „Schottenhöfse.“ Zansjakob, Wilde Kirichen S. 335.
- 21 Der schon sehr früh nachweisbare Zusammenhang zwischen Gengenbach und der Reichenau hat wohl auch zu der völlig unerweislichen Vermutung verleitet, daß Gengenbach gleich der Reichenau eine Stiftung des h. Pirmin sei. Vgl. Mabillon, annales ordinis S. Benedicti II, 72 § 75.
- 22 Vgl. Württembergische Kirchengeschichte des Calwer Verlagsvereins S. 4, 10, 17.
- 23 Gothein a. a. O. S. 210.
- 24 Von den Reugeldern erhielt der Abt $\frac{2}{3}$, der Vogt $\frac{1}{3}$. Die Stadt Gengenbach war dem Vogt außerdem schuldig, vier Esel zu stellen „sich damit uff das Schloß zu beholzen.“ Dies „Eselrecht“ gab viel Anlaß zu Spähnen; u. a. kam es vor, daß der österreichische Amtmann der Haber, welchen er für die Esel erhielt, nur zum Teil an sie verfüttern ließ, ihnen also Abbruch that „an ihren Pfründen“, so daß die Esel durch schlechte Fütterung „mehrmalen abgangen sind“ und von der Stadt durch neue ersetzt werden mußten. (Vgl. das ungedruckte Ratsprotokoll vom Jahre 1592.) In Jensens „Schwarzwald“ findet man auf S. 82 den Eid, welchen der Eselsknecht den auf Tierschutz bedachten Stadtvätern schwören mußte.
- 25 Eine charakteristische Probe von altdeutscher Rechtsformulierung überliefert die Zimmersche Chronik (III, 394) aus Anlaß der Gerichtsbarkeit, welche Gengenbach in Bessendorf bei Oberndorf a. Neckar ausübte: Wann der abt das gericht erfordert, so ist er auch schuldig, den weltlichen oberherren des dorfs darzu zu laden. Wa derselb dann kumen will, soll er mit dritthalben pferden von Oberndorf hinuf reiten und nit mehr. Jedoch begegnet im ein varender schueler oder ain guete meß, die mag er wol laden mit im zu ziehen; doch soll er dem selben schueler oder der meßen kainen geren (d. i. Armzwickel, Falte) uff dem rock zerren. Wann er nun hinauf kombt, soll er ain schwarzen lindschen (d. i. weichen) Mantel umb haben und soll man sein dritthalben pferden das suetter geben. Das mag der herr in den mantel emphahen. Doch soll der haber so lauter und rein sein, das im fein helmle an dem mantel behang; dann wann solichs geschach, so gibt man im andern habern, bis er so sauber ist, das im nichts am mantel behangt. Doch so bleibt im der erst habern allen, wieviel fein wart, bis er so sauber wart, wie gehört . . . Ob dann ain pair umb ein frevel gestrafft wurd und wollt sich den zu geben sperren, mag des abts anwalt im ein seidin faden umb sein waichi spannen, den soll er nit brechen, auch weder under oder über den faden herauf gon, bis er bezalt. Wa er sollichs aber verachtet, darüber oder darunter herauf gieng, oder den faden brech, so ist dem goghaus sein hof eigentlichen haimgefallen . . . Wesentliche Züge altdeutscher Rechts, wie sie Jacob Grimm (vgl. Savigny's Zeitschrift für geschichtliche Rechtsw. II, S. 26 ff.) so feinsinnig nachgewiesen hat, finden wir hier beisammen: die liberale, schalkhafte Unbestimmtheit der Definition, die reiche, sinnfällige Bildersprache, die Freude an symbolischen Handlungen, die „Vergnügtheit“ und gemüthliche Stimmung im Ganzen. Zum besseren Verständnis der Bessendorfer „Gewohnheit“ sei hier beigefügt, was Reyscher (altwürttem-

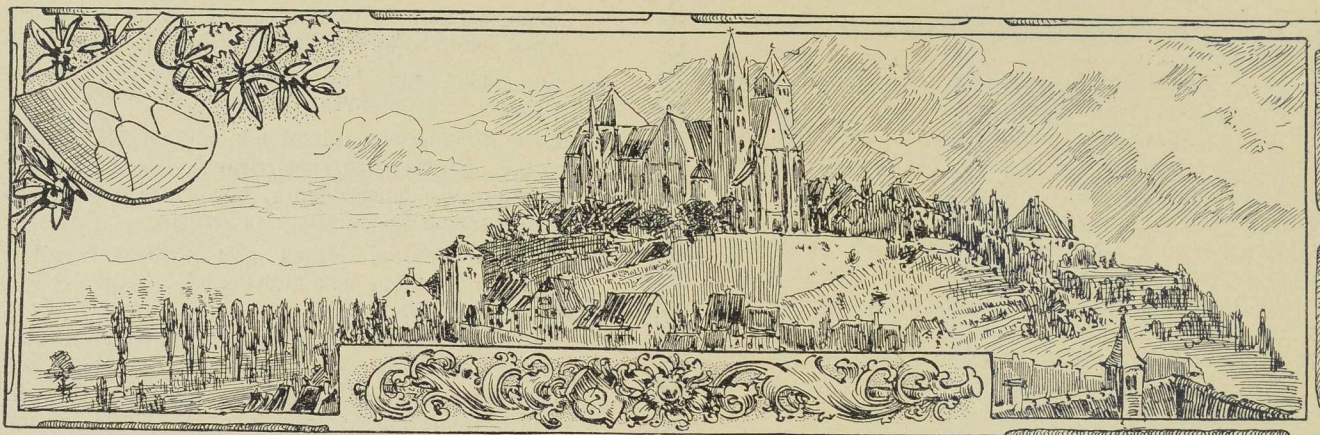
- bergische Statutenrechte S. 43) über das Herbergsrecht der Alpirsbacher Abte im Dorfe Hopfen mitteilt: dort durfte nämlich der Abt jederzeit einkehren „selbritt mit zwei Winden und einem Vogelhund, und war, daß ihm ein Biedermann (ib. S. 37: Leutpriester oder Edelmann) begegnet uf dem feld, den mag er wol mit ihm dahin laden, aber er soll ihn nit in den Jaun greifen, daß er ihn mit ihm ziehen wolle.“ Ueber die schreibbare Fesselung des Missethätters mit dem Seidenfaden ist Otto Gierkes vortreffliches Buch „Der Humor im deutschen Recht“ 2. Aufl. S. 50 ff. zu vergleichen.
- 26 Nur die Leibeigenen des Klosters durften geringe Holzarten daraus entnehmen, „soweit sie mit ihrem Leibe hinaustragen konnten; dafür mußten sie dem Abt Forstbühner und Forsthafer reichen. Wenn sie ein Haus bauten, so erhielten sie vom Abtei-Förster fünf Hölzer angewiesen. Vgl. Gothein a. a. O. I, 235.
- 27 Vgl. Gierke a. a. O. S. 14.
- 28 Jeder neu erwählte Abt mußte noch in späten Zeiten dem Bamberger, als Anerkennung der Lehnshoheit, 500 fl. bezahlen.
- 29 W. Lübke, Kunstwerke und Künstler S. 349 ff. Die schönen Pläne der Kirche sind nach den Aufnahmen des Herrn Baurat Williard in Karlsruhe, der sie dem Schau-ins-Land in dankenswertester Weise zur Verfügung stellte, von Herrn Professor Dr. Leonhard gezeichnet; ihm danke ich auch sonst vielfache Förderung meiner Arbeit.
- 30 Darauf scheint auch der jetzt völlig zwecklose Wandpfeiler, links oben in der zweiten Etage der Fassade, hinzuweisen. Auch die Abteikirche in Schwarzach, die mit der Gengenbacher viel Verwandtschaft zeigt (s. u.), besaß wahrscheinlich einst ein solches, jetzt gleichfalls entferntes Paradies. — An der Nordwestecke der Kirche fand einst irgend eine Umfassungs-Mauer Anluß, darauf weisen die Abarbeitungen des Sockels an dieser Ecke, darauf weist auch das nördliche, jetzt zugemauerte Seitenportal dicht neben dieser Ecke hin: nur so lange jene Mauer stand, hatte ein Seiteneingang in so unmittelbarer Nähe des Hauptportals einen Zweck, entsprach er einem wirklichen Bedürfnis.
- 31 Schon die Zeit des Bildes ist zweifelhaft: wegen der Zwiebelform einiger Türme möchte man entschieden lieber 1700 als 1600 sagen. Auch scheint eine im Jahr 1693 vorgenommene Chorethdung (vgl. J. f. G. d. O. VIII, 673) und eine im gleichen Jahre gebaute „neue Capelle“ (ebenda S. 674) im östlichen Klosterbau (Fratres-Bau, vgl. das Türmchen ganz rechts), schon dargestellt zu sein. Andererseits aber erscheint die Südfront des Klosters, die nach der Zerstörung von 1689 ganz schlicht im Kasernenstil aufgeführt worden ist, reich gegliedert durch Türmchen, Loggien und Erker, so daß man hier entweder den Klosterbau vor 1689 erkennen oder annehmen muß, daß diese Front gleich den Türmen der Phantasie des Malers, nicht der Wirklichkeit ihre Form verdankt. In die Darstellung des wirklich Vorhandenen mag der Maler Reminiscenzen an das frühere, schmückere Aussehen und seine Wünsche in betreff der künftigen Gestalt der Türme eingewoben haben.
- 32 Die Säulen stecken jetzt in Backsteinpfeilern. Es sind solcher vermauerten Säulen übrigens nur drei, statt, wie man erwarten sollte, sechs. So bleibt es immerhin fraglich, ob das dritte Joch zunächst der Vierung überhaupt je von Säulen getragen wurde, das

- Alternieren der Stützen also consequent durchgeführt war.
- 33 Die gotische Einwölbung der Nebenschöre stammt wohl erst aus dem Jahre 1589, wie das Wappen des Abts Joh. L. Sorg (Kreuz zwischen Blumen auf Dreieck) samt der Zahl 89, die in zweien der Gewölbefußsteine angebracht sind, zu beweisen scheinen.
- 34 Zeitschr. f. G. d. O. VIII, S. 447 Anm. 3.
- 35 Es scheinen jetzt nur zwei Stufen zu sein; doch ist zu bedenken, daß der Plattenboden der Kirche nach der Zerstörung fast um einen Fuß aufgehöhlt wurde.
- 36 W. Lübke, die Abteikirche Schwarzach 1892, S. 133 ff.
- 37 Stützenwechsel findet sich z. B. in Hildesheim und in Zerklingen bei Bernburg. Die „deutsche“ Choranlage weiß Lübke a. a. O. an nicht weniger als zwölf nieder-sächsischen Kirchen nachzuweisen. In Süddeutschland findet sich dies „deutsche“ Schema außer zu Schwarzach und Gengenbach nur noch in der Stiftskirche zu Ellwangen vollkommen durchgeführt. Vgl. die Abteikirche zum S. Vitus in Ellwangen von F. J. Schwarz; 1882 S. 18, 21, 24, wo Clugny's Einfluß auf die Bauart dieser Kirche nachgewiesen wird.
- 38 Stützenwechsel in Surburg bei Weissenburg, Lauterbach bei Murbach und in Rosheim; drei Chöre, freilich ohne Arkaden und Querschiffsabsiden, zu Neuweiler, Rosheim, Schlettstadt und Surburg.
- 39 Z. B. finden wir auch an der Schwarzacher Fassade die zwei (einst gekuppelten) Fenster mit der Bildnische dazwischen wieder.
- 40 Sie stützten ihre Ansprüche wahrscheinlich auf eine Schenkung vom Jahre 1070, wodurch ein großes Gut in Kinzigdorf ihr eigen geworden war.
- 41 Besonders seit durch ein Privileg Kaiser Heinrichs VI. (1190–97) die Erlaubnis zu regelmäßiger Rodung in den Waldbälern am „Moseberg“ erteilt worden war. Gothein a. a. O. 210.
- 42 Vgl. A. Schulte in Z. f. G. d. O. IV, S. 90 ff.
- 43 Wie Kolb a. a. O. S. 368 behauptet, leider ohne den urkundlichen Beleg für seine Behauptung beizubringen. Vgl. u. Anm. 54.
- 44 Gothein a. a. O. S. 214 ff.
- 45 An diesen mächtigen, bürgerfreundlichen Abt erinnerte in der Abteikirche eine Inschrifttafel zu haupten jenes früher (S. 19) erwähnten Kreuzfries, das Abt Lambert hatte erneuern lassen. Vgl. Z. f. G. d. O. VIII, S. 475.
- 46 S. o. S. 16.
- 47 Anno Domini 1384 primo Calendas Mai. inceptus est circuitus huius civitatis. Die Inschrift ist leider jetzt durch einen Zühnerstall verbaut.
- 48 Dadurch empfahl er sich den Späteren zum Ortsarrest und Zepengefängnis; von hier aus führte man die Delinquenten zum nahen Richtplatz vor dem Thore.
- 49 Bei Kolb a. a. O. S. 369 ff. Man darf sich durch die einleitenden Worte, welche den gelehrten Schein erwecken, als wolle Künstele das römische Gengenbach schildern, nicht irrt machen lassen; es zeigt sich alsbald, daß der gute Mönch die mittelalterliche Festung und nur diese beschreibt und zwar mit so vielen, offenbar auf Autopsie beruhenden Detailangaben, daß wir gut

thun, ihm auch da zu glauben, wo der jetzige Zustand seiner Schilderung nicht mehr entspricht.

- 50 So nannte man einen beiderseits von bemauerten Mauern eingeschlossenen Graben.
- 51 Diese Behauptung gründet sich nur auf die Aussage von Dachdeckern und Zimmerleuten, denn nur solche vermögen den himmelhohen, von Eulen und Krähen dicht bevölkerten Dachstuhl zu erklimmen.
- 52 Auch bei andern Klöstern giebt es Schneckenbühle, z. B. in der Nähe von Alpirsbach.
- 53 Vgl. o. S. 24.
- 54 Dieser war vielleicht lustig auf Kragsteinen errichtet, wie sie mehrfach an der Innenseite der Mauer sich beobachten lassen. Wie schon o. Anm. 43 mitgeteilt wurde, findet sich bei Kolb a. a. O. S. 368 aus ungenannter Quelle die Notiz, daß „Heinrich von Stahleß 1240 zu Gengenbach innerhalb gegen die Häuser von dem inneren (Offenburger?) Thor bis zum oberen an der hohen Stadtmauer Schwibbogen und obenher einen Gang baute, um das Sturmlaufen des Feindes durch die Schliglöcher (Zinnen) der Mauer zu verhindern.“ Welcher Art diese „Schwibbögen“ waren, läßt sich nicht mehr ermitteln; auf soliden Pfeilern, wie an der Nordmauer, ruhten sie keinesfalls, denn sonst müßte doch eine Spur von diesen Pfeilern noch vorhanden sein.
- 55 Z. G. O. IV, 69.
- 56 Z. G. O. VIII, S. 659.
- 57 Wirtshäuser „zum Salmen“ giebt es an der Kinzig außer in Gengenbach auch in Kehl und Wolfach. Die jetzige Offenburger Synagoge war einst Tanzsaal des Gasthauses zum Salmen.
- 58 So steht in Johann Zühners Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexikon von 1742: „Gengenbach, an einem Flüßlein gleichen Namens, so daselbst in die Kinzig fällt.“ Vgl. auch Künstele bei Kolb, Lexikon I, 370.
- 59 Bader, Badenia II, 366.
- 60 Vgl. o. S. 16, Anm. 21.
- 61 Freiburger Diöc.-Archiv XX, S. 259 f.
- 62 Im Jahre 1669 wurde der Lettner wieder entfernt. Vgl. Z. f. G. d. O. VIII, 474 f.
- 63 So stiftete im Jahre 1450 Berthold Zutter die sog. Erhards-Pfründe. „Schultheiß und rat, so heißt es in der Stiftungsurkunde, sollent ouch macht han, daß testament allezit zu dem besten nach irem gefallen ze verwaltigen.“ Sie sollen für diese neue Kaplanei dem Abt jeweils eine persona litterata vorschlagen dürfen, der Kaplan aber soll wöchentlich drei Messen lesen, jeder Person bei Tage und im Notfalle zur Nachtzeit Beicht hören und die Sakramente spenden. Vgl. „Schwarzwaldvereinsführer durch Offenburg und Gengenbach“ S. 52 f. Bei Abfassung dieses Führers fand ein von mir ausgearbeiteter Entwurf über die Geschichte Gengenbachs ausgiebigste Benutzung, woraus man sich die große Uebereinstimmung in einzelnen Ausdrücken und ganzen Sätzen zwischen dem „Führer“ und vorliegendem Aufsatz erklären wolle.
- 64 Im Jahre 1413 versprach ein Abt, nicht mehr als 6 persönliche Diener und 6 Reitpferde zu halten!





Altbreisach.

Altbreisachs Zerstörung durch die Franzosen im Jahr 1793.

Von Otto Langer.

Breisach, altherwürdige Stadt an den Ufern des Rheines,
 Einst in Oesterreichs Kranz warst du ein herrliches Blatt.
 Doch jetzt liegst du darnieder, du bist verwaist und verachtet,
 Dir sind die Häuser verbrannt, ringsum die Mauern zerstört!
 Doch so will's das Geschick, und veränderlich sind die Loose,
 Was heute noch so groß, morgen schon ist es so klein.
 Elend herrscht und Noth, wo eben noch waltete Segen,
 Einstmals schimmernde Pracht, heute nur Dunkel und Nacht.
 Protas Gsell, Präbendar (1793).

Die alte Stadt Breisach¹⁾ hatte im Verlaufe der Jahrhunderte, ja man kann sagen Jahrtausende viele schwere Schicksalsschläge über sich ergehen zu lassen. In ihrer wechselvollen Geschichte sollte aber kein Jahr so tief und schrecklich eingreifen, als das Jahr 1793, in welchem sie von den Franzosen in Brand und Asche geschossen und zum Trümmerhaufen gemacht wurde. Und diese Stadt nannte man früher des heiligen römischen Reiches Kopfkissen, sowie den Schlüssel²⁾ Deutschlands, ferner zur Zeit ihrer Zugehörigkeit zu Oesterreich dessen kostbarstes Kleinod, seitens des Herzogs Bernhard von Weimar die aller schönste Braut, und unter der Herrschaft Frankreichs das prächtigste Juwel desselben und die Citadelle des Elsasses³⁾, während Dichter sie als das Kapitol und den tarpejischen Felsen Deutschlands besangen.⁴⁾ Die freie Lage am Rheine, auf einem felsigen Hügel, zwischen zwei wichtigen

Landschaften, zwei großen Reichen, mußte den Ort beinahe von selbst zu einem strategisch werthvollen Punkt machen und war es deshalb auch stets ein vielumworbener Platz, der im Verlaufe der Zeit nacheinander im Besitze der Kelten, Römer, Alemannen u. gewesen ist und später abwechselnd zu Deutschland, bezw. Oesterreich und zu Frankreich gehörte. Alle waren bemüht, die neu geschaffenen und alt vorhandenen Vertheidigungswerke jeweils zu vermehren und zu vervollkommen, so daß Breisach schließlich eines der stärksten Bollwerke und eine der bedeutendsten Festungen wurde, ja sogar für uneinnehmbar galt. Die Stadt erfreute sich daneben aber auch eines blühenden Gemeinwesens,⁵⁾ es war in ihr ein zahlreicher Adel niedergelassen,⁶⁾ sie war der Sitz verschiedener höherer Behörden;⁷⁾ ein unter der französischen Herrschaft erbauter, jetzt verschwundener Stadtheil, ursprünglich Strohstadt, la ville de paille, dann Neustadt, la ville neuve

de Saint-Louis, auch Kleinbreisach genannt, dehnte die Grenzen Breisachs über den Rhein bis gegen Biesheim hin aus. Damals hatte die Civilbevölkerung gegen 5000 Seelen, die Besatzung ebensoviel betragen und war überhaupt Gelegenheit zur Aufnahme von 20000 Mann Militär vorhanden.⁸⁾

Die Stadt besaß bis in das vorige Jahrhundert jenseits des Rheines die Orte Biesheim (Büßheimb, Büßisheim), Vogelgrün (Voglsgrün?) und Geiswasser (Gießwasser), bis zu diesem Jahrhundert diesseits des Rheines die Orte Achkarren (Achare, Achtekarre⁹⁾, Hochstetten (Hochstatt), Niederrimsingen (Rimisingen) und Hartheim (Hardeheim, Hardten).¹⁰⁾ Doch erlitt Breisach in seiner Stellung und Bedeutung, sowie in seinem Wohlstande dadurch plötzlich einen gewaltigen Stoß, daß bald nach dem Regierungsantritt (1740) der Kaiserin Maria Theresia die Festungswerke gesprengt und geschleift wurden und zwar „damit dieser Sanktadel der Nationen beseitigt würde.“ Die Militärgebäude selbst hatte man dabei zwar verschont, aber vom Jahr 1745 bis 1774 blieb die Stadt ohne Garnison; der Adel, soweit er nicht schon unter der vorausgegangenen französischen Herrschaft weggezogen war, nahm größtentheils anderwärts seinen Wohnsitz; eine Anzahl von Behörden und Stellen gingen ein und Breisach sank darauf zur bescheidenen Landstadt herab. Dazu kam, daß die Gemeinde in Folge eines Verfassungsvertrages mit dem Magistrate im Jahr 1756 in ihren Gerechtigkeiten wesentlich beschränkt wurde. In der Einwohnerzahl ging die Stadt jedoch nicht erheblich zurück, und wurde im Jahr 1774 auch wieder eine Besatzung dahin verlegt. So blieb es bis zum Ausbruch der französischen Revolution, welche, wie kaum ein Ereigniß vorher, verhängnißvoll für Breisach werden sollte. Bevor wir aber hierauf näher eingehen, wollen wir ein allgemeines Bild von der Stadt in der Zeit vor ihrer Zerstörung zu entwerfen suchen. Es fällt dieses, wie wir sehen werden, durchaus nicht zu Ungunsten Breisachs aus, denn, wenn auch die eigentlichen Festungswerke nicht mehr bestanden, so blieb der Zustand der Stadt im Übrigen, so wie sie sich in ihrem Äußeren bis

dahin entwickelt hatte, doch vollständig erhalten. Der Haupt- und zwar vornehmste Theil der Stadt befand sich auf dem Berge, dort waren die kirchlichen Anstalten (Münster, erbaut 1000—1500, Klöster, Präbenden etc.), die Amtsgebäude (Kommandantur, Rathhaus, Syndicat, Stadthaus, Zoll- und Kaufhaus etc.), die Zunfthäuser, das Comedienhaus, die Lehranstalten, Gymnasium u. s. w. Von den Klöstern hatte ein jedes seine eigene Kirche; es waren deren vier, nämlich drei Mönchsklöster (Augustiner 1270, Franziskaner 1302, Kapuziner 1607 bezw. 1639) und ein Frauenkloster, das der Nonnen de la congrégation de Notre Dame (1751), jetzt (seit 1820) weibliches Lehrinstitut der Ursulinerinnen. Die Gebäude der Stadt zeichneten sich größtentheils durch reiche Steinhauerarbeiten aus, sie waren mit Erkern und Balkonen verziert und die Fassaden vielfältig bemalt.¹¹⁾ Eine große Zahl von Wacht- und Thorthürmen belebten den Blick auf die Stadt; wir zählen hier auf Grund alter Angaben nur auf: den Herenthurm, Gugginsland, jenen am Augustinerberg (Kesslerthörlin), den Radbrunnenthurm (180 Fuß hoch), das Windbruchthor (Bürgerthurm)¹²⁾, Kapfthor (Phleglerthor), Gutgesellenthor (Spekthor, porta speculae, auch Gressenthor, 1402), das Postthor, der Muggensturm (1319), Stadthofthurm, Judenthurm, Wagdenhals, Käppelinsthörlin (in der Fischerhalde), Ziegelthor, Baslerthörlin, Gaisthurm, Grändelthurm, St. Josef- oder Schwedenthurm u. s. w. Dazu kommen die eigentlichen Stadttore selbst, das Kupferthor (1480 bezw. 1648 ff.), Neuthor (Freiburgerthor 1637), Grünthor und das Rheinthor mit seiner bekannten reichgeschmückten monumentalen Westfassade (1315 bezw. 1670)¹³⁾. Hieran reiht sich noch das umfangreiche Ritterhaus (Palatium, Herrenhaus, Pfalz, Palas) des Schlosses mit seinen schlanken Treppenthürmen, und den Nebengebäuden. Der an Stelle eines römischen Wirthturmes (Mauer 10 Fuß dick, Länge 72 Fuß, Tiefe 52 Fuß) unter Herzog Berthold IV von Zähringen im Jahr 1155 dort, wo jetzt das Tulladenkmal (1874) steht, erbaute colossale Schloßthurm wurde schon gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gesprengt und abgetragen. Dagegen sind weiter noch zu erwähnen 9 Pulverthürme,

sowie die Zeughäuser und 14 Kasernen. In diesen befanden sich zuletzt (1793) ein Bataillon vom k. k. österr. Regiment Neugebauer unter Befehl des Majors Luth, mehrere Abtheilungen des Regiments von Strassoldo und Wilhelm Schröder, sowie einige Züge von Hohenzollern-Kürassieren und Erdödy-Zusaren nebst 3 Batterien leichter Artillerie.

Sehen wir uns nun um Nachrichten über die erwähnte Katastrophe vom Jahr 1793 um, so ergibt sich, daß dieselben verhältnißmäßig nur spärlich fließen und wirklich ausführliche Berichte nicht vorliegen. Dekan Kosmann, welcher ein Zeitgenosse jener Ereignisse war, einige Jahre später bei der Artillerie mitkämpfte und selbst eine französische Fahne eroberte, bringt in seiner Geschichte der Stadt Breisach eigentlich nur eine kurze Beschreibung ohne viele Einzelheiten. Das Gleiche gilt mehr oder weniger von je-

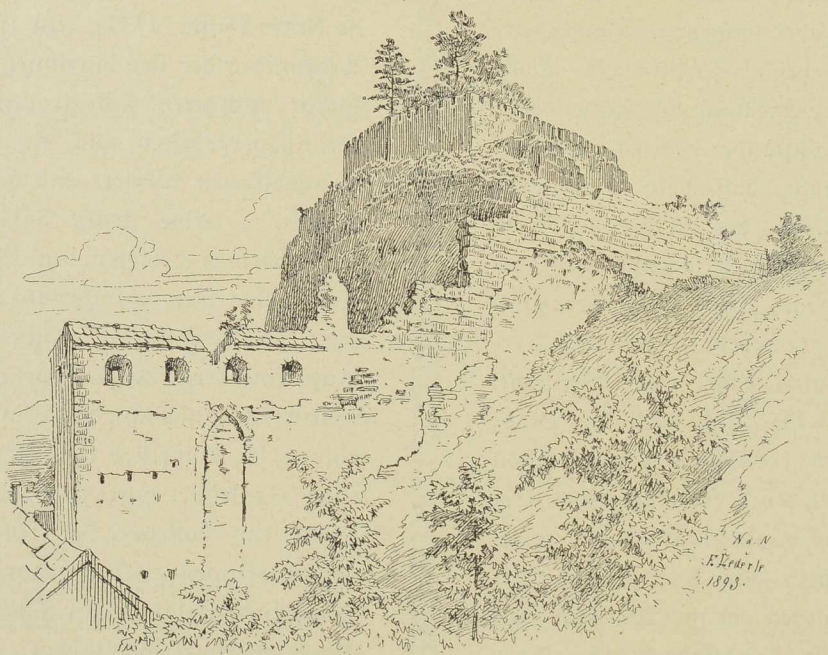
nen, welche bei ihm für ihre historischen Abrisse Anlehen gemacht haben. In erster Reihe wären von dem bekannten und vielgenannten Breisacher Chronisten Präbendar Protas Gsell, welcher vom Jahr 1732 bis 1793 in Altbreisach lebte und dort ortsgeschichtliche Aufzeichnungen machte, über die betreffenden traurigen Vorgänge genaue Mittheilungen zu erwarten gewesen, allein er schließt mit dem Eintritt jener Ereignisse seine Chronik und beschränkt sich darauf, jener beklagenswerthen Vorgänge in wenigen Worten zu gedenken, indem er sagt: „daß Breisach durch nachbarliches Bombenfeuer in Brand gesteckt, folgsam ein Schutthaufen geworden und aller Zier beraubt wurde, so daß man mit Jeremia klagen kann:

„et abjectus est ab urbe Brisac omnis decor ejus etc.“ (vgl. Klagelieder Jeremia I 6), „es sei nämlich,“ fährt er fort, „durch die anno 1793 beschene Einäscherung der vorige Glanz der Stadt erloschen,“ und schließlich ruft er aus: „Nachwelt vernimm, was man nach Jahrhunderten erzählt, jetzt wirst du mit Trauer sagen: Ach!“ Einige weitere, wirklich hübsche Gedanken, mit welchen er die eigentliche Chronik beendigte, haben wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt.¹⁴⁾

Wenn wir nun das, was uns aus verschiedenen Beschreibungen, einzelnen Zeitschriften, dem städtischen Archive und durch Überlieferung¹⁵⁾ bekannt geworden ist, zusammenfassen, so lassen sich die Gesamtvorgänge in folgender Weise darstellen.¹⁶⁾

Durch die französische Revolution wurden neue politische Zustände geschaffen, der Nationalconvent erklärte am

12. September 1792 Frankreich zur Republik, am 9. Mai 1793 wurde das Revolutionstribunal errichtet, nachdem schon am 6. April 1793 eine mit dictatorischer Gewalt ausgestattete Kommission unter dem Titel „Wohlfahrtsausschuß“ eingesetzt worden war, an dessen Spitze Maximilian Robespierre, ein moralisches Ungeheuer, stand. Innere Kämpfe und äußere Kriegsgefahr bewirkten ein System des Schreckens, die Lage der Republik war eine bedenkliche, und ein Aufgebot des „Volkes in Masse“ wurde beschlossen. Das war die Zeit, wo Altbreisach ein Opfer jenes Schreckenssystems werden sollte. Zwar hatte der Feldherr Herzog C. W. Ferdinand von Braunschweig an der Spitze des in Frankreich einmarschierenden



Ekhartsberg und Überreste des Marienauer Klosters.

preussisch-österreichischen Heeres ein Jahr vorher den Untergang der Stadt Paris angedroht, es sollte aber anders kommen. Die vielen Gefahren, welche der jungen Republik erwuchsen, verliehen ihr Stärke, sie bewirkten den Triumph besagten Schreckenssystems, und gerade das, was wir für Altbreisach zu beklagen haben, ist einer der traurigen Belege dafür, ein Beleg für die Ausbrüche der blinden Wuth und Raserei der benachbarten Nation.

Im September 1793 hatte die Schreckensherrschaft in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht; die Republik war damals gleichzeitig an allen Grenzen bedroht

und der Nationalconvent hatte in die Rheinprovinzen die Abgeordneten Vorie, Desamps, Guyardin, Lacoste, Mallarmé und Nion gesandt. Man befürchtete in Paris, daß sich die am Oberrhein gelegenen deutschen Truppen zusammenziehen möchten. Dies sollte vereitelt werden,

und deshalb wurden die waffenfähigen Bürger des Elsasses angewiesen, an den Rhein zu marschieren. Die Franzosen beabsichtigten den Rhein zu überschreiten. Damit aber der Übergang besser bewerkstelligt werden könnte, wollte man an verschiedenen Stellen Scheinangriffe veranstalten. Dadurch sollte die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Hauptunternehmen abgezogen werden. Die Zahl der Ende August 1793 an den Grenzen der Republik stehenden feindlichen Truppen betrug über 250 000 Mann — Oesterreicher, Preußen, Kreisstruppen und Theile der Condé'schen Armee. Davon befanden sich, wenigstens nach französischen Angaben, 29 000 Mann von Rheinfelden bis Altbreisach mit dem Hauptquartier in Lörrach unter dem Grafen Lichten-

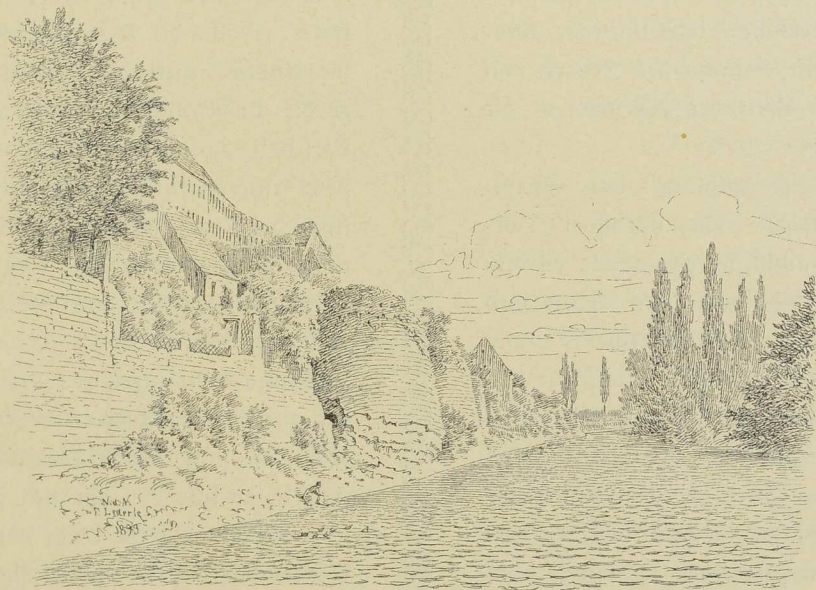
berg und über das Doppelte von Altbreisach bis Speier unter dem Kommando des General Stader in Freiburg und des General Jordis in Kenzingen.

Während nun die Preußen bei Pirmasens vorgingen und daselbst am 14. September 1793 den Franzosen schwere Verluste beibrachten, die Oesterreicher unter Wurmser auf Lauterburg marschierten, dieses, sowie nachher die für unüberwindlich geachteten Weißenburger Linien nahmen, befanden sich die Volksrepräsentanten Lacoste und Mallarmé in Colmar, um die Vor-

nahme des Rheinübergangs zu betreiben. Es sollte dieser etwa 4 Stunden unterhalb Rünzingen gegenüber Bellingen beziehungsweise Rheinweiler mit 4000 Mann vorgenommen werden. Kleinere Versuche wurden schon vorher unternommen; ein Bericht aus der bad. Markgrafschaft vom 7. September 1793 gibt an, daß die Franzosen in der oberen Gegend allerlei Veranstaltungen trafen, über den Rhein zu

gehen und es neuerdings bei Weisweil, Sasbach, Burkheim und Altbreisach versuchten. Dieser Stadt gegenüber hätten sie eine Kesselbatterie angelegt, welcher die Oesterreicher aber eine mit 24 Pfündern entgegengesetzt haben. Bei Tschringen seien 500 Franzosen in 3 Schiffen und 2 Nachen über den Rhein gesetzt, aber sogleich wieder rückgekehrt, nachdem sie ihre Schiffe mit Vieh und allerlei sonstigen Lebensmitteln angefüllt gehabt hätten.

Am 12. September 1793 wurde Kehl von den Straßburger Bürger-Kanonieren von Morgens 5 Uhr an beschossen. Die den ganzen Tag dauernde Kanonade, durch welche Kehl in Brand gerieth, wurde jedoch den folgenden Tag nicht fortgesetzt.



Rheinringmauer und Ruine des Frauenklosters.

Wie wir aber bereits bemerkt haben, sollte der eigentliche Angriff, der Hauptübergang bei Rheinweiler stattfinden, wozu die Befehle schon am 16. September 1793, morgens 8 Uhr, gegeben waren. Gleichzeitig waren Scheinangriffe bei Zünningen, und, wie wir weiter unten sehen werden, auch bei Altbreisach geplant. In Zünningen erbaute man in Ermangelung einer Brücke fünf Flöße, auf welchen sich ungeachtet der gegenüber liegenden starken Batterien am nämlichen Tage 200 Mann republikanische Soldaten über den Rhein führen ließen. Eines der Flöße stieß auf einen Felsen, vier andere wurden von dem reißenden Strome fortgerissen und der Mannschaft dadurch die Rückkehr abgeschnitten, weshalb sie sich unter dem Schutze des Feuers von Zünningen längs dem Ufer des Rheines in die Schweiz flüchteten.

In ähnlicher Weise mißlang das Hauptunternehmen vollständig. Die nöthigen Vorkehrungen waren zu nachlässig getroffen; es verloren viele französische Soldaten ihr Leben und mehr noch geriethen in Gefangenschaft. Der Bericht der Abgeordneten enthält hierüber folgende Stelle: „Von acht mit Militär beladenen Schiffen saßen sechs auf den Sandbänken fest und eine beträchtliche Anzahl republikanischer Soldaten wurde durch die Fürstenknechte niedergemacht.“ In einem weiteren Bericht vom 18. September über die erwähnten Scheinangriffe und den versuchten Rheinübergang, erstattet an den Convent von den betr. Abgeordneten (wahrscheinlich Lacoste und Mallarmé oder Milhaud) wird den an dem Nichtgelingen übrigens vollständig unschuldigen Fahrleuten der Grund des Mißerfolges zugeschoben und behauptet, daß ohne deren Ungeschicklichkeit die deutschen Fürstenknechte gänzlich vernichtet worden wären. Es wurde dabei sogleich zugesagt, unverzüglich wieder zu beginnen, sobald sich die Gelegenheit dazu günstiger gestalte und Pontonniers zur Verfügung ständen. Die Berichterstatter rühmen sich ferner, daß 600 Feinde getödtet worden seien, und schließen mit den Worten: „10000 tapfere, von Patriotismus befeelte Soldaten verlangen ungestüm den Übergang über den Rhein und 30000 Sundgauer, von dem gleichen Muth

wie ihre Brüder erfüllt, gefellten sich zu ihnen.“

Zu jener Zeit war von Paris aus nach Neubreisach bereits der strengste Befehl erfolgt, gegen Altbreisach schonungslos vorzugehen, dasselbe zu beschießen und einzuäschern. Mit diesem barbarischen Verfahren gegen eine offene Stadt sollte nicht minder Schrecken erregt und die Aufmerksamkeit von dem geplanten Rheinübergang bei Rheinweiler abgelenkt, als der Versuch eines Übergangs bei Breisach selbst eingeleitet werden. Der Commandant von Neubreisach war angewiesen, den 15. September 1793 um Mitternacht mit dem Zerstörungswerke zu beginnen. Er hatte jedoch die Menschlichkeit und den Muth, die Ausführung dadurch etwas zu mildern, daß er die Eröffnung des Feuers um einige Stunden vorschob, damit die Einwohner der unglücklichen, dem Untergange geweihten Stadt ihr Leben noch bei Tage retten konnten. Eine andere Meinung geht zwar dahin, daß die Verlegung des Beginns lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen erfolgt und dabei einzig und allein die Erwägung bestimmend gewesen sei, daß das Angriffsobject bei eintretender Dämmerung sicherer zu treffen war, als um die Mitternachtsstunde, eine Annahme, welche viel für sich haben dürfte.

Schon mehrere Tage vor Mitte des Monats September wurde es lebhaft auf dem linken Rheinufer gegenüber von Altbreisach; die Franzosen bauten Schanzen bei dem heute noch vorhandenen Fort Mortier,¹⁷⁾ und von da aufwärts bis zu der zwei Kilometer entfernten bewaldeten Rheininsel „Ochsenkopf“, woselbst sie eine sogen. Kesselbatterie errichteten, von welcher heute noch Spuren vorhanden sind. Alle diese Werke wurden mit schweren Geschützen, Mörsern und Kanonen ausgestattet. Den Altbreisachern ahnte nichts Gutes, dennoch erhoben sie aber Einsprache, als der Stadtkommandant Oberst von Reim¹⁸⁾ die neu aufgerichteten Erdwerke zerstören wollte. So lautet wenigstens die eine Lesart, eine andere geht dahin, daß der Stadtkommandant die Einwohner von einer beabsichtigten rechtzeitigen Flucht mit Gewalt zurückgehalten habe. Es erscheint dies jedoch als sehr unwahrscheinlich und stimmt auch mit dem Gesamtverhalten keines-

wegs überein. Die Bewohner Altbreisachs konnten sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine wirkliche Gefahr vorliege, weil nach ihrer Überzeugung durchaus nichts geschehen war, wodurch die seitherigen friedlichen Beziehungen mit dem überrheinischen Nachbar gestört worden wären, und sie auch jetzt eine Herausforderung zu feindseligen Handlungen vermieden sehen wollten. Ein Deserteur von Neubreisach oder aus dem Fort Mortier war am 15. September gegen 5 Uhr Abends über den Rhein geschwommen und hatte den Einwohnern von Altbreisach mitgetheilt, welches Schicksal ihnen bevorstehe. Und in der That den 15. um 6 Uhr Abends verließen unter dem Klange der Musik die zum Zerstörungswerke beorderten Bataillone nebst einiger weniger Reiterei Neubreisach. Fünf Kanonenschüsse wurden beim Abgang daselbst gelöst, und ein Schuß im Fort Mortier zeigte gegen 7 Uhr Abends die Ankunft am Rheine an. Den Bürgern von Altbreisach erschien der Plan einer Beschießung ihrer Stadt, wie schon angedeutet, als so ungeheuerlich, daß sie an die Möglichkeit der Ausführung auch jetzt immer noch nicht glaubten. Sie nahmen vielmehr an, daß der ergangene letzte Schuß nur das Signal zum Rückmarsch nach Neubreisach sei. Allein als von 7 Uhr ab weitere Kanonenschüsse aus geringer Entfernung nach Altbreisach hinüber erfolgten, kamen sie zur Überzeugung, daß die Nachricht des Überläufers auf Wahrheit beruhte. Die Bürger versammelten sich rasch aus allen Stadtheilen, um sich über Rettungsmittel zu berathen. Währenddem war seitens der Besatzung bereits Generalmarsch geschlagen, die Mannschaften begaben sich unverweilt vor das Neuthor (Freiburger Thor) in die früheren Festungsgräben hinter den Überresten der seinerzeitigen Bastion Richelieu und erwarteten daselbst die sofort ezbereiten Verstärkungen, um die Vornahme eines etwaigen feindlichen Rheinüberganges zu verhindern. In der That wurde ein solcher am 17. September Abends versucht, aber glücklich abgeschlagen. In der Stadt, hauptsächlich jedoch auf dem Eckartsberg (Eggehartsberge, Egghartsberg) blieb die Artillerie aufgestellt; sie vermochte übrigens wenig auszurichten und schwi

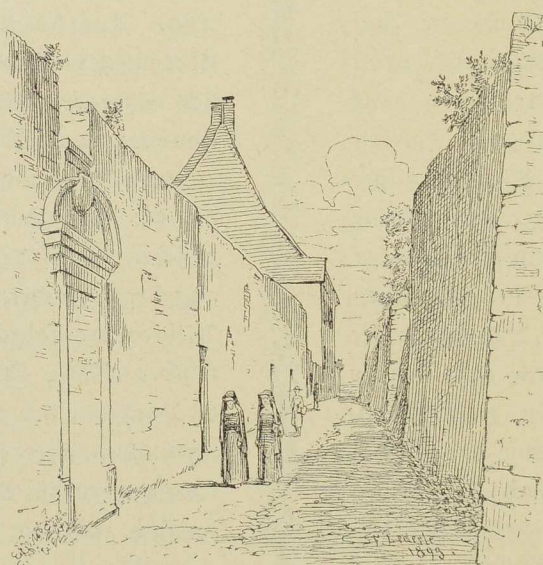
vom 17. September an ganz. Der 17. September ist auch insofern bemerkenswerth, als auf diesen Tag nicht nur in Breisach, sondern auch bei Rembs und in Zünningen abermals Übergangsversuche gemacht wurden. Es wird mitgetheilt, daß über 200 Mann vom Regiment Touraine, wider (?) den Befehl des Kommandanten, es unternahmen, bei Rembs in Nachen über den Rhein zu setzen, von den Oesterreichern aber so übel empfangen worden seien, daß nur einige wenige zurückkamen und alle übrigen niedergeschossen wurden, während ein ähnlicher Fall sich bei Zünningen am nämlichen Tage mit 800 Mann auf drei Flößen, wovon eines sank, zutrug. Aus diesen abermaligen und gleichzeitigen Übergangsversuchen und Scheingriffen dürfte sich unzweifelhaft ergeben, daß nach einem bestimmten, wohl überlegten Plane gehandelt wurde.

Ein Brief aus Neubreisach vom 22. September an die Straßburger Zeitung „Der Weltbott“, welcher sich in der Nummer vom 27. September abgedruckt findet, berichtet über die Beschießung Altbreisachs folgendes: „Sonntag den 15. September 1793, Abends 6 Uhr, verließen das 8. Bataillon der Wisne, die Compagnie der hiesigen Grenadiere, sowie jener von Münster (welche kurz vorher die Colmarer abgelöst hatten) Neubreisach, um die Nacht auf beiden Seiten des Fort Mortier zuzubringen. Um 7 Uhr Abends begann die Beschießung. Die feindliche Artillerie (in Altbreisach) antwortete lebhaft, aber die unsrige machte den größeren Theil der gegnerischen Geschütze unbrauchbar und nöthigte sie, ihr Feuer zu vermindern und schließlich einzustellen. Gegen 8 Uhr Abends brach eine große Feuersbrunst in der Oberstadt aus und um Mitternacht stand die letztere ganz in Flammen. Ohne den Befehl an unsere Kanoniere, die Beschießung zu unterbrechen, wäre des folgenden Tages kein Stein mehr auf dem anderen gestanden. Das feindliche Feuer, von Altbreisach her, richtete keinen anderen Schaden an, als daß es einige Ziegel in dem Fort Mortier zerstörte und daselbst einen Offizier, sowie zwei Kanoniere, leicht verwundete. Der Befehlshaber des Forts, Bürger Bejeur, kam so in Eifer, daß das Fieber, an welchem er seit einigen Tagen litt, ihn augenblicklich verließ.

Jedermann zeigte sich muthig und selbst Kinder lasen unerschrocken auf den Feldern Kugeln auf.“ Der Kommandant von Neubreisach soll alle diese Kugeln aufgekauft haben.

Die Bevölkerung Colmars begab sich in Schaaren vor das Basler Thor, um die Beschießung zu sehen; alle Bewohner am Fuße der Vogesen, von Uffholz bis Epfig, konnten, wie von dort berichtet wurde, das traurige Schauspiel ganz genau verfolgen und beobachten; die Stimmung war damals in dem Elsass keineswegs der Stadt Altbreisach zugethan.

Die geworfenen Bomben, deren Zahl, un- gerechnet der Kugeln, auf 900 Stück angegeben wird, setzten die einzelnen Baulichkeiten in Brand, die Kugeln zerstörten auch die stärksten Mauern und schlugen die festesten Gewölbe ein. Schon der fünfte Schuß soll gezündet haben und bald loderten die Feuersäulen überall hervor. Die ersten Bomben flogen in das Franziskanerkloster und in den Radbrunnenthurm auf dem Berge, sowie auf das Zuchthaus hinter denselben. Doch nahmen die Franzosen, um zunächst den Haupttheil, die Oberstadt, zu treffen, ihr Ziel meistens zu hoch und überschossen anfänglich größtentheils den Berg, in Folge dessen die auf der östlichen Seite desselben gelegenen Gebäude, worunter das Zeughaus und die großen Militärmagazine, sehr bald ein Raub der Flammen wurden. Wenn nun aber ein Bericht aus Colmar sagt: „Sonntag den 15. September, gegen Nacht, ward Altbreisach von dem Fort Mortier aus bombardiert, man sah es lichterloh brennen; zuerst schoß man die hintere Stadt zu Grunde, weil sich die Magazine darinnen befanden,“ so ist diese Begründung doch nur eine Art Beschönigung, denn die hintere, dem Feinde vom Rheine aus nicht sichtbare Stadt wurde offenbar nicht absichtlich, sondern nur deshalb in erster Reihe in Brand geschossen, weil anfänglich, wie auch im Jahr 1870, von den Franzosen schlecht gezielt worden ist.



Klostergasse.

Die brennenden Häuser zeigten sodann auch den Weg zu den übrigen Stadttheilen. Ein weiterer Bericht aus jenen Tagen theilt uns in dieser Beziehung mit: „daß Montag den 16. September Nachmittags auch die vordere Stadt Feuer fieng und dieselbe wegen ununterbrochenem Bombardieren am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag fortbrannte.“

So gieng es fort bis zum 19. September, während 4 Tagen und 5 Nächten, bis nichts mehr zu verderben war. Sieht man z. B. nun heute jene Theile der ausgebrannten Umfassungsmauern des früheren Frauenklosters an, welche nicht wieder ausgebaut wurden, so kann man sich ungefähr einen Begriff von dem Zustand Breisachs nach dem sog. Stadtverbrennen machen. Die Gegenwart zeigt uns noch die alten Straßenzüge, sie sind nicht überall wieder mit fortlaufenden Häuserreihen besetzt; die Oberstadt namentlich ist es, welche nachher nur spärlich mit Wohngebäuden überbaut wurde, selten befinden sich ansehnliche Häuser darunter, die weitaus größere Zahl der alten Baustellen ist zu Gärten um-

geschaffen, deren Umfassungsmauern das Ganze öde und leer erscheinen lassen. Wir haben dort, sozusagen, eine untergegangene, eine verschwundene Stadt vor uns, eine Art Pompeji oder Zerikulaneum, geeignet, wehmüthige Erinnerungen hervorzurufen.

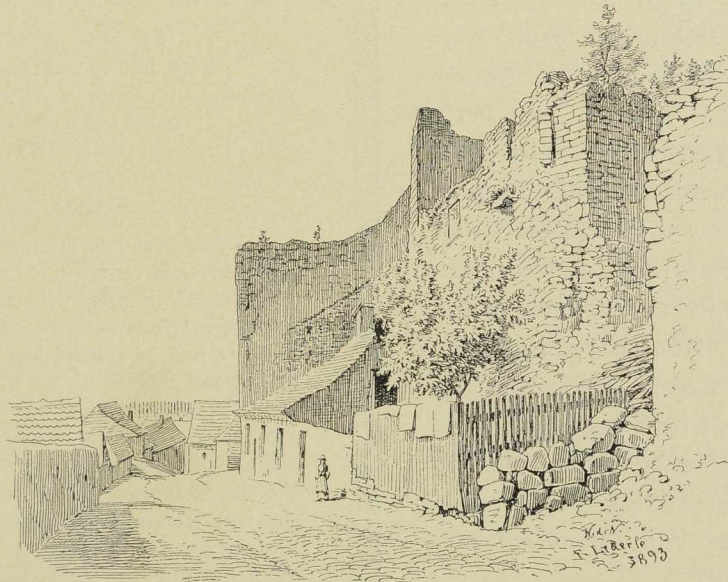
Obgleich nach dem Beginn der Beschießung bei den überall einfallenden Geschossen und den auf den steilen Wegen herabrollenden glühenden Kugeln das Begehen der Straßen mit höchster Gefahr verbunden war, — ein durch eine Stückkugel auf offener Straße entzwei geschossener Mann bot ein warnendes Beispiel — so ist über den Verlust von Menschenleben sonst nichts bekannt geworden. An ein Verbleiben in der Stadt war natürlich nicht zu denken und ebensowenig an ein Bergen von Hab und Gut. Schrecklich war es, da und dort Silberfuse aus Kellern zu

vernehmen, in welchen einzelne Bewohner Schutz suchten, aus demselben wegen erfolgtem Zusammenbruch des Hauses aber nicht mehr entkommen konnten. Die Gefahren mehrten sich, sie spornten zur Eile an, und nur schleunige Flucht aus den Thoren der Stadt zeigte Aussicht wenigstens auf Rettung des Lebens. Wer Fuhrwerk besaß oder allein stand, suchte in eines der nächsten Dörfer zu gelangen; die meisten Familien brachten jedoch die erste Nacht auf dem umliegenden Felde zu, und die einzelnen Angehörigen fanden sich oft erst in den folgenden Tagen wieder zusammen. Die israelitischen Einwohner wendeten sich insgesammt in das markgräfllich badische Dorf Ihringen, und wollte die Stadt Altbreisach, deren Schutzbürger sie waren, zum öfteren angehalten werden, für anderweitige Unterbringung zu sorgen. Die lang verzögerte Räumung von Ihringen verursachte zahlreiche Correspondenzen mit dem Oberamte Emmendingen, sowie zwischen der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg und dem markgräfllich badischen Hofe in Karlsruhe. Die Stadt Altbreisach, damals außerstande die Judenschaft wieder aufzunehmen, schlug vor, dieselbe, wenn ihr Aufenthalt in Ihringen nicht weiter geduldet werde, in einen anderen, mit Einquartierung nicht belegten Ort, zu verweisen.

Eine genaue eingehende Schilderung all' dieser Vorgänge gibt ein öffentlicher Aufruf, welchen der Präsident der vorderösterreichischen Regierung zu Freiburg, Freiherr von Sumerau, im September 1793 ergehen ließ, und von welchem Schriftstück wir unten einen Auszug bringen werden. Veranlaßt wurde laut Sitzungsprotocoll des Stadtmagistrats dieser Aufruf durch die Bewilligung Sr. Majestät des Kaisers, eine Sammlung zu Gunsten Altbreisachs in der ganzen

Monarchie veranstalten zu dürfen, bei welcher Gelegenheit durch allerhöchstes Hofdecret zugleich ein allergnädigster Beitrag für die verunglückte Stadt zur Anweisung kam. Dies wurde sofort der Bürgerschaft „zur tröstlichen Wissenschaft“ bekannt gegeben, sowie auch, daß durch den Stadtkommandanten das Ergebnis einer Sammlung des einige Jahre vorher zu Altbreisach gelegenen Regiments Bander von 464 fl. übermacht worden sei.

Doch wenden wir unsern Blick zunächst der Stadt selbst wieder zu. Wir haben oben die bedeutenderen öffentlichen Bauten Breisachs aufgeführt. Von den meisten derselben sind heute kaum mehr irgend welche Spuren vorhanden. Die Gebäude waren größtentheils vollständig ausgebrannt, die mit Einsturz drohenden Umfassungsmauern mußten abgebrochen,¹⁹⁾ oder doch die oberen Stockwerke abgetragen werden (z. B. am Familiensitz derer von Pfoer, erbaut 1511, 2c.). Von dem Radbrunnenthurm ist nur noch ein Drittel in der



Langerweg und Befestigung des Augustinerbergs.

Höhe von 60 Fuß, von einigen Thoren und Thorthürmen sind bloß noch Restbestände vorhanden (Kapfthor, das früher einen zierlichen Aufbau hatte, das Windbruchthor und das Gutgesellenthor). Nur wenige der beschädigten Gebäude wurden wieder hergestellt, d. h. ganz oder doch theilweise ausgebaut (altes Rheinthor, Frauenkloster), und nur in geringen Ausnahmefällen kamen Baulichkeiten ohne größere Beschädigungen über die Katastrophe hinweg (Spital, Münster). Bloß in einer Straße (Wassersuppengasse) wurde eine kleine Zahl niederer Häuser am Fuße des Eckartsberges ziemlich verschont, obgleich dieselben dem Standorte der feindlichen Geschütze am nächsten gelegen waren, oder vielleicht gerade deshalb. Während sonst

alle kirchlichen Gebäude ein Raub der Flammen wurden, so blieb, wie gesagt, merkwürdigerweise die Münsterkirche erhalten, trotzdem sie schon ihrer ausgesetzten hohen Lage und ihrer Größe wegen, ein nicht leicht zu verfehlendes Object für den Feind gewesen wäre. Es scheint fast, als wollte der Angreifer mit seinen Geschossen das Gotteshaus absichtlich vermeiden, oder aber es zeigten sich die Gewölbe und Mauern desselben als ganz besonders widerstandsfähig. Der Dachstuhl brannte zwar ab und theilte sich das Feuer auch der Orgel mit, welche durch die Windröhren mit dem im Dachraume befindlichen Blasbälge verbunden war. Andere sagen, eine durch die Vorderwand gedrungene Kugel habe die Orgel in Brand gesetzt. Das Bedenkliche dabei war, daß das Feuer sich auch weiter auf das Innere der Kirche hätte erstrecken können, doch blieb, einige Seitenaltäre ausgenommen, dieselbe im Übrigen erhalten und damit auch der Kirchenschatz, die Kanzel²⁰⁾ und der berühmte Hochaltar.²¹⁾ Um die Verhütung des weiteren Umsichgreifens der entstandenen Gefahr hat sich der damalige Sakristan Jos. Michael Gally verdient gemacht, indem er unter größter Lebensgefahr und unter Beistand einiger weiterer beherzter Männer (Gervas Kaspar ic.) Wasser beibrachte und das in der Kirche ausgebrochene Feuer löschte, eine aufopfernde That, welche der besonderen Erwähnung verdienen dürfte.

Ein weiterer Gegenstand von unschätzbarem Werthe, der erhalten blieb, ist das städtische Archiv mit den darin aufbewahrten Urkunden, deren Zahl sich auf viele Hunderte beläuft.²²⁾ Die Erhaltung dieser Urkunden, von welchen zwar ein Theil durch das in der Hitze geschmolzene Siegelwachs beschädigt wurde, ist dem feuerfesten Archivgewölbe zu verdanken, welches sich im alten Rathhause befand, dessen ausgebrannte Umfassungsmauern nebst dem Archivbau Mitte der 1830er Jahren aus allzu großem Ordnungssinn niedergelegt und hinweggeräumt wurden, so daß nur ein stehengelassenes kleines Portal noch auf den früheren hübschen Bau schließen läßt.

Angst, Trauer und Noth überkam die vertriebenen Bewohner der zerstörten Stadt; die Verwüstung war eine ebenso gründliche, als

entsetzliche; vermögliche Leute sahen sich plötzlich an den Bettelstab gebracht, unbemittelte der Verzweiflung preisgegeben. Der Winter nahte, nirgends ein sicheres Obdach, wenn nicht etwa in einem Kellerraume sich ein nothdürftiger Unterschlupf fand. Doch, wir müßten ungerecht sein, würden wir nicht der bereitwilligen, entgegenkommenden Aufnahme in den nächsten Ortschaften gedenken, sowie der Unterstützungen und Beiträge, welche zur Milderung des trostlosen Zustandes von allen Seiten flossen. Diese Beiträge wurden vorzugsweise durch den oben erwähnten, hier im Auszuge nachfolgenden öffentlichen Aufruf vom Ende September 1793 veranlaßt:

A u f r u f
an alle Menschenfreunde
zur mildthätigen Unterstützung
der
durch die feindliche Bombardirung
verunglückten Bewohner
der
Stadt Altbreysach.

Durch den unmenschlichen Plan der Franzosen, jener Feinde des allgemeinen und Privatwohlstandes, ist die sehr nahe am Rhein gelegene Stadt Altbreysach vom 15. bis 19. dieses Monats durch ununterbrochenes und heftiges Bombardiren in Schutt und Asche gelegt worden. Aller Widerstand von Seite der k. k. Truppen war fruchtlos; zwar bestrebte man sich von einer Schanze in Altbreysach, und der diesseitigen Batterie auf dem Eckhartsberge durch unaufhörliches Feuer die feindliche Batterie zu zerstören, und ihre Kanonen zum Schweigen zu bringen; aber das feuerfeste feindliche Fort Mortier, und die unglücklich dicke Batterie des Feindes trotzte jedem Bestreben der kaiserlichen Artillerie, und der ruhmwürdigsten Standhaftigkeit der übrigen Mannschaft. — Ketten konnten die armen Bewohner dieser unglücklichen Stadt, außer ihrem Leben, nichts mehr. Man hatte bisher gesucht, in Altbreysach alles zu vermeiden, was dem Feinde nur immer den geringsten Anlaß zu einer feindseligen Behandlung hätte geben können: um so weniger versah man sich daher eines so mordbrennerischen Verfahrens; da die Feinde durch diese gewaltsame Zerstörung einer zwar feindlichen, aber nicht feindseligen Stadt ihre Absicht weder befördern, noch damit nur den allerkleinsten Vortheil zu weiteren Fortschritten erhalten konnten. Und diese Zerstörung geschah dennoch; geschah so unvorgeesehen, so plötzlich! Zusammen geschossen, zerstört, verbrennt sind den Bewohnern der Stadt ihre Häuser, ihre Geräthschaften, ihre Habseligkeiten; ihr Leben ist alles, was sie aus den Ruinen und Flammen gerettet; unstätt flohen sie nach den benachbarten Orten, suchten um Nahrung und Obdach, und um Kleidung für ihre Blöße; suchten die Ihrigen, zerstreut durch Kugeln, Bomben und Flammen, und fanden sie betäubt, zusammen geworfen vom Unglücke, stehend unter Thränen und mit geringenen Händen, um Erbarmung und Hülfe: und fanden Hülfe bey den gutherzigen Nachbarn, die mit den Elenden ihr Obdach theilten, ihre Nahrung und ihre Kleider. Aber was vermag der beste Willen gegen ein Unglück ohne Noth? Wie

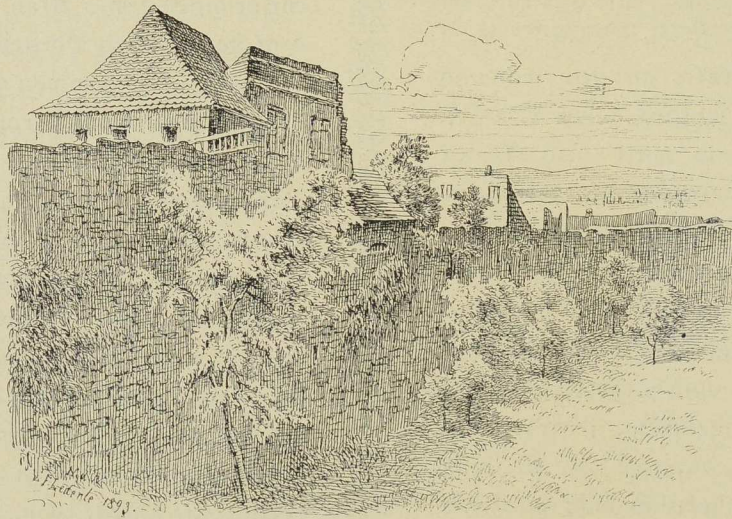
werden die biedern Gutthäter, die herzlichsten Menschenfreunde in die Länge zugleich für sich und ihre Familien, und zugleich für die unglücklichen Breysacher sorgen können? Zwar hat man von Seite des k. k. Aerariums, und von Seite der Herren Herren Landstände sogleich die väterliche Vorsorge getroffen, daß den dringendsten und nöthigsten Bedürfnissen dieser verunglückten Unterthanen abgeholfen, und einseitige Hülfe und Unterstützung gezeichnet wurde. Da es aber bey den ungeheuren und über allen Begriff steigenden Ausgaben des Staates, womit nicht nur der Uebermuth des Feindes soll gedemüthiget und gezüchtiget, sondern auch die geliebten Unterthanen Seiner k. k. Majestät vor den Verfolgungen und Mißhandlungen dieser Unmenschen sollen geschützt, und Eigenthum und Leben gegen alle feindliche Grausamkeiten, nach Kräften, gesichert werden, eine bloße Unmöglichkeit ist, die ganze Unterstützung dieser Unglücklichen allein über sich zu nehmen, und alle Wirkungen des Elendes und des erlittenen Schadens zu vergüten; so ist es gewiß keine übertriebene Erwartung, wenn man sich verspricht, daß die Menschen- und Nächstenliebe der k. k. Unterthanen zur gemeinschaftlichen Unterstützung ihrer verarmten unglücklichen Mitbrüder in das Mittel treten werde u. c.

In Folge dieses Aufrufes gingen nach und nach 120 000 fl. ein, und wurden davon 20 000 fl. zu einem besonderen Fond unter dem Namen „Collectengelderfond“ ausgeschieden, der heute noch besteht, und dessen Grundstock im Augenblicke etwa um die Hälfte gewachsen ist. Zweck der letzterwähnten Stiftung ist die Unterstützung Bedürftiger und namentlich die Gewährung einer Anhilfe zu Erziehungs- und Lehrkosten Unbemittelter. Wie mit so manchem, so war man mit der Rückbehaltung dieser 20 000 fl. nicht durchweg zufrieden und eigentlich nicht ganz mit Unrecht. Der erlittene Schaden war so groß, daß ein jeder Abzug an den spärlichen Ersatzbeträgen hart empfunden werden mußte.

Die Verluste wurden abgeschätzt und die Beschädigten in zehn Klassen eingetheilt. Zu berücksichtigenden waren dabei, außer den 344 Bürgern, auch die Hintersassen und darunter 55 israelitische Familien, sowie die Soldatenweiber und Diensthöten. Nehmen wir eine Bevölkerung von 5000 Personen an, so trübe es von den zur Vertheilung gekommenen 100 000 fl. auf den Kopf durchschnittlich eine Entschädigung von 20 fl., ein Betrag, der, auch wenn er vielfach größer gewesen wäre, sich in keiner Weise als auch nur halbwegs ausreichend ergeben hätte.²³⁾ Es kann deshalb nur sehr begreiflich erscheinen, daß man in der allgemeinen Niedergeschlagenheit nach Ursachen für das hereingebrochene Unglück und

nach etwa begangenen Fehlern bei dessen Abwehr suchte. Dazu gesellte sich noch ein Mißtrauen bezüglich des redlichen Verfahrens mit den eingegangenen Geldern u. dgl. (Rosmann, S. 446). Was das letztere betrifft, so liegen übrigens keine Anhaltspunkte wegen etwaigen Veruntreuungen oder dergl. vor, und wenn die Sammlungen die gehegten Erwartungen nicht erreicht haben, so kommen die damaligen mißlichen Zeitverhältnisse in Betracht und überdies der Umstand, daß beinahe gleichzeitig auch für die Stadt Kehl die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch genommen worden war. Aber auch im Ubrigen werden die verschiedenen Behauptungen und Anklagen mehr nur aus der vorhandenen verzweifelten Lage entsprungen sein. Man wollte einen Grund zu dem barbarischen Vorgehen gegen Altbreisach in dem Niederbrennen von Lauterburg und Weissemburg durch General Wurmser und in den Drohungen des Feldherrn Herzog C. W. Ferdinand von Braunschweig finden, sowie nicht minder in der Anwesenheit eines französischen Abbé zu Altbreisach nebst 14 Emigrantenfamilien, worunter namentlich solche aus dem Ober- und Unterelsaß, wie die v. Reinach, v. Rathsamhausen u. c. waren. In Paris schrieb man diesen und den übrigen auf der rechten Rheinseite bis Basel hinauf zerstreut sich aufhaltenden zahlreichen Emigranten fortgesetzte Pflege von aufwieglerischen Verbindungen und Untriebe gegen die französische Republik zu. Aus dem Abdruck des *Moniteur* 8^o, tome X, pag. 442 (vgl. mit Prudhomme, *Revolutions de France* Nr. 124, tome X, pag. 351) ist zu entnehmen, daß Neubreisach vom Ausbruch der französischen Revolution an der Zielpunkt der Armee des Condé war, und schon in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 22. November 1791 wurde betreffs der Ränke der Emigranten darüber Bericht erstattet, daß die ausgewanderten Prinzen einen französischen General zu gewinnen suchten, damit er Neubreisach für sie sichere. Man betrachtete diese Grenzstadt als einen Schlüssel Frankreichs. Es wäre nicht unmöglich, daß solche Momente mitspielten, insbesondere, da die Emigranten um die Zeit der Beschießung Altbreisachs aufgefordert wurden, sich von da zu entfernen, eine Aufforderung, der

sie auch alsbald zu entsprechen suchten. Auch die Art der Vertheidigung glaubten die Einwohner der Stadt ferner tadeln zu sollen; die Tapferkeit der Besatzung fand wohl die allgemeine Anerkennung, diesbezüglich lag nur vorbehaltloses Lob vor, allein die getroffenen militärischen Maßnahmen wurden insofern für ungeeignet gehalten, als das Ergreifen weiterer Schritte erst von der Entscheidung des darum angefragten Hauptquartiers abhängig gemacht worden sein soll. Ob hieran etwas Richtiges ist, läßt sich von uns aus nicht untersuchen; nur so viel dürfte als allenthalben bekannt angeführt werden, daß bei der damaligen Kriegführung, abweichend von der heutigen, auch für einzelne Fälle viel Gewalt und entscheidender Einfluß für die oberste Leitung vorbehalten war. Thatsache ist immerhin, daß die verhältnißmäßig schwache Besatzung einen versuchten Rheinübergang abschlug und nur leichte Artillerie in geringer Zahl zur Verfügung stand, die aber dem mächtigen Angriff bis zum dritten Tage, wahrscheinlich bis zur Erschöpfung ihrer Munition, in einer energischen Weise, die selbst vom Feinde anerkannt wurde, antwortete. Daß aber die Besatzung schon am dritten Tage die Stadt verlassen und sich nach Freiburg bezw. Villingen begeben habe, wie verschiedentlich behauptet wird, das scheint denn doch mehr nur auf einer Erfindung zu beruhen, sonst hätte ein Zeitgenosse, der Stadtvogt Josef Frick von Staufen, in einem hinterlassenen Berichte nicht schreiben können: „Den 29. September 1793 haben wir (das Stadtgericht zu Staufen) durch das Generalkommando den Befehl erhalten, auf nämlichen Tag Wagen auf Krozingen zu schicken, um Faschinen nach Altbreisach zu führen, um Batterien zu machen, daß man die französischen Batterien zusammenschießen



Schloßgraben (Zwinger) mit dem Burgweg.

könne, dergleichen auch das Fort Mortier, auf welches dann eine große Menge Kugeln und Bomben geschossen worden, aber gar kein großer Schaden daran verursacht, als eine Menge Löcher gemacht und des Kommandanten Haus darin verbrannt. Es ist danach von den Franzosen nach einigen Tagen wieder einen ganzen Tag auf Altbreisach mit glühenden Kugeln und Bomben geschossen worden, allwo sie noch einige Scheuern verbrannt haben.“

Hiermit stimmt ein Bericht aus Colmar vom (Sonntag) 6. October 1793, welcher als Tagesereignis mittheilt: „es bombardierten die Österreicher mit 9 Kanonen das Fort Mortier, was mit 4 Stücken von Morgens 10 bis Abends um 6 Uhr erwidert wurde.“ Dies hätte Alles nicht geschehen können, wenn die Besatzung sich in Freiburg oder gar Villingen befunden hätte und nicht in Altbreisach oder doch in dessen Nähe gewesen wäre.

Rehren wir zur Untersuchung der Gründe zurück, aus welchen gerade über Altbreisach die völlige Zerstörung beschlossen und verhängt wurde, so dürfte eine Stelle des oben schon erwähnten Berichts der Volksrepräsentanten Milhaud und Lacoste aus (Groß-) Rembs vom 18. September 1793 den richtigen Aufschluß geben. Es lautet dieselbe folgendermaßen: „Neubreisach sollte in der Nacht vom 15. auf den 16. September einen falschen Angriff machen, um die Macht der Feinde dahin zu ziehen; dieser Plan wurde ausgeführt, und Altbreisach, welches ganz mit Batterien umgeben war und schon lang das Fort Mortier bedrohte, wurde in Asche verwandelt.“

Einerlei aber, welche Ursachen es veranlaßt haben mögen, — das Unglück war da, die Verwüstung lag vor, und steht der unseligen That kaum ein zweites Beispiel zur Seite.

Es vergiengen viele Monate, bis sich die vertriebenen Bewohner durch Ein- und Aufbau wieder einigermaßen wohnlich eingerichtet hatten. Noch im Monat Februar 1794 beklagt sich der Ortsgeistliche P. Xaver Kempf, daß er keine Wohnung finden könne, und der Stadtphysikus Dr. Steinhauser beschwert sich sogar noch im Februar 1795, daß es ihm nicht gelingen wolle, in Altbreisach eine Wohnung zu erhalten. Manche Personen und Familien kehrten überhaupt nicht mehr zurück, und jene, welche sich wieder eingefunden haben, wählten für die neuen Niederlassungen vorzugsweise nur die Unterstadt.²⁴⁾ Inzwischen sollten übrigens die öffentlichen Geschäfte ihren regelmäßigen Gang gehen. Dies konnte vorläufig in Breisach selbst nicht geschehen und wurden deshalb nach vorübergehendem Aufenthalte in Freiburg (woselbst jedoch keine Termine abgehalten wurden) die städtischen Behörden nach Niederrimsingen verlegt.

Nach den noch vorhandenen Rathsprotokollen vergiengen nahezu ein und dreiviertel Jahre, bis die Amtsthätigkeit in Alt-Breisach selbst wieder begonnen werden konnte. Zwischenhinein ließen es zwar die Zunftvorstände nicht daran fehlen, auf frühzeitigere Rückverlegung der städtischen Behörden zu dringen. Ein Rathsprotokoll vom 18. März 1794 bewahrt uns eine drastische Schilderung der Zustände auf, welche die Zünfte zu ihrem Begehren veranlaßten. Es heißt dort u. A.: „Sämmtliche Herren Ober- und Untere Zunftmeister zeigen an, daß die Unordnung und Insubordination in Altbreisach so hoch gestiegen, daß bald jeder thue, was er wolle, gegen obrigkeitliche Befehle irrespectuos und gegen alle Polizeiwiderspenstigkeit sey, hauptsächlich die Sicherheit des Feldes betreffend sich absolute allen Unfug erlaube.“ Es wird sodann weiter ausgeführt, daß namentlich durch willkürlichen Waidgang alle grünenden Gewächse der Gemarkung verderbt würden, und bemerkt: „daß dadurch die ohnehin so unglücklich arm und elende Bürgerschaft um die einzig noch übrige Hoffnung einer bevorstehenden Erndte verlustig wird und das Elend unüberschaubar sei, wenn diesem allgemein ärgerlichen Unfug nicht gesteuert werde.“ Der Magistrat suchte den Beschwerden abzuhelpen, führte

aber seinen erstmalen schon am 24. Dezember 1793, und dann wieder am 11. April 1794 gefaßten Beschluß der Verlegung der städtischen Verwaltung von Niederrimsingen nach Altbreisach immer noch nicht aus, er mußte vielmehr im April 1795 von den Zunftmeistern abermalen dringend dazu aufgefordert werden. Der Magistrat bot übrigens sonst Alles auf, um der rückgekehrten Einwohnerschaft wieder aufzuhelfen; er bewilligte die Abgabe von Bauholz aus den städtischen Waldungen zu billigstem Preise, er ließ sehr reichlich Brennholz schlagen und an die Bürger vertheilen, er gewährte ansehnliche Nachlässe oder doch lange Zahlungsfristen bezüglich der öffentlichen Abgaben und sonstiger Ausstände, er setzte den Zinsfuß für die Kapitalschuldner herab, er stellte es den Pächtern von Gemeinde- und Stiftungsgütern anheim, von den eingegangenen Pachtverträgen rückzutreten, er bewirkte, daß die wieder erstehende Stadt, obgleich die ganze Umgegend mit Militär belegt war, von Einquartierung frei blieb, er suchte die Bedürftigen, deren Zahl ungemein gewachsen war, soweit nur irgend Mittel verfügbar waren, freigebig zu unterstützen. Diese Mittel mußten freilich bei den „traurigen Umständen und elenden Zeit“ — wie wiederholt gesagt wird — immer geringer werden. Gar oft heißt es in den Rathsprotocollen, daß die öffentlichen Kassen „gänzlich ausgetrocknet“ seien, was hie und da ausdrücklich als eine Folge der „französischen Mordsbrennerey“ hingestellt wird. Vielfach wird, unter aller Anerkennung der Begründetheit der erhobenen Ansprüche, verfügt, daß die Anfordernenden „zur Geduld“ zu verweisen seien. Leihweise aufgenommene Gelder vermögen kaum die nöthigste Deckung für die dringendsten Bedürfnisse zu beschaffen, denn vieles wartet auf die Hilfe der Stadt. Selbst der Apotheker (Mietinger) will nur dann eine Apotheke wieder einrichten, wenn ihm die Stadt Unterkunft in irgend einem Kasernenbau einräume, und zu gleicher Zeit (26. August 1794) wußte man zur Aufbewahrung der chirurgischen Instrumente für den ärztlichen Gebrauch nur das Münster als sichersten Ort zu bezeichnen. Der Schulunterricht konnte erst wieder mit dem Jahr 1794 in einem für 66 fl. p. J. gemietheten Privatlokale (bei Bäcker Josef Sitter) unter dem

einzigem Lehrer (Xaver Beck) begonnen werden, und noch im September 1794 war man genöthigt, sich um die Miethe eines zweckmäßigeren und wo möglich billigeren Raumes umzusehen. Auch wurde es September 1794, bis wieder an die Erstellung von Feuerspritzen gedacht werden konnte. In ähnlicher Weise könnten wir noch weiter fortfahren, es ergibt sich aber schon aus dem Gesagten, daß es beinahe schwieriger sein dürfte, eine zusammengebrochene alte Gemeinde wieder aufzurichten, als eine vollständig neue frisch zu gründen.

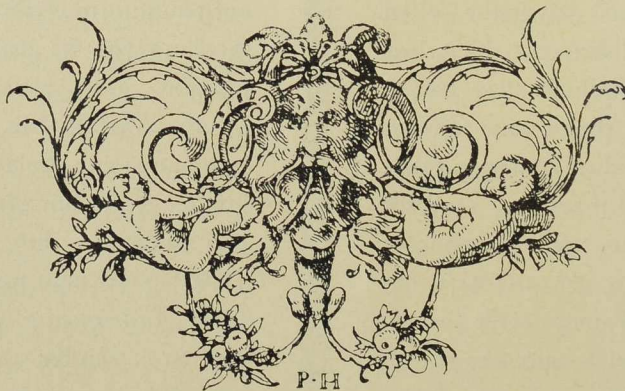
Raum hatte sich die wieder zusammengefundene Bevölkerung einigermaßen erholt, so hatte die Stadt im Jahr 1796 und dann wieder im Jahr 1799 von den Franzosen abermals ähnlich zu leiden. Im Jahre 1801 trat gemäß des Luneviller Friedens (9. Februar 1801) der schon im Frieden von Campoformio (17. October 1797) vereinbarte Übergang in den Besitz des Herzogs Herkules III von Modena ein und im Jahr 1805 auf Grund des Preßburger Friedens (26. Dezember 1805) der Übergang an Baden, von wo ab für die schwergeprüfte Stadt wieder eine ruhigere, bessere Zeit begann, die nun durch die Neugründung des deutschen Reiches ihre Festigung erhielt.

Sast wäre es gekommen, daß Altbreisach erst mit dem Jahre 1870 wieder an Deutschland fiel, denn im Jahr 1811 wollte Napoleon I die Stadt sich abtreten lassen und sie durch Ab-

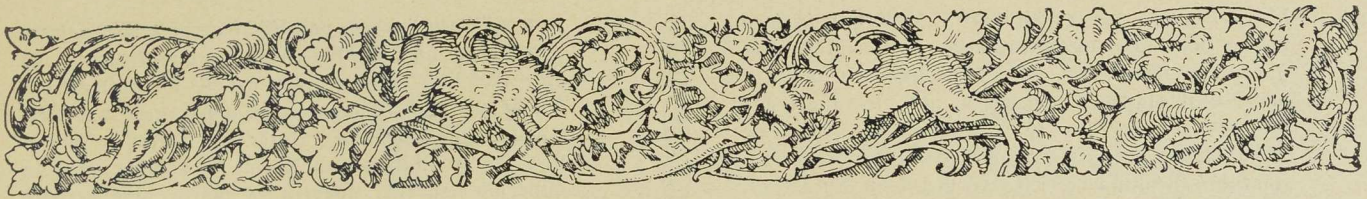
lenkung des Rheines mit dem Elsaß fest vereinigen. Kriegsunfälle und namentlich der russische Feldzug vereitelten glücklicherweise das Vorhaben, und im Jahr 1870 waren es die deutschen Geschütze, welche die abermals vom Fort Mortier wie auch von Neubreisach her erfolgte Beschießung abwehrten und umgekehrt diese Bollwerke in die Gewalt und den Besitz des Reiches brachten.

Was Altbreisach, das man sich im Hinblick auf seine ganze Vergangenheit kaum anders als einen militärischen Platz denken kann, heute wünscht, das wäre wieder ein theilweises Aufleben der früheren Verhältnisse, wenigstens durch Verleihung einer Garnison.²⁵⁾ Die strategische Seite haben freilich die Männer vom Fache zu untersuchen, die wirthschaftliche spräche jedoch ganz entschieden für eine Berücksichtigung der von widrigen Geschicken heimgesuchten Stadt.

Was wir aber beklagen, ist das meistentheils allzugründliche Aufräumen der reichlich vorhanden gewesenen Überreste aus früherer Zeit. Es bedurfte eines besonderen Befehles Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs Leopold (Rosmann S. XII), um alterthümliche und geschichtliche Erinnerungen, merkwürdige Bauten 2c. vor der eigenen, durch uns selbst bewerkstelligten Zerstörung zu schützen. Glücklicherweise waltet jetzt ein anderer Sinn, nur ist es schade, daß dieser nicht schon früher erwacht war.



P.H



Anmerkungen.

- 1 Seit der Gründung Neubreisachs (1699) auch „Altbreisach“ genannt.
- 2 Als ein Wahrzeichen Breisachs hängt heute noch ein mächtiger, etwa ein Meter großer Schlüssel in der Sakristei der Münsterkirche daselbst.
- 3 Cardinal Richelieu hat sich König Louis XIV gegenüber gelegentlich dahin ausgesprochen, daß Frankreich drei Schlüssel besitze, nämlich: 1. Breisach gegen Deutschland, 2. Perpignan gegen Spanien, und 3. Dignerol gegen Italien.
- 4 „Ergo Brisacum, teutonici Iovis Tarpeja rupes, decidit in manus Brenni.“
Balde.
„Des Reiches Brustwehr, unseres Jupiters Tarpejerburg hat Brennus erobert.“
Herder's Terps. II, 11.
Es wird kaum nötig sein zu bemerken, daß hier unter Brennus der Herzog Bernhard von Weimar († 1639) verstanden ist, von welchem Breisach im Jahr 1638 nach langer Belagerung in Folge Aushungerung gewonnen wurde.
- 5 Breisach, ehemals der Hauptort des ganzen nach ihm benannten Gaues, war angesehen unter den Schwesterstädten des Oberheins und der benachbarten Schweiz; gerne gieng man mit ihm politische Bündnisse ein und schloß auch, da es Münzrecht besaß, Münzverträge mit ihm ab. Kunst und Kunstgewerbe blühten in seinen Mauern; von ihm kennt man ein eigenes Beschauzeichen für Silber- und Goldschmiedearbeiten. Hochaltar, Kanzel und Lettner im Münster sind heute noch Beweise für das einheimische Kunstgewerbe. Für frühe Pflege der Dichtkunst sprechen die Gedichte des Meistersängers Walthar von Preisach. Es hatte sein eigenes, von dem sonst zuständigen Reichsgericht (Hofgericht) zu Rottweil befreites Gerichtswesen und übte es auch über einen größeren auswärtigen Bezirk (Leiselheim, Achkarrn, Hochstetten, Niederrimsingen und Zarthheim) aus. Schon seine städtische Verfassung vom Jahr 1275 sicherte ihm viele Vorrechte und Gewohnheiten, eine unabhängige Selbstverwaltung, Zölle, Lootsen- und Strandrecht u. s. f., es hatte eigenes Maß und Gewicht zc.
- 6 Am bekanntesten sind die von Aescher, Ambringen (Ampringen, Ampfingen), Bolsenheim (Bolzenheim), Burckhard, Dorillac, Edel, Esche, Escher, Falkenstein (Valkenstein), Flachland, Götz, Götzmann, Hoff, Kageneck (Kagenegg), Lars (Lar, Lahr, Lare), Leidensberger, Lor, Mördingen, Münzmeister, Muntzenheim, Neuenstein (Newenstein, Nüwenstein), Pfor (Pfor, Phorre), Reimach, Zum Rine (Zu Ryn), Rink, Roggenbach, Rosenbach, Schauenburg (Schowenburg), Schleisinger, Schödnau (Schödnaw), Sickingen, Stadion,

- Stein, Steinbach, Vechelin, Wessenberg, Widensohlen (Widenzol), Yeberg, Nebensheim, Josenbach. Zeitweise hatten früher daselbst auch die Herren von Staufen (Stouffen), Schwendi, Truchseß, Uesenberg zc. ihren Aufenthalt, und selbst Markgraf Jakob von Baden besaß in Breisach eine eigene Niederlassung.
- 7 Lange Zeit war daselbst der Sitz der Landvogtei; es befand sich dort das Schultheissen-, bezw. Oberschultheissen-Amt und zwar seit 1507 mit größerem Justizbezirke in eigenem Besitze der Stadt (vgl. Anm. 5), später ein (Ober-) Appellationsgericht, sodann eine der französischen Reunionskammern, sowie gleichfalls von dem westfälischen Frieden an, von wo ab Breisach wieder Provinzial-Hauptstadt wurde, eines der drei Bureau für Erhebung der öffentlichen Abgaben. Dieses Bureau erstreckte sich über 16 Städte, 354 Dörfer und 13 525 Feuerstellen (A. Coste, S. 258).
- 8 Vgl. Cloer S. 20, und was die Stärke der Besatzung im Jahre 1675 betrifft: Schau-ins-Land, XVII, S. 10. Die Civilbevölkerung wurde schon im Jahr 1697 auf 4600 Seelen angegeben (A. Coste, S. 267) bestehend aus 800 Familien, welche etwa 500 Häuser bewohnten.
- 9 Achkarrn führt das gleiche Wappen (einen doppelten sog. Dreiberg) wie die Stadt Breisach, sechs weiße Berge auf rothem Felde. In St. Peter steht ein stattlicher Brunnen, an welchem sich ein Wappen mit sechs Bergen befindet, und wird dies jener Brunnen sein, von dem der Breisacher Chronist sagt: „es habe nach der Demolition von Breisach ein damaliger Stadtrath einen Röhrbrunnen mit schöner Brunnenschaaale nach St. Peter a. d. Schw. verkauft, allwo man ihn annoch sehen kann.“ Während der französischen Herrschaft wurde am oberen Ende in das Stadtwappen ein Querbalken eingefügt, welcher auf blauem Grunde drei goldene Lilien zeigt.
- Zur Besiegelung der Urkunden bedienten sich die städtischen Behörden von früher Zeit an (z. B. bereits auf einem Leibgedingsact vom 27 July 1316) bis in unser Jahrhundert eines besonderen Stempels, welcher einen rechts (heraldisch) sehenden einköpfigen Adler mit Nimbus enthält. Nach den Angaben in Siebmachers Wappenbuch ist der Adler schwarz mit roth am Kopf auf Goldgrund.
- 10 In den Besitz von Zarthheim kam Breisach am 1. Februar 1526 durch Belehnung mit Zwing und Bann, Wunn und Waid zc. Die letzten Reste des Lehnverhältnisses lösten sich erst in unsern Tagen.
- 11 Schau-ins-Land, XVII, S. 13.
- 12 Eine Abbildung des Windbruchthores, zuletzt auch Bürgerthurm und ursprünglich „das Neue Thor“ genannt, findet sich als Extrabeilage zu S. 1 ff. des

14. Jahrgangs dieser Zeitschrift. Von den übrigen Thoren und Thorthürmen kennen wir meistens das Jahr ihrer Erbauung, bei diesem sind wir aber auf eine Schlussfolgerung angewiesen, und diese führt uns auf den Anfang des 16. Jahrhunderts. Bossierte Steine kamen nämlich erst von da an, von der beginnenden Renaissance-Zeit ab wieder in Aufnahme. Unser Thorthurm, für dessen Thordurchgang und Ecken bossierte Quader verwendet wurden, ergibt sich deshalb, wenn er im Übrigen auch gothifizierende Formen zeigt, als ein Werk der Frührenaissance. Ist dies der Fall, und es kam kaum anders sein, so kann der Landvogt Peter von Hagenbach nicht schon in dem vorausgegangenen Jahrhundert darin gefangen gefessen sein, denn der Thurm hatte damals noch gar nicht bestanden. Wenn man nun in neuerer Zeit, etwa zur ehrenden Erinnerung an den ebenso gewalthätigen als schamlosen Statthalter den besagten Thurm als „Hagenbachthurm“ ausgeben will, so liegt dafür weder ein geschichtlicher noch sonstiger Anhalt vor. Zu bemerken ist hier noch, daß eine spätere Verwaltung und zwar erst in den 1840er Jahren aus unerfindlichen Gründen an diesem Thurme, wie auch an dem Kapsthor (Schau-ins-Land, XIV, S. 11) u. d. erhabenen rauhen Theile der Bossenquader weggeschlagen und sodann die gebliebenen Spuren wieder mit Farbe hervorheben ließ.
- 13 Vgl. Schau-ins-Land XVII, S. 31 ff.
- 14 Bemerkenswerth erscheint, daß die Geschichte der Stadt Breisach von Rosmann im Vorwort S. XIII die Chronik von Gsell als „verloren gegangen“ bezeichnet, und doch hat der genannte Autor dieselbe, wie Vergleichen zeigen, ausgiebig benützt. Selbst die metrische Wehklage Gsells, welche wir diesem Aufsätze in deutscher Wiedergabe vorausgehen ließen, findet sich auf S. XIV des Vorworts in ziemlich getreuer Übersetzung des lateinischen Urtextes aufgenommen. Auch E. Martin sagt in seiner Schrift vom J. 1874, S. 15, daß selbst das eifrigste Nachspüren die fragliche Chronik nicht zu Tage gefördert habe. Der Schauinsland-Verein befindet sich übrigens im glücklichen Besitze einer Copie.
- 15 Wir stützen uns hiebei namentlich auf die Angaben der Breisacher Bürger Gabriel Kieger und Präbendschaffner Josef Langer (1776–1841), welche beide außer ihrer sonstigen Habe durch die Beschiesung auch Häuser verloren haben.
- 16 Sehr unterstützt hat uns bei dieser Arbeit das Buch von A. Coste, Notice historique et topographique sur la ville de Vieux-Brisach, 1860. Es war uns von Werth daraus auch die französischen Auffassungen erfahren zu können, sowie auch jene Actenstücke kennen zu lernen, welche dem gedachten Autor zu Gebote standen.
- 17 Das Fort Mortier war das südlich gelegene der vier Forts, welche den oben schon erwähnten Stadtheil, die Strohstadt oder Neustadt St. Louis, auch Kleinbreisach, gegen die Elsäßer Seite hin umschlossen. Es hießen dieselben der Reihe nach: Fort Mortier, Fort de Cadets, Fort St. Louis und Fort Reinach (gegen Norden). Da Frankreich nach den Bestimmungen des

- Kyswidschen Friedens von 1697 innerhalb 500 Klöstern vom Rheine an keine Befestigungen haben durfte und die Strohstadt in seine Hand fiel, so wurde diese mit sammt den Befestigungswerken abgetragen, das Fort Mortier ausgenommen. Unter der Vorgabe, wenigstens ein Wachthaus am Rheine zu besitzen, blieb es nicht nur erhalten, sondern es wurde nachher noch vollständig ausgebaut und zu seiner heutigen Stärke gebracht. Ob dieses Fort seinen Namen von dem französischen Marschall Mortier ableitet, oder von dem Worte „mortier“, der Mörtel, der Bombenkessel, ist unentschieden und bleibt dahin gestellt. Wäre es heute nicht im Besitze des Deutschen Reiches, so würde es in seiner Lage unmittelbar Altbreisach gegenüber für dieses immer noch eine stete drohende Gefahr bilden.
- 18 Es war dies der letzte Stadtkommandant von Breisach; der letzte Festungs-Gouverneur ist General Franz Christof Josef von Rodt gewesen, welcher, veranlaßt durch die Schleifung der Festung, am 14. September 1741 von da nach Freiburg zog und dort am 23. März 1743 starb. Über sein von Christian Wenzinger gefertigtes Denkmal im Münster zu Freiburg s. Schauinsland XIX, S. 30 f.
- 19 Bei Entfaltung etwas größerer Pietät und bei weniger Eilfertigkeit hätten jedoch ohne jede Gefahr noch eine ganze Reihe alter Überreste erhalten bleiben können, wie z. B. das alte 1536 im Stil der Frührenaissance erbaute Rathhaus mit seiner prachtvollen Fassade, die Stadthore, das Muggensturmthor u. d. Mit all' dem wurde ganz unnöthigerweise in den 1830er Jahren aufgeräumt, während vorher der aufgehäuften Schutt zum Theil bis in die 1820er Jahre liegen geblieben war.
- 20 Schau-ins-Land XIV, S. 52 ff.: Die Kanzel im Münster zu Altbreisach von Fritz Ziegler, mit Aufnahmen von diesem und Architect Richard Langer, damals Custos in Brünn, † 10 Juni 1890 auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise in Syrien.
- 21 Marc Rosenberg, Hochaltar im Münster zu Altbreisach.
- 22 Neuerlich aufgenommen von A. Poinignon (Mittheilungen der bad. hist. Kommission No. II, 1889).
- 23 Ein einzelner Bürger berechnete seinen Verlust allein auf 132000 fl. (vgl. E. Martin, S. 19).
- 24 Die Vorstadt wird erstmals im 15. Jahrhundert genannt und zwar in der Chronik von Berler (Straßburg), wo es heißt: „Von den großen Wassern anno domini 1421 Jahr ward der Rhein also groß, daß er . . . u. d. . . zerbrach die bruck zu Brisach und ging zu Niergenowe (Marienawe) in das closter und umb den fronaltar und in die stub, und ward die Vorstadt vol Wasser, daß viche und lut musten fliehen auf den Berg.“ Die angesehenen Geschlechter und die Kaufleute wohnten ehedem überhaupt nur in der Oberstadt und hatten unten höchstens ihre Wirthschaftsgebäude (Rosmann S. 152/3).
- 25 Dieser Wunsch ist inzwischen erfüllt worden, indem Altbreisach im Monat October 1893 eine Garnison, bestehend in 3 Compagnien des I. Bataillons des bad. Fußartillerie-Regiments No. 14 zugetheilt erhielt, und kann es dieselben als Ersatz für die gerade 100 Jahre vorher weggezogenen 3 Batterien österreichischer Artillerie ansehen.

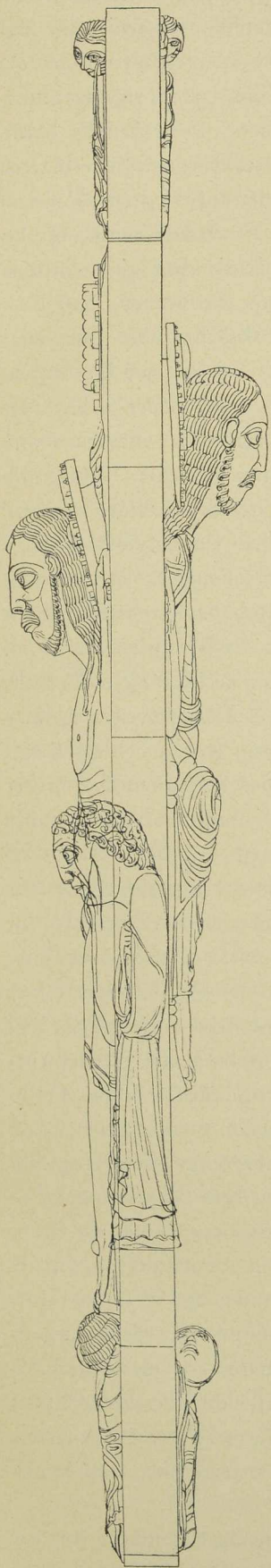


Das Kreuz von St. Trudpert

Eine alamannische Nielloarbeit
aus spätromanischer Zeit

von

Marc Rosenberg.



Wenn man den Blick über die Abbildungen gleiten läßt, welche das Kreuz von St. Trudpert darstellen, wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, vor einem ungeschlachten und griesgrämigen Werke zu stehen, welches auf Schönheit oder Anmuth keinerlei Anspruch erheben und wohl überhaupt keinen künstlerischen Eindruck hervorrufen kann. Einer solchen Arbeit wird weder die philosophische Ästhetik gerecht, welche die ganz unmotivierte Häßlichkeit aller Figuren unmöglich gut heißen kann,¹⁾ noch die praktische Ästhetik, die Stilistik, welche volle Übereinstimmung des innern Wesens mit der äußern Erscheinung verlangt, jedoch hier einem groben Mißverhältniß zwischen Angestrebtem und Erreichtem gegenübersteht. Aber wie der Naturforscher sich nicht von teleologischen Anschauungen leiten lassen darf, sondern rein sachlich zu Werke gehen muß, so ist es auch unsere Aufgabe, nicht bei solchen Werken stehen zu bleiben, welche unsere Seele leicht erregen, sondern uns auch denjenigen zuzuwenden, welche weniger emporragend, aber dafür auf der breiten Basis des Allgemeingutes an Bildung und Kunstvermögen aufgebaut sind. Nicht nur aus der Vogelschau, die uns die Spitzen der Dome zeigt, nein auch aus der Froschperspective, welche uns lehrreiche Unteransichten gewährt, müssen wir die Werke zu erfassen suchen, und nicht nur in eine Würdigung ihrer künstlerischen Qualitäten müssen wir eintreten, sondern auch in eine Prüfung der Elemente, welche ihre Entstehung bedingt haben. Ja, um Werken, wie das Kreuz von St. Trudpert, gerecht zu werden, müssen wir voll und ganz die naturhistorische Methode anwenden. Wir müssen, wenn ich mich so ausdrücken darf, von dem uns vorliegenden Werke ein Präparat mit Querschnitten zu mikroskopischer Untersuchung machen, nicht aber seine geringen künstlerischen Qualitäten extrahieren und zu einem kunsthistorischen Essay aufbauen. Vielleicht wird es uns, die wir demnach jetzt suchend und fragend, kalt und unbefangen, vielleicht sogar von der Häßlichkeit des Ganzen abgestoßen, an dieses Kreuz herantreten, vergönnt sein, dasselbe nach abgeschlossener Untersuchung als Bewunderer zu verlassen.



Wenige Stunden südlich von Freiburg, wo der Ort Staufen mit der gleichnamigen Burg liegt, öffnet sich nach der Rheinebene zu das Münster-

thal, in dessen oberem, früher Briznachthal genannten Theile das alte Kloster St. Trudpert sich befindet. Die erste Anlage geht bis ins 7. Jahrhundert zurück und dürfte, wenn man 607, das Todesjahr des heiligen Trudpert dafür gelten läßt,²⁾ die älteste unter den später berühmt gewordenen alamannischen Klostergründungen sein, denn St. Gallen entsteht, die früheste Jahreszahl angenommen, 613, Reichenau erst 724. Sie wird als eine jener irisch-schottischen Gründungen angesehen, wie sie uns mehrfach aus jener Zeit überliefert sind, und erscheint schon sehr früh mit Benedictinern belegt, welchen es vergönnt gewesen ist, ununterbrochen bis zur Säkularisation im Jahre 1806 dort zu verbleiben.

Unter den wenigen alten Kunstwerken des ehemaligen Klosters, welche den Brand des Jahres 1633 überdauert haben³⁾ und theils in St. Trudpert, theils in der Großherzoglichen Alterthumshalle zu Karlsruhe verwahrt werden, nimmt das große silberne Kreuz, welches wir zum Gegenstande unserer Untersuchung gemacht haben, zweifellos den ersten Rang ein. Es ist daher den Kirchenvorständen wärmster Dank dafür zu sagen, daß es gegenwärtig nur in sehr eingeschränktem Maße dem Kulte dient und den verschiedenen Fährlichkeiten, welchen es in der Sacristei ausgesetzt war, entzogen ist, um als köstliches Denkmal der Vergangenheit sorgsam im Pfarrhause gehütet zu werden.

Einer eingehenden Beschreibung fühlen wir uns angesichts unserer Abbildungen und der nachfolgenden Erörterungen überhoben.

I. Die Technik.

Die Technik, in welcher die Arbeit hergestellt ist, erscheint als eine zweifache. Die eine ist für die Bildung aller plastischen Theile angewendet, die andere zur Verzierung der Flächen.

Wenden wir uns zunächst der ersteren zu.

Das Verfahren, durch welches in der romanischen Periode, welche den großen Silberguß nicht gepflegt zu haben scheint,⁴⁾ Relie芳arbeit gemeiniglich hergestellt wurde, ist entweder das Ausschlagen in einer Matrize, das Drücken auf der Form oder das freie Treiben.

Das Ausschlagen in einer Matrize ist ein Verfahren, welches Theophilus in seiner im Beginn des 12ten Jahrhunderts verfaßten *Schedula diversarum artium* als *opus quod sigillis imprimitur* ausführlich schildert.⁵⁾ Sie besteht darin, daß man auf vertiefte Metallformen Silberplatten legt, und diese vermittelst aufgelegten Bleies in die Formen einschlägt. Die Schilderung läßt bei Theophilus an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und es geht aus ihr hervor, daß diese Arbeit nur für kleine Stücke, oder für Ziertheile Anwendung findet, welche zur Decoration größerer Objecte dienen. Der Text zählt auf: *capsellae reliquiarum et scriniola Sanctorum*, und betont durch das Diminutiv *scriniola*, daß es sich nicht etwa um „Schreine der heiligen Leiber“ handelt, wie es in der Übersetzung heißt,⁶⁾ sondern um kleinere Reliquiare. Aus diesem Grunde, und weil sich auch das ganze Verfahren seiner Natur nach nicht dazu eignet, kann ich Savard⁷⁾ nicht zustimmen, welcher dieser Technik, die er *coquillé* nennt, ein Stück zuschreibt, welches technisch und künstlerisch dem Kreuze von St. Trudpert gleichsteht, nämlich den bekannten Diakon der ehemaligen Sammlung Basilewsky,⁸⁾ welcher sich jetzt in St. Petersburg befindet. Das Verfahren, wie es Theophilus beschreibt, dient zur Anfertigung oft zu wiederholender Stücke, ist aber für Einzelobjecte, wie der eben erwähnte Diakon oder das Kreuz von St. Trudpert, viel zu umständlich. Übrigens steht auch die Stärke des Silberbleches der Annahme von Savard entgegen. Theophilus verlangt für die leichte Treibarbeit, für das *elevare*, welches er in dem Capitel *de opere ductili*⁹⁾ beschreibt, schon ein Metallblech so dünn, daß man es mit dem Nagel eindrücken kann, *ut unguis vix impressus appareat ex altera parte*, aber für die hier in Erwägung gezogene Technik, für die Arbeit, *quod sigillis imprimitur*, wünscht er eine äußerst dünne Silberfolie: *argentum multo tenuius quam ad elevandum*.¹⁰⁾ Diesen Anforderungen entspricht aber unser Kreuz durchaus nicht, und ebensowenig der Diakon, wie die gute Abbildung bei Darcel und Basilewsky ausweist.

Die zweite zu erwägende Technik ist die des Drückens auf einer Reliefform mit der von

Theophilus geschilderten Variation des Treibens in sehr dünnem Blech¹¹⁾, welches nachher durch einen Kern oder eine Gussfüllung verstärkt werden muß. Diese leichte Treibarbeit wird ohne jede Ciselierung zu Ende geführt, welche das dünne Metall übrigens auch gar nicht zulassen würde. Sie war namentlich in der älteren romanischen Periode sehr beliebt, weil sie einer metallarmen Zeit die Herstellung größerer, fast monumentaler Werke in Edelmetall bei relativ geringem Materialaufwand gestattete. Sehr charakteristische Proben dieser Technik finden wir in dem merkwürdig reichen und interessanten Kirchenschatz von St. Maurice, für dessen ungenügende Aufstellung hinter blinden Scheiben uns die treffliche Publikation von Aubert¹²⁾ einigermaßen entschädigt. Diese und viele andere verwandte Denkmäler lehren uns, daß man sich nicht darauf zu beschränken pflegte, die von Theophilus angegebene Füllung, von gestoßenem Siegelstein und Wachs, im Verhältniß von 2:1, einzugießen, sondern, daß man zur Verstärkung des Silberreliefs oft eine mehr oder minder bearbeitete Holzseele verwendete. Wir sehen dann auch zuweilen diesen Holz kern zu einer selbstständigen Schnitzerei auswachsen, welche aber dann unter dem roher gearbeiteten Silberblech wieder verschwindet. Ein solches uns fremdartig, oder wenigstens verschwenderisch, erscheinendes Verfahren findet seine natürliche Erklärung in dem Verhalten des Mittelalters seinen Modellen gegenüber. Mehr als in unserer Zeit pflegte man damals Modelle in Holz zu schnitzen, und weniger als heute pflegte man sie zu schonen und gesondert aufzubewahren. Lag es da nicht nahe, das vorhandene Modell, da es ohnehin der Vernichtung geweiht war, direct als Kern für die Silberarbeit zu nehmen, und wo es anging, dem Silberblech durch Andrücken an diese Kernform die gewünschte Gestaltung zu geben, also das opus ductile des Theophilus mit dem Drücken auf der Reliefform zu vereinigen? In unserem romanischen Denkmälerbestande fehlt es nicht an genügend ladierten Stücken, welche uns dieses Verfahren verrathen, und dabei deutlich erkennen lassen, wie sich zuweilen unter der Silberhülle die bis zu einem gewissen Grade

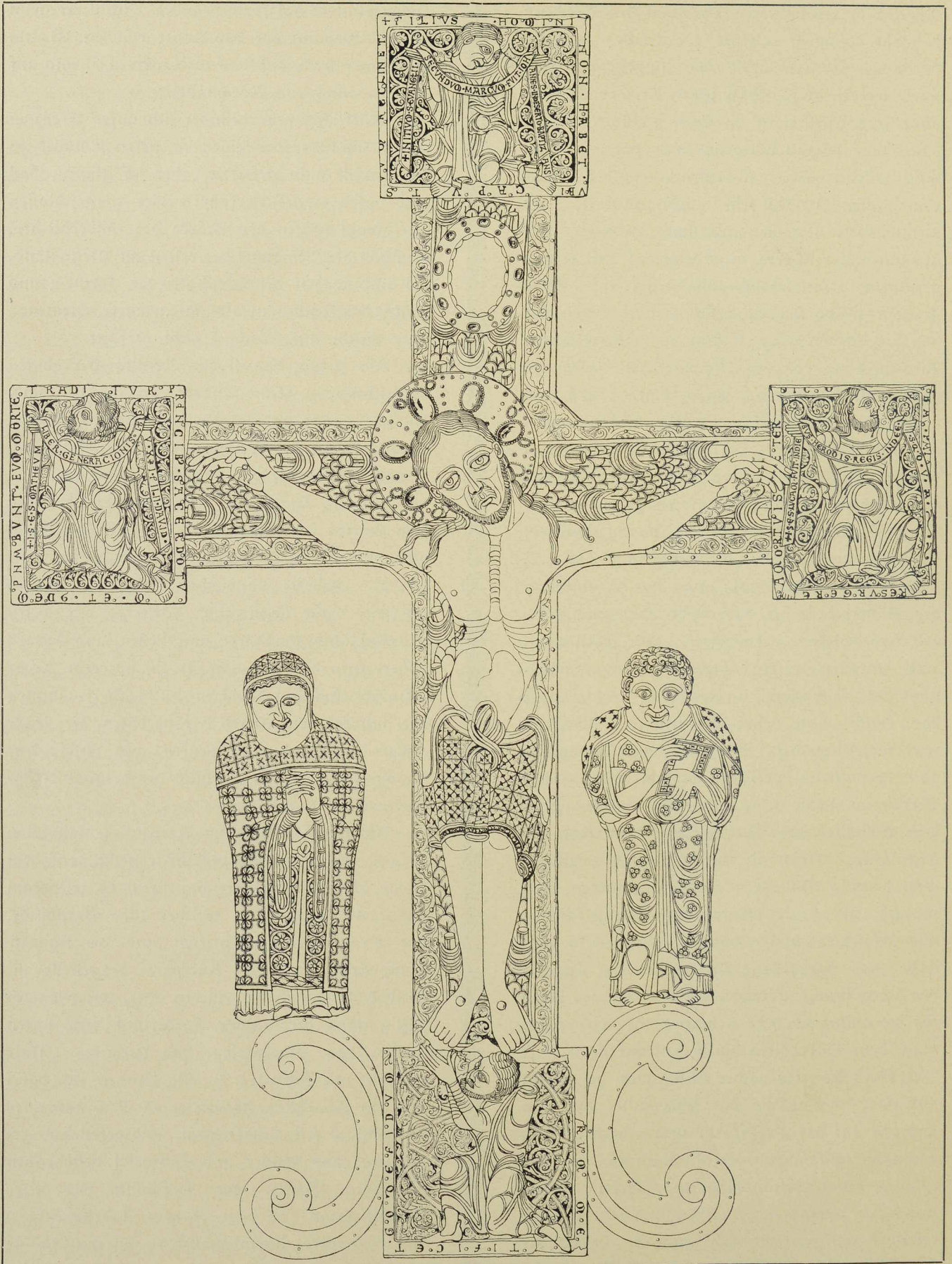


ausgearbeitete Holzform befindet. Ich verweise in dieser Beziehung auf das Kreuz von St. Martin in Emmerich¹³⁾, auf das in Rankweil¹⁴⁾ und auf die Madonna von Rocamadour.¹⁵⁾

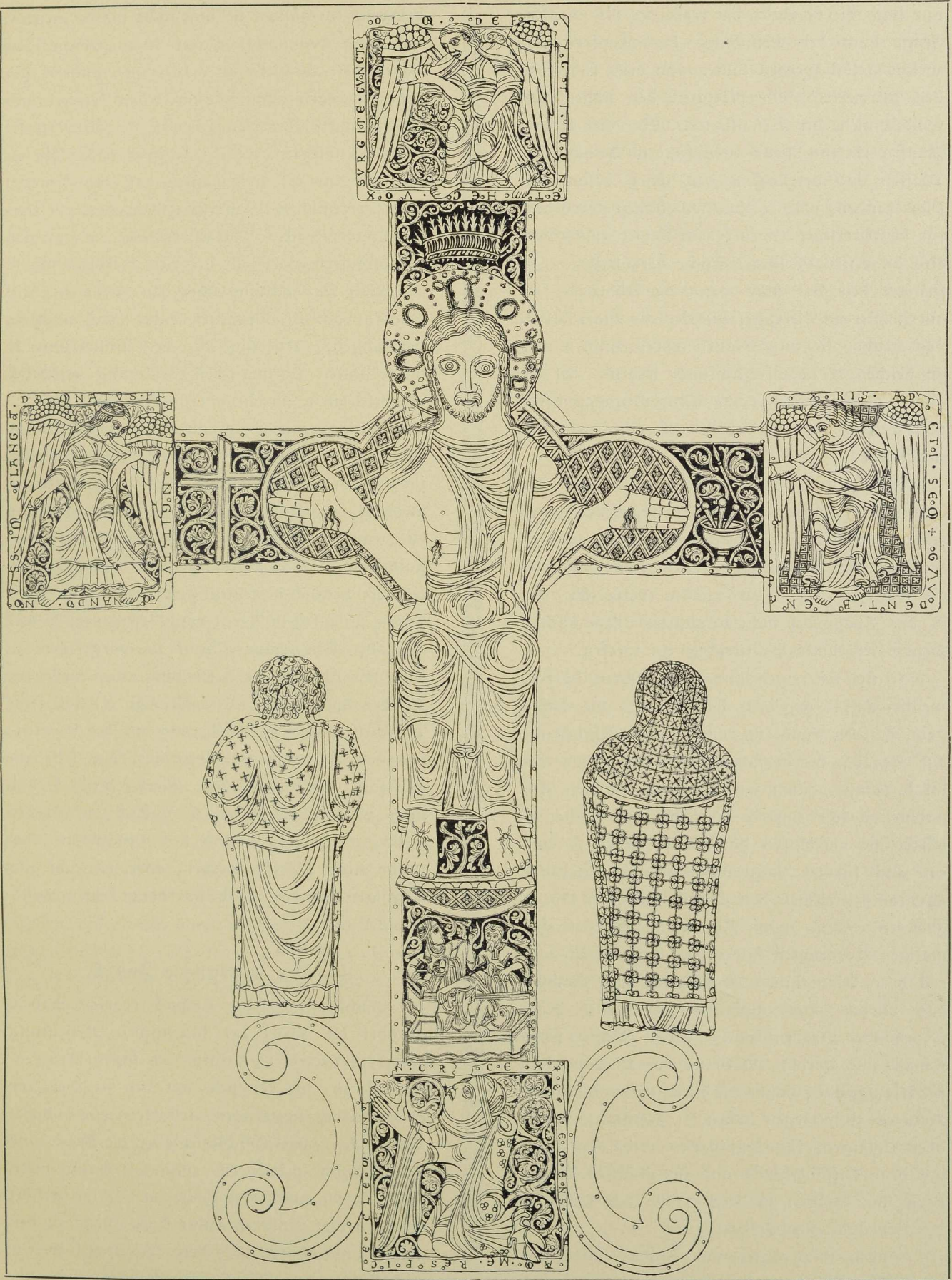
Glücklicherweise befindet sich unser Kreuz in einem Zustande, der einen so tiefen Einblick in die Technik nicht gestattet, aber ich glaube, daß auch dieses zweite Verfahren hier ausgeschlossen ist, sowohl wegen der Stärke des Silberbleches, die schon der Annahme des ersten im Wege stand, als auch wegen der Weichheit der Formen, und wegen des Reichthums im Faltenwurfe, Elemente, über welche diese Technik nicht verfügt.

Wir haben, das ist das Resultat der obigen Betrachtungen, keine andere Technik vor uns, als jene uralte und immer noch moderne Arbeit des Treibens, bei welcher man das Silberblech je nach Bedürfniß von der einen Seite oder von der anderen, sei es mit dem Hammer oder mit dem Punzen bearbeitet, die Technik, welche Theophilus¹⁶⁾ als opus ductile quod sculpsitur, mithin als ciselirte Treibarbeit beschreibt. Da es einerseits nahe liegt, ohne Weiteres auf dieses gebräuchlichste Verfahren zu schließen, und Savard andererseits das coquillé für ein unserem Kreuz technisch ähnliches Werk in Anspruch genommen hat, mußten wir Werth darauf legen, die Frage etwas eingehender zu prüfen und unsere Anschauung durch Eliminierung der andern Möglichkeiten zu begründen.

Ist nun an unserem Kreuze ausnahmslos alles, was ihm Körperlichkeit giebt, auf dem Wege des Treibens erreicht, so ist es wiederum nur eine Technik, in welcher alles Graphische, wie Ornamente, Inschriften und die figurale Composition auf der Rückseite hergestellt ist. Diese Technik ist das Tiellieren oder, wie wir nach Ilg's ganz berechtigter Forderung jetzt sagen sollten, das Blackmalen, das Verzieren (Male machen) mit Schwarz.¹⁷⁾ Es handelt sich dabei um das Ausfüllen graviirter Stellen mit einer dem Silber fest anhaftenden, Schwefelleber genannten, aus Silber und Schwefel bestehenden schwarzen Masse. Die Forschung hat dieser Technik schon seit dem vorigen Jahrhundert¹⁸⁾ ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, sie aber, wie es in solchen Fällen meistens geschieht,



Vorderseite des silbernielierten Kreuzes in St. Trudpert.
 Nach einer Umriszeichnung von Wilhelm Weimar in Samburg.



Rückseite des silbernielierten Kreuzes in St. Trudpert.
 Nach einer Umrißzeichnung von Wilhelm Weimar in Samburg.

nur nach einer Seite hin verfolgt. Es war die Frage nach der Erfindung des Kupferstiches, welche gelöst werden sollte, und diese führte zu den gravierten Silberplättchen der italienischen Goldschmiede der Renaissance. Ehe diese kleinen Kunstwerke mit Niello ausgefüllt in Anhängern, Waffen und dergleichen den ihnen bestimmten Platz fanden, war es zur Gewohnheit geworden, für die Werkstatt Abdrücke auf Papier zu machen, also die ersten (Silber-) Stiche herzustellen. In späterer Zeit hat man dann die Abdrücke fast mit größerem Eifer gesammelt, als die Platten, von welchen sie zu gewinnen waren, und, immer im Zeichen der Kupferstichkunde stehend, auf die älteren, beispielsweise romanischen Originalniellen, von welchen keine Abdrücke existieren, gar nicht geachtet.¹⁹⁾

So harret denn und harret noch heute die interessante Gruppe früher Nielloarbeiten einer zusammenfassenden Betrachtung, welche um so weniger auf sich warten lassen sollte, als sie ein wichtiger Factor zu werden verspricht, um in das Chaos der nicht lokalisierten romanischen Denkmäler einige Lichtstrahlen zu werfen.

Wenn wir einer Anregung folgen dürfen, welche Falke gegeben hat,²⁰⁾ und die dahin geht, daß die Kunde im romanisierten Rheinlande auf Email, die in Alamannien auf Niello als lokale Kunsttradition weisen, wenn wir diese Annahme, welche unseres Wissens noch nicht erhärtet ist, aufgreifen dürfen, so zeigt sie uns eine auch für die jüngern Perioden maßgebende Trennung zwischen den Email- und den Niellogebieten. Links vom Rheine im ganzen ehemaligen Lothringen finden wir das Email, und rechts in Alamannien, Bajuvarien und Sachsen das Niello. Dort sind es die Städte Köln (Rheinischer Grubenschmelz), Trier (Egbert'sches Email) und Verdun (Nicolaus von Verdun), hier für Alamannien, wohin wir die Entstehung unseres Kreuzes zu verlegen haben,²¹⁾ Konstanz, Basel oder Villingen, für Bajuvarien etwa Salzburg mit dem Tassilokelch²²⁾ und für Sachsen Paderborn, die Stätte, in deren Nähe der Verfasser der *Schedula* gewirkt hat.²³⁾

Sollen uns eingehende Studien über das Niello für diese interessanten Fragen Aufklärung

bringen, so müßten sie uns nicht minder zeigen, wie diese Technik nicht nur dazu gedient hat, einzelne Prachtstücke zu dekorieren, sondern geradezu die volkstümlichste unter den Verzierungskünsten auf Silber gewesen ist. Die alten Kunstordnungen legen beredtes Zeugniß dafür ab, indem sie uns erkennen lassen, daß die kleineren leichtverkäuflichen Meisterschaftsarbeiten, wie Verlobungsarmband und Messerscheide, in gewissen Landschaften mit Niello dekoriert werden mußten.

Eine Beobachtung über das Niello an dem Kreuze von St. Trudpert haben wir noch zu verzeichnen. Wie aus der bei Anmerkung 24 mitgetheilten schematischen Zeichnung ersichtlich ist, erscheinen einzelne der niellierten Theile in einer Vergoldung, welche wir allen Grund haben, für eine ursprüngliche zu halten. Da die Niellen jüngerer Zeit, beispielsweise des 15. Jahrhunderts, meistens unvergoldet sind, so überrascht uns das einigermaßen. Dennoch scheint die Vergoldung auf Niello gerade im 12. und 13. Jahrhundert ziemlich allgemein gewesen zu sein. Wir finden sie auf dem Kreuz von Clairmarais²⁵⁾ und auch bei Theophilus scheint sie vorgesehen zu sein. Er schildert die Herstellung eines niellierten Kelches und schließt (Buch III, Cap. XXXII) seine Vorschriften über die Niellierung mit den Worten: *et quod reliquum est deaurabis*, das übrige also soll vergoldet werden. Hierbei bleibt freilich noch zu entscheiden, ob er wirklich die Stellen meint, welche als Grund des Ornaments vom Niello nicht bedeckt werden, oder vielleicht nur diejenigen Partien, welche überhaupt keinen Niello schmuck tragen.

II. Der liturgische Zweck.

Nachdem wir die Technik erörtert haben, gebührt ein Wort der liturgischen Bedeutung unseres Objectes. Die Form des sogen. Krückenkreuzes an und für sich, mit den zu Vierecken erweiterten Kreuzenden, gestattet zwar in dieser Beziehung keinerlei Schlüsse, aber die Größe und Historiierung gewähren einige Anhaltspunkte. Unser Kreuz mit seiner Höhe von 68 cm gehört zwar zu den größeren, aber keineswegs zu den größten mit Silber bekleideten Kreuzen. Es erreicht nicht die Größe eines stabilen Triumph-

kreuzes, und muß trotz seiner erheblichen Abmessungen zu den beweglichen gerechnet werden. Es dürfte am ehesten, nach den liturgischen Gewohnheiten des Mittelalters, als ein Processionskreuz bezeichnet werden, welches nach der Beendigung des Umganges auf oder neben dem Altar aufgestellt zu werden pflegte.²⁶⁾ Wohl wissen wir, daß man für diesen Zweck nur ungern die umfangreicheren historischen Kreuze mit Maria und Johannes am Fuße verwendet; aber das unserige ist durch seinen Holzkern so leicht, und durch die reiche Behandlung der Rückseite für den Zweck so geeignet, daß wir kein Hinderniß für unsere Annahme sehen.

Die Verwendung, welche das Kreuz heute findet, oder nachweisbar zuletzt gefunden hat, kann uns über den Dienst, für welchen es angefertigt wurde, nicht aufklären, denn durch die spätere Einfügung einer Kreuzpartikel, welche wir weiter unten nachweisen werden, wurde der Kreis der liturgischen Verwendbarkeit vergrößert. Nach den vom gegenwärtigen Pfarrer, Herrn Aloys Baur, niedergeschriebenen „Denkwürdigkeiten“ des Klosters²⁷⁾ dient es gegenwärtig zur Procession und an Sonntagen zum Wettersegnen. Im Beginne unseres Jahrhunderts wurde es am Kreuzerhöhungstage verwendet²⁸⁾ und in den Jahren 1815–1817 an gewissen Tagen zum Küßten herumgereicht. Für fast alle diese Zwecke ist ein kleineres handlicheres Kreuz, wenn es nur eine Reliquie oder eine Kreuzpartikel enthält, weit besser geeignet. Es ist daher kaum anzunehmen, daß das unserige in der Zeit, da das Kloster sicher mit allem Nöthigen ausgestattet war, zu jenen vielfältigen liturgischen Handlungen, außer vielleicht zur Flurprocession, benützt wurde.

III. Der Crucifixus.

Abb. S. 52.

Der Gekreuzigte, welcher bärtig, mit langem, in der Mitte gescheitelten Haupthaar an dem Holze hängt, die Füße durch ein Suppedaneum gestützt,²⁹⁾ mit halblangem Schurz, das Haupt geneigt, paßt vollkommen in den Rahmen der romanischen Kunst, und es bleibt für uns zunächst nur zu untersuchen, wo er zeitlich inner-

halb dieser Periode unterzubringen ist. Die genaue Zeitangabe bei romanischen Crucifixen stößt aber bei der geringen Anzahl genau datierter Werke auf Schwierigkeiten, welche eine Bestimmung auf das Jahr, das Jahrzehnt oder selbst auf ein Menschenalter kaum zulassen. Dazu kommen noch die Komplikationen durch die der Entwicklung vorausseilenden oder hinter ihr zurückbleibenden Werke³⁰⁾. Setzen wir für die romanische Zeit die bekannten Mittelzahlen 1050 bis 1250, so haben wir einen Spielraum von 200 Jahren. Ohne zu prüfen, wie sehr man ihn nach rückwärts erweitern kann, verweisen wir nur auf die von Schönemark veröffentlichte Kreuzigungsgruppe, welche trotz romanisierender Formen einem Werke von 1431 angehört.³¹⁾

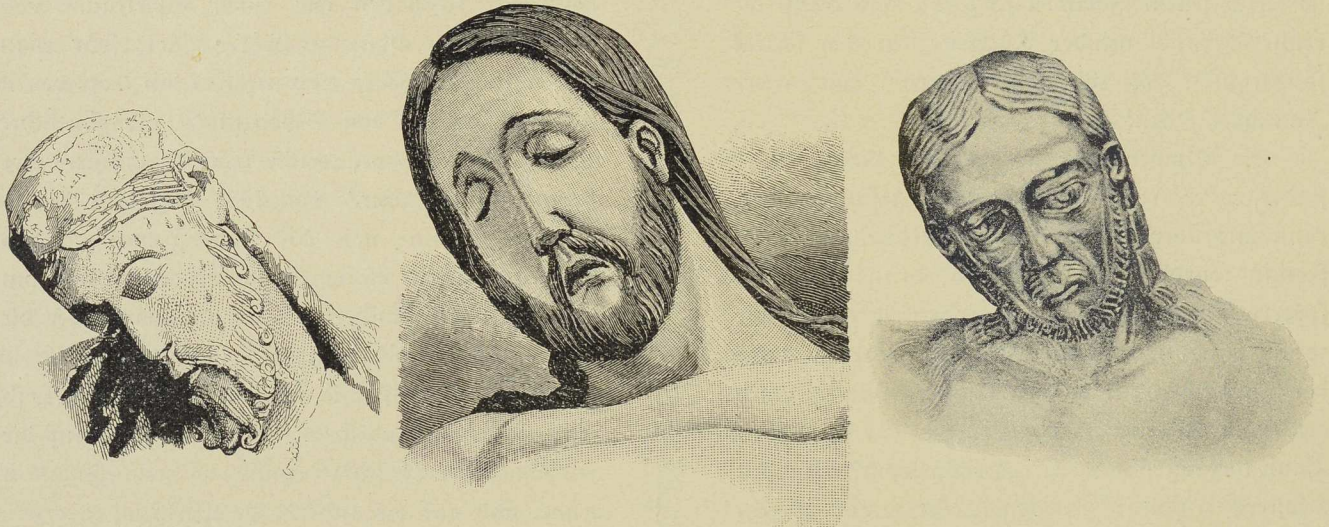
Die Spanne von 200 Jahren erweitert sich auf diese Weise zu einem gewaltigen Zeitraum von vier Jahrhunderten. Wenn man aber die sporadischen Erscheinungen eliminiert und die romanischen Crucifixe in frühe und späte ordnet, so zeigt sich eine deutliche Trennung, indem auf die eine Seite der Christus regnans et triumphans in cruce, und auf die andere der Christus in cruce gemens zu stehen kommt. Innerer mit runden Zahlen operierend, kann man sagen, daß der Crucifixus der älteren dieser beiden Perioden, welcher auf seinem Suppedaneum steht und kaum als wirklich hängend gedacht ist, seit 1175 etwa einer Umgestaltung unterworfen wird. Auf der andern Seite hingegen erkennen wir aus einzelnen toscanischen Kreuzigungsdarstellungen, sowie durch die aus der Marienkirche in Soest stammende³²⁾, daß mit dem Jahre 1225 etwa der Typus mit dem stark hängenden Körper, mit den schmerzhaft eingezogenen Beinen und mit den übereinander gelegten Füßen den Künstlern geläufig wurde. Da unser Kreuz keinem dieser Typen entspricht, sondern zwischen ihnen steht, so dürfen wir seine Entstehung nur in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume suchen, welchen die eben genannten Zahlen 1175 und 1225 einrahmen. Innerhalb derselben steht ein hochberühmtes datiertes Werk, der Altar von Klosterneuburg von 1181, welches wir zur Vergleichung heranziehen können.³³⁾

Trotz des wesentlich verschiedenen Kunstgeistes, der aus diesem und aus unserem Werke

spricht, ist eine gewisse ikonographische Verwandtschaft bei der Kreuzigung nicht zu verkennen; die Haltung der Arme, die Stellung der Hände, die Anatomie des Unterleibes, die Länge und die Knotung des Schurzes in der Mitte, all' das ist in beiden Werken ähnlich; nur offenbart sich in dem Altarwerk durch die starke Neigung des Kopfes und die Biegung des ganzen Körpers ein jüngerer Zug, den wir einfach auf Rechnung späterer Entstehung setzen



einem jüngeren deutschen in Halberstadt zusammenstellen, sieht man deutlich, welche verschiedene Kunststrichtungen zu annähernd gleicher Zeit nebeneinander bestehen konnten. Wie groß aber auch die Abstände sein mögen, so gehören sie doch nicht zum Unmöglichen, nicht einmal zum besonders Merkwürdigen, denn auch unsere Zeit, in welcher an einer Stätte Kanoldt neben Schönleber oder in weiterem Kreise Fritz August Kaulbach neben Liebermann wirken können, zeigen ähnliche Gegensätze.



Bemalte Holzsculptur. Angeblich erste Hälfte des XII. Jahrh. Bes. Louis Courajod, Paris. Nach Gazette archéologique 1884, S. 95.

Von dem hölzernen Triumphkreuz im Dome zu Halberstadt. Frühgothisch. Nach Künhardt in der Zeitschrift für bildende Kunst, 1888, S. 321.

Von dem silberneilierten Kreuze in St. Trudpert. Nach Photographie von J. Baekmann, Karlsruhe.

können, oder aber als einen Ausdruck reiferen Kunstvermögens auffassen müssen. Bei der Unsicherheit in diesem Punkte haben wir keinen Grund, unser Kreuz vor oder nach diesem Werke anzusetzen, und bleiben daher, um einer genauen Datierung nicht vorzugreifen, bei der sich aus unsern Zahlen von ca. 1175 und ca. 1225 ergebenden Mittelzahl ca. 1200.

Diese Datierung stellt unser Kreuz in eine Periode, innerhalb welcher man gewohnt ist, den Spuren eines neuerwachenden, auf dem Erbe der Antike beruhenden, Schönheitsgefühles nachzugehen. Von diesem beseeligenden Hauche, der über Frankreich und die sächsischen Lande gegangen ist, erscheint unser muthmaßlich alamannisches Werk vollkommen unberührt. Wenn wir den Kopf unseres Crucifixus mit einem französischen, vielleicht etwas älteren im Besitze Courajods, des originellen Verfechters mittelalterlicher Kunst, und



IV. Christus beim Weltgericht.

Abb. S. 53.

Auf der Rückseite sehen wir wiederum den Heiland in einer Stellung, welche uns im ersten Augenblick, wegen der Unbeholfenheit der Darstellung, vielleicht unverständlich erscheinen mag. Aber die Kürze der unteren Extremitäten, sowie das Hervortreten der Kniee weisen deutlich auf sitzende Stellung; und hat man diese erkannt, so unterscheidet man auch einen Thron mit einem Polster darauf. Es handelt sich also um die Darstellung Christi beim jüngsten Gericht. Die Auffassung ist aber nicht die gebräuchliche, welche den Heiland als Richter, die Linke erhoben, in der Rechten das Buch haltend, darstellt, es ist nicht der rex tremendae majestatis des Thomas de Celano, sondern der correspondierende Typus, nach welchem der Herr, seine Wundmale zeigend, spricht: „Pro se me passum videant“,

wie es auf dem Altar in Klosterneuburg heißt³⁴⁾, oder wie ihn der heilige Hieronymus zornig ausrufen läßt: „Sieh, was ich für Dich gelitten, was hast Du für mich gelitten?“³⁵⁾ Deshalb sind an Händen und Füßen die Wundmale in deutlicher Weise markiert, deshalb ist die rechte Seite entblößt und zeigt die Stelle des Lanzenstiches, und deshalb sind auch die Marterwerkzeuge rechts, links und oben an den Kreuzesenden angebracht. Dann fällt noch auf, daß die Hände Christi so steif in wagerechter Richtung ausgestreckt sind. Das hat wieder seine besondere Bedeutung. Auf diese Weise nämlich bildet die Figur Christi selbst die Kreuzesform und erinnert so an das Marterholz. Wie unbeholfen der Meister auch an einzelnen Stellen erscheinen mag, es dürfen trotzdem die steif ausgestreckten Hände nicht seinem geringen Können zur Last gelegt werden. Er hätte sie, wenn er gewollt, bewegter darzustellen vermocht, ist doch Bewegung — freilich falsch oder übertrieben ausgedrückt — eine seiner besonderen Eigenthümlichkeiten. Er hat aber absichtlich darauf verzichtet, um seine Idee, in der Christusfigur selbst die Kreuzesform darzustellen, klar zum Ausdruck zu bringen.³⁶⁾

Daß Christus zürnend dargestellt ist, unterliegt keinem Zweifel. Viele Mittel, um diesen Ausdruck wiederzugeben, hatte unser Meister freilich nicht, nachdem ihm die sitzende Stellung und die Haltung der Hände gegeben war, und er von der Seelenmalerei nicht viel mehr als seine Zeitgenossen verstanden zu haben scheint. Dafür machte er aber von dem gemeinverständlichsten Mittel zur Charakterisierung des Zürnens, die Augen weit zu öffnen, den ausgiebigsten Gebrauch. Erst wenn man beide Christusköpfe von Vorder- und Rückseite nebeneinander hält und vergleicht, wird die Sprache, die er redet, klar, und man erkennt in der That deutlicher, als bei der Einzelbetrachtung den Unterschied zwischen dem leidenden Ausdruck auf der einen und dem drohenden auf der andern Seite.

V. Maria und Johannes.

Abb. S. 52 und 53.

Der merkwürdige Eindruck des Schwermüthigen und Alterthümlichen, welchen das Kreuz

auf uns macht, ist ganz besonders durch die Figuren von Maria und Johannes bedingt, welche rechts und links neben dem Kreuzesstamme stehen. Die untersetzten Körperformen, die gedrückte Haltung, die großen Köpfe machen geradezu einen trübseligen Eindruck, welcher durch den leicht angedeuteten lachenden Zug um den Mund kaum gemildert wird. Es gibt innerhalb der romanischen Kunst eine große Anzahl von Werken, welche diesen Typus zur Schau tragen, ohne daß es möglich wäre, ihn zeitlich genauer zu fixieren oder räumlich zu begrenzen. Es genügt für unsern Zweck, wenn wir aus dem reichen Vorrath nur drei Denkmäler heranziehen, welche diesem Formenkreise angehören. Da ist zunächst die in Kupfer getriebene (oder Bronze-guß-) Platte mit Darstellung der Kreuzigung aus dem Dome zu Salzburg, welche durch die Salzburger Ausstellung von 1888 weiteren Kreisen bekannt geworden ist,³⁷⁾ und von welcher wir S. 58 Fig. a die Maria nach einer eigens für diesen Zweck angefertigten Photographie reproduzieren.³⁸⁾ Dann der bronzene à jour gearbeitete Reliquienschrein im Dome zu Xanten,³⁹⁾ von welchem wir wiederum die Maria für unsere Figur c auswählen. Endlich drittens gehört noch hierher ein weiteres Xantener Werk, der für die Kunstgeschichte der Rheinlande als ältester unter den großen Prachtschreinen so wichtige Victorschrein.⁴⁰⁾ Von diesem reproduzieren wir in Fig. d, weil keine der mir vorliegenden Photographien eine andere Wahl gestattet, die Figur der hinteren Schmalseite.⁴¹⁾

Innerhalb dieser stilistischen Verwandtschaft zeigen aber unsere Figuren von Maria und Johannes in der Haltung der Hände und in der Gewandung eine gewisse Selbständigkeit. Der alte traditionelle Ausdruck des Schmerzes durch Stützen des Kopfes auf eine der Hände oder durch das Falten der Arme über der Brust ist hier zu Gunsten eines mehr innerlichen Motivs verlassen. Die Tracht, welche bei derartigen Figuren bis ins 15. Jahrhundert hinein eine conventionelle bleibt, ist hier in einer Weise zeitgenössisch durchgebildet, welche uns gestattet, besonders die Maria als ein sehr werthvolles Costümbild hinzustellen. Dasselbe zeigt, gegenüber der ganz modisch gekleideten Stifterin, die



a

Von der Bronzetafel mit Darstellung der Kreuzigung im Dome zu Salzburg.



b

Von dem Kreuze von St. Trudpert.



c

Von dem Reliquierschrein in durchbrochener Arbeit im Dome zu Füssen.

wir weiterhin kennen lernen werden, die bescheidenere Tracht der Matrone. Sie trägt über einem langen Untergewand ein mit Kreisen verziertes Kleid, welches mittelst einer Schnur an den Hüften eingehalten wird; darüber einen schweren, offenbar gefütterten Mantel mit Vierpaßornamenten, und außerdem eine Kapuze mit schräg gestellten Kreuzen in quadratischen Feldern, welche über die Achseln reicht. Die einfachen Musterungen dieser Oberkleider gehören ebenso der zeitgenössischen wie irgend einer früheren oder späteren Textilkunst an; finden wir sie doch ganz ähnlich schon auf griechischen Vasenbildern, ja sogar auf ägyptischen Sculpturen. Höchstens könnten wir uns etwa fragen, wo haben gleichzeitige Meister die Musterung der Gewänder in ebenso deutlicher



d

Von dem Victorschrein in Füssen.

Weise in ihren Werken wiedergegeben? Die Antwort führt uns zu einer in Holz geschnitzten Maria in St. Denis, Mitte des XII. Jahrhunderts,⁴²⁾ zu der Kreuzigungsgruppe von Innichen, um 1200 entstanden, ebenfalls Holz,⁴³⁾ und zu einer Federzeichnung von 1180 in der Königl. Bibliothek zu München.⁴⁴⁾

Die Kleidung des Johannes ist weniger charakteristisch. Wir heben nur den Mantel hervor, in welchen er sich nicht ganz eingehüllt hat, sondern den er leicht über die Achseln geworfen trägt.⁴⁵⁾



Die zwei aufrecht gestellten Voluten, welche diesen beiden Figuren als Ständer dienen, sind, wie schon ein flüchtiger Blick auf ihre Form zeigt, und wie das Fehlen der sich sonst über alle Theile verbreitenden Viellierung

lehrt, nicht ursprünglich. Wie unorganisch aber diese Verbindung auch sein mag, wir dürfen doch nicht annehmen, daß die ursprüngliche eine viel glücklichere Lösung repräsentierte. Es geht nämlich durch alle Zeiten eine klar zu Tage tretende Unbeholfenheit in der Verbindung der plastisch gearbeiteten Marien- und Johannesfiguren mit dem Kreuze, welche wir an keinem Werke, nicht einmal an den Arbeiten der italienischen Renaissance, in streng tektonischer Weise gelöst finden.

Die ältesten Abbildungen unseres Kreuzes auf den St. Trudperter Wallfahrtsbildern seit dem 17. Jahrhundert zeigen ebenfalls Voluten, doch scheinen diese horizontal gestellt zu sein und nicht senkrecht. Indessen läßt sich auf derartige Abbildungen im Allgemeinen und besonders auf diese, welche den Voluten den Charakter von Wolken verleihen, kein sicherer Schluß aufbauen.

VI.

Die drei oberen Kreuzesenden der Vorderseite.

(Evangelisten, Abb. S. 52.)

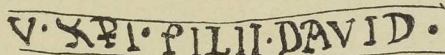
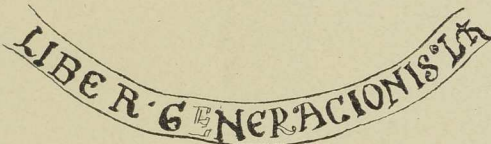
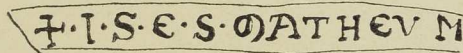
Wir gelangen nun zur Betrachtung der Darstellungen und Inschriften in den Kreuzesenden, von welchen wir zunächst nur die drei (resp. sechs) oberen unter Erörterung stellen, weil die unteren einem anderen Gedankenkreise angehören, welcher weiterhin in dem Abschnitte IX „Die Donatoren“ besprochen werden wird.

I



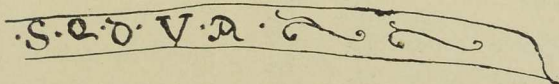
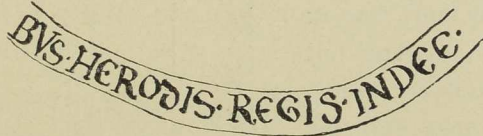
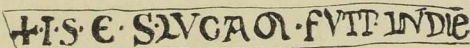
+ INITIVM · S(ANCTI) · EVANG(E)LII · SECVNDVM · MARCVM · FVIT · IOHANNES · IN DESERTO · BAPTIZANS
Marc. I. 4.

II



+ I(NITIVM) · S(ANCTI) · E(VANGELII) · S(ECVNDVM) · MATHEVM · LIBER · GENERACIONIS · I(HS) · V · XPI · FILII · DAVID ·
Matth. I. 1.

III



+ I(NITIVM) · S(ANCTI) · E(VANGELII) · S(ECVNDVM) · LVCAM · FVIT · IN · DIE · BVS · HERODIS · REGIS · IVD(E)E · SACERDOS · Q(VIDAM ²⁾ *nomine Zacharias*) · D(E) · V(ICE) · A(BIA) ·
Luc. I. 5.

1) Dieses V steht auf dem Original, ist aber durch ein Versehen des Zeichners im Facsimile weggelassen.
2) Auf dem Original steht an dieser Stelle, durch ein Versehen des Goldschmiedes, ein deutliches N, vielleicht entstanden aus der Schreibweise JVD(E)E in der Vorlage.

Auf der Vorderseite finden wir in den viereckigen Feldern Figuren mit Spruchbändern, auf welchen die hier beigefügten

Inschriften in einer zwischen Capital- und Uncialschrift stehenden Schreibweise des 12. Jahrhunderts zu lesen sind. Wir haben den Facsimilierungen jeweils die Auflösungen der Abkürzungen beigefügt, wie sie sich innerhalb der unvermeidlichen kleinen Abweichungen nach dem Texte der Evangelien ergeben,⁴⁶⁾ und erkennen demnach in den Trägern der Schriftbänder die Evangelisten Marcus, Matthäus und Lucas mit den Anfängen ihrer Evangelien. Diese Anfänge enthalten zwar nicht gerade die ersten Worte, aber wir finden es auch auf anderen Denkmälern so gehalten, daß aus den ersten Versen einige charakteristische Worte herausgegriffen werden. Für Lucas und Matthäus ist die getroffene Auswahl die übliche, für Marcus dagegen nicht. Statt der hier gewählten Worte Fuit Johannes in deserto baptizans steht, um immer nur ein Beispiel zu citieren, auf einem Darmstädter Elfenbein⁴⁷⁾ Vox clamantis und auf dem Reliquienschrein von Moissat-Bas⁴⁸⁾ Ecce mitto angelum, beide Stellen aus Marc. I, 2.⁴⁹⁾ Daß in unserem Falle bis zu Vers 4 vorgegangen wird, wie es übrigens auch auf dem Kreuz des Nicola de Guardiagrele von 1451 im Lateran zu Rom der Fall ist⁵⁰⁾, mag mit dem Inhalte des ganzen Verses zusammen-

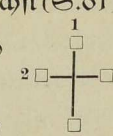
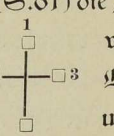
hängen, welcher in seinen weiteren Worten auf „Buße zur Vergebung der Sünden“ geht, und dieses ist ja, wie wir weiterhin sehen werden, der Gedanke, welcher die Stifter des Kreuzes so sehr beschäftigt hat.

Wie in der Auswahl der Worte zur Bezeichnung des betreffenden Evangeliums nur bei Marcus eine stärkere Abweichung von der Tradition zu bemerken ist, so fällt uns auch bei der Figur selbst eine ikonographische Anomalie auf: Matthäus und Lucas sind nämlich bärtig dargestellt, Marcus allein bartlos. Im Großen und Ganzen läßt sich sagen, daß die Kunst entweder alle Evangelisten bärtig⁵¹⁾ oder alle bartlos⁵²⁾ darstellt. Es kommen aber auch verschiedene Abweichungen vor.

So z. B., daß Johannes allein bärtig dargestellt ist,⁵³⁾ oder daß, lediglich um Gruppen zu bilden, je zwei Evangelisten mit Bart, zwei ohne einen solchen gewählt werden.⁵⁴⁾ Vielleicht ist einer derartigen Abwechslung zuliebe Marcus, in der Mitte zwischen zwei bärtigen Figuren stehend, bei uns bartlos dargestellt. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß die Wahl gerade auf ihn gefallen ist, den sich die damalige Zeit entschieden bärtig

vorstellte. So giebt Durandus, ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, eine genaue Schilderung von ihm (und zwar nur von ihm), den er in folgender Weise charakterisiert: Marcus fuit longo naso, subducto supercilio, pulcher oculis, calvus, barba prolixa, habitudinis optimae, aetatis mediae, canos aspersus.⁵⁵⁾

Wenn wir nun dazu übergehen, auch diejenigen Inschriften kennen zu lernen, welche die eben besprochenen Felder in einem erhöhten Rande umziehen, so zeigt es sich, daß wir mit den Ausstellungen, die wir an dem ersten derselben (Marcus) zu machen haben, noch nicht zu Ende sind.

Lesen wir zunächst (S. 61) die Inschriften in derselben Reihenfolge,  welche schon bei Aufzählung der ² Evangelisten angenommen wurde,  und welche ein für allemal festgehalten werden soll.

Wenn wir dabei auf die Stellen achten, welchen diese Citate entnommen sind, und auf die Plätze, welche die Figuren mit ihren Spruchbändern inne haben, so ergibt sich, daß Marcus mit den Anfangsworten aus seinem Evangelium an einem falschen Orte steht.

Wir müssen, um das zu beweisen, etwas weiter ausholen.

Die recipierte Reihenfolge der Evangelisten ist bekanntlich Matth., Marc., Luc., Joh. Auf viereckigen Tafeln oder bei anderen Anordnungen, welche die Evangelisten in der Stellung ^{1.2} _{3.4} anbringen, ist die Aufeinanderfolge schon eine andere, meistens diese:

Matth. Joh.	so daß Mensch
Marc. Luc.	, und Adler in

die ersten Stellen kommen.⁵⁶⁾ Innerhalb dieser Anordnung kommt noch die Variation vor, daß die ersten zwei Figuren oder die beiden letzten ihre Plätze mit einander vertauschen. Bei Crucifixen hat sich wieder eine andere Vertheilung eingebürgert. Johannes erhält als festen Platz den über dem Haupte Christi angewiesen, und Matthäus rückt nach unten zu Füßen des Heilands. Wir

gewinnen dadurch die hier beigefügte Stellung,

1. Joh.	wie sie beispielsweise auf
2. Marc. + 3. Luc.	dem St. Blasianer Kreuze
4. Matth.	in St. Paul und zwar auf

der um 1141 bis 1170 entstandenen Rückseite,⁵⁷⁾ und auf dem Kreuze von Fritzlar nachzuweisen ist.

Ist aber der untere Platz in Anspruch genommen und zu gleicher Zeit der obere dadurch frei, daß Johannes schon einmal neben dem Kreuze stehend vorkommt, so rückt Matthäus an seine (Johannes') Stelle, und wir erhalten die

1. Matth.
Anordnung 2. Marc. + 3. Luc., welche oft vorkommt, während diejenige, welche unser

1. Marc.
Kreuz zeigt, 2. Matth. + 3. Luc., vollkommen ungebrauchlich ist. Wir müssen daher entschieden annehmen, daß unserem guten Meister



Kreuz von St. Trudpert.
Figur mit der Inschrift aus Marcus.



die Zettel, welche man ihm im Kloster vorgezeichnet hatte, etwas durcheinander gekommen sind. Die umlaufende Inschrift (unten I) wußte er wohl noch an die richtige Stelle zu setzen, das ergibt sich aus dem Zusammenhang, in



I

F I L I V S · H O M I N I

· N O N · H A B E T

V B I · C A P V T · S

· V V M · R E C L I N E T

+ FILIVS (AUTEM) · HOMINI(S) ·
NON · HABET · VBI · CAPVT ·
S | VVM · RECLINET

Matth. VIII. 20

und mit geringer Abweichung
auch Luc. IX. 58.

II

T R A D E T V R · P

R I N C I B · S A C E R D O T V

· Q · E T · Q D E Q

· P N A B V N T · E V Q · Q O R T E

+ TRADETVR · P | RINCI(PI)B(VS) ·
SACERDOTV | M [et scribis] · ET ·
C(ON)DEM | PNABVNT · EVM ·
MORTE

Matth. XX. 18

und mit geringen Abweichungen
auch Marc. X. 33.

III

S I C · O

B A P A T · Q

R E S V R G E R E

A O R T V I S · E T E R

(+) SIC · O(PORTE) | BA(T) · PAT(I) ·
XP(ISTV)M · (ET) RESVRGERE ·
A MORTVIS E TER(TIA DIE)

Luc. XXIV. 46.

1) Diese zwei Worte verstellt.

2) Dieses E steht, deutlich sichtbar, auf ein und demselben Stück Metall mit dem folgenden TER.

welchem die drei Inschriften unter einander stehen, und besser noch aus der Gegenüberstellung der Inschriften der Vorderseite und derjenigen der Rückseite, welche wir weiter unten S. 65 geben werden. Die Figur aber mit dem Spruchbande, welche jetzt im ersten Felde steht, hat er an falscher Stelle angebracht, denn weder nach schriftlichen noch nach monumentalen Quellen darf Marcus mit seinem Löwen an die Spitze



Es ist natürlich, daß, wenn man die Evangelisten darstellt und ihnen Sprüche aus den Evangelien beisetzt, diese so ausgewählt werden, daß zu jeder Figur ein Spruch aus dem betreffenden Evangelium kommt. Das ist auch hier der Fall bei Matthäus, bei welchem ein Vers aus Matthäus und Marcus, und bei Lucas, bei welchem ein solcher aus Lucas steht. Bei Marcus dagegen stimmt das nicht. Zu dem Initium

seines Evangeliums (S. 59 I) steht ein Vers (S. 61 I), welcher sowohl bei Matthäus als auch bei Lucas vorkommt, nicht aber bei ihm. Nehmen wir aber eine Umstellung nach der traditionellen Anordnung vor, so fügt sich alles in schönster Ordnung. Matthäus rückt herauf zur Inschrift aus Matthäus (und Lucas), und Marcus kommt an Stelle 2 zur Inschrift aus Marcus (und Matthäus). Lucas mit der Inschrift aus Lucas bleibt an seiner dritten Stelle.

In Bezug auf die künstlerische Darstellung der drei Figuren ist noch zu bemerken, daß eine gewisse ornamentale Eurythmie bei denselben beabsichtigt ist. Die Figuren rechts und links wenden sich nämlich nach entgegengesetzten Seiten und bilden so Pendants. Die Figur oben dagegen, welche die Mitte bildet, wird in der Richtung ihrer Bewegung neutralisiert, indem sie nach links gewendet kniet, den Kopf aber nach rechts herumdreht. Die Art, wie diese drei Figuren jeweils auf das eine Knie niedergesunken sind, nähert sich derjenigen, welche wir in der älteren antiken Kunst als typisch für das Laufen kennen. Hier aber handelt es sich ganz bestimmt um ein Knien, wie es auch bei dem Donator auf unserem Kreuze noch einmal vorkommt, und auf anderen zeitgleichen Denkmälern nachzuweisen ist.

Wenn es uns in Bezug auf die Stellung des Marcus gelungen ist, unserem Meister einen kleinen Fehler nachzuweisen, so glauben wir doch, daß es der einzige ist, welcher ihm hier zur Last gelegt werden kann. Wenn wir daher bemerken, daß alle drei oben besprochenen Figuren ohne Heiligenschein gebildet sind, so dürfen wir das nicht ebenfalls auf Rechnung eines Versehens stellen, sondern müssen annehmen, daß dabei eine ganz bestimmte Vorstellung zu Grunde gelegen hat. Ob vielleicht gar nicht Evangelisten, sondern nur Träger der Inschriftbänder dargestellt werden sollten? Wir wissen es nicht zu sagen, jedenfalls aber darf man aus dem Umstande, daß auf unseren

Abbildungen des Kreuzes auch Maria und Johannes keinen Heiligenschein haben, keinerlei Folgerung zur Lösung dieser Frage ziehen, denn diese Heiligenscheine waren ursprünglich zweifellos vorhanden. Wir wissen es aus den alten Abbildungen des Kreuzes und erkennen es heute noch deutlich am Originale an den Löchern, welche oben auf den Köpfen der beiden Figuren sichtbar sind, und bestimmt waren, den entsprechenden Scheiben Halt zu gewähren.

VII. Die drei oberen Kreuzesenden der Rückseite.

(Engel, Abb. S. 53.)

Den drei eben besprochenen Feldern entsprechen auf der Rückseite gleiche Abschnitte mit posauenden Engeln und umlaufenden Inschriften. Die gewaltsamen Bewegungen, welchen wir in den Kreuzesenden der Vorderseite begegnet sind, finden wir hier etwas gemäßigt, aber immer schlägt noch der Drang des Meisters nach Abwechslung und Natürlichkeit durch. Jeder Engel ist anders bewegt und in den meisten Fällen ist diese Bewegung richtig verstanden. Nur der in Feld 3 zeigt eine, selbst für eine fliegende Figur, kaum zu rechtfertigende Beinstellung. Bei diesem



Kreuz von St. Trudpert.
Feld 2 der Rückseite.

Bildwerk ist auch der Hintergrund nicht wie an allen andern entsprechenden mit Ranken ausgefüllt, sondern mit einem Kreuzmuster, welches wir Seite 64 No. 4 abgebildet haben. Trotz dieser Abweichungen ist aber wohl kein zureichender Grund vorhanden, für diese Partie etwa an eine zweite an der Ausführung beteiligte Hand zu denken.⁵⁸⁾

Die Gewandung der Figuren ist eine ideale, und auch die Flügel lassen, trotz der allzu deutlich markierten Federn, besonders der kleinen oben, keinen Schluß auf ein bestimmtes Vorbild zu. Im Allgemeinen ist dieses aber, wie jüngst mit Recht behauptet worden ist, für Flügelgestalten des Mittelalters bei einem Thiere zu suchen, welches sich durch seine oft schneeweißen Exem-

plare und durch sein häufiges Vorkommen in der Domestication ganz besonders als Modell empfahl.

Die Felder, in welchen diese Engelfiguren stehen, sind der Vorderseite entsprechend mit erhöhten Rändern umzogen, auf welchen die folgenden Inschriften I—III laufen.



II. De poena peccatoris, III. De gaudio electorum. Durch diese Übereinstimmung werden wir aber auf ein anderes Gebiet verwiesen, von dem der Sequenzen auf das der Sentenzen, und dahin gehören auch unsere Inschriften, sowohl dem Inhalte wie auch der Form nach. Es sind leoninische Verse, jener jüngern Art mit dem

I
 OLIM DEF(VN) CTI
 MONET H(A)EC VOX
 SVRGITE CVNCTI

OLIM DEF(VN) | CTI
 MON | ET H(A)EC VOX |
 SVRGITE CVNCTI.

II
 DAMNATVS PLANGIT
 TV(BA) QVANDO
 NOVISSIM(A) CLANGIT

DAMNATVS PL | ANGIT
 TV(BA) | QVANDO
 NOV | ISSIM(A) CLANGIT.

III
 X(R)IS AD(DI) CTI
 SEM(PER) GAVDENT
 BENED(I)C(TI)

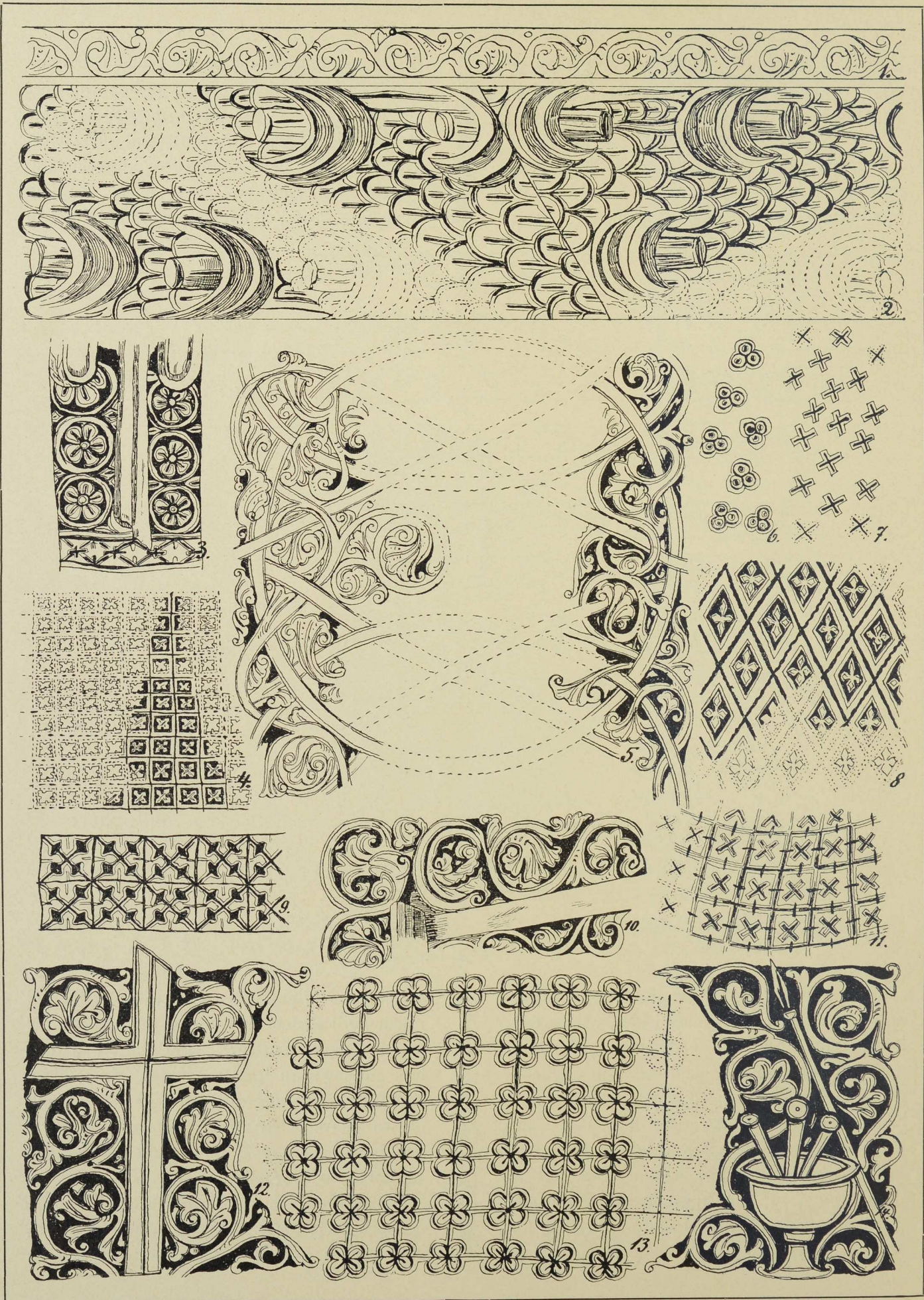
X(R)IS(TO) AD(DI) | CTI
 SEM(PER) GAV | DENT
 BENED(I)C(TI).

Ihr Inhalt entspricht so sehr gewissen Hymnendichtungen, daß man leicht versucht sein könnte, unter denselben nach ihnen zu suchen. Sie gewähren aber, obgleich dem Inhalte nach zu einander passend, doch keinen natürlich fortlaufenden Text. Es sind mehr abgerissene Sätze. Sie haben eher den Charakter von Überschriften, welche einzelne Theile, etwa eines Hymnus auf das jüngste Gericht, charakterisieren, wie beispielsweise die folgenden drei bei Mone angeführten⁶⁹⁾: I. De adventu iudicis,



zweisilbigen (Klingenden) Reim, welche in der romanischen Periode fast ausschließlich im Dienste der Epigraphik standen.⁶⁹⁾ Um aus der Menge des Vorhandenen ein annähernd gleichzeitiges Beispiel zu wählen, dessen Inhalt auch sich mit unsern Versen deckt, verweise ich auf das Portal von Conques mit seiner Darstellung des jüngsten Gerichts und der Inschrift:

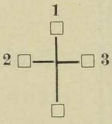
Sanctorum cetus stat Christo iudice letus
 Omnes perversi sic sunt in tartara mersi,
 oder auf die folgende, welche der unsrigen noch



Zusammenstellung der auf dem Kreuz von St. Trudpert vorkommenden Ornamente. Vergl. Ann. 61.

näher käme, wenn sie nicht, wie es scheint, eine Aufzählung der auf dem Sculpturwerk dargestellten Typen versuchen würde:

Casti, pacifici, mites, pietatis amici;
 Sic stant gaudentes securi, nil metuentes,
 Fures, mendaces, falsi cupidique⁶²⁾, rapaces.

Mit Versen dieser Art haben wir es hier zu thun, welche offenbar im Kloster selbst für den speciellen Zweck gedichtet worden sind. Sie weisen auf das jüngste Gericht hin und suchen aus den Evangelienversen auf der Vorderseite des Kreuzes vermittelst einer Antithese einen ideellen Hinweis auf dasselbe zu geben. Wenn wir für Vorder- und Rückseite die einzig mögliche, von uns durchweg festgehaltene Zählung  anwenden, ergibt sich folgende² Gegenüberstellung der Verse:

- | | |
|---|---|
| 1) Filius hominis non habet, ubi caput reclinet. | 1) Olim defuncti, monet haec vox, surgite cuncti! |
| 2) Tradetur principibus sacerdotum et condemnabunt eum morte. | 2) Damnatus plangit, tuba quando novissima clangit. |
| 3) Sic oportebat Christum pati et resurgere a mortuis tertia die. | 3) Christo addicti semper gaudent benedicti. |

Lesen wir sie in dieser Reihenfolge nebeneinander, so drängt sich uns folgender Gedankengang auf:

- 1) Der Menschensohn hat nicht, wo sein Haupt hinzulegen, ihr aber dürft euch erheben.
- 2) Ihn werden sie unschuldig verurtheilen, ihr aber werdet nur eure Schuld büßen.
- 3) Er mußte leiden und auferstehen, ihr aber genießt ewige Freuden.

Wie locker ein solcher Zusammenhang auch sein mag, so ist er doch dem religiösen Sinne nicht fremd. Ähnliche und sogar weiter hergeholte Gegenüberstellungen lassen sich aus allen Jahrhunderten nachweisen.⁶³⁾

VIII. Die Auferstehung.

Diejenige Partie des Kreuzes, deren Erklärung am meisten Schwierigkeiten bietet, weil sie in ikonographischer Beziehung ziemlich selbständig dasteht, ist die Scene, welche unter-

halb des thronenden Erlösers in Niello dargestellt ist. Wir sehen vier Figuren, von welchen die zwei vordersten sich aus einem rechteckigen Kasten erheben, während dahinter zwei andere in einem Kasten oder hinter einer Brüstung bis über die Hälfte des Körpers sichtbar werden.

Da wir Christus, wie er auf dem Throne sitzt und seine Wundmale zeigt, umgeben von Engeln, welche in die Posaunen stoßen, von alters her als Typus für die Darstellung des Weltgerichts kennen, bleibt es für uns keinen Augenblick zweifelhaft, daß die zwei vordersten Figuren Auferstandene sind, daß der rechteckige Kasten ein Grab andeutet, und daß die Wellenlinien unter und neben demselben die Wasser veranschaulichen, welche nach alten Vorstellungen am jüngsten Tage stehen bleiben, steigen oder fallen. Die zwei hinteren Figuren aber dürfen wir, obgleich sie bei den geringen Hilfsmitteln des Künstlers auf den ersten Anblick zur Gruppe der Auferstandenen zu gehören scheinen, nicht zu denselben rechnen. Sie tragen nicht die Sterbekleider der vorderen zwei Figuren,⁶⁴⁾ sondern weltliche Tracht, sie zeigen weder das mühsame sich erheben der vorderen Figur rechts, noch die den Auferstandenen zukommende Bewegung der Figur links, welche sich vor dem blendenden Lichte durch den erhobenen linken Arm schützt.⁶⁵⁾

Nein, wir sehen beide Figuren frei dastehen, die weibliche bewußt emporblickend, die männliche mit der Rechten nach oben weisend. Wir greifen der nachfolgenden Beweisführung vor und erklären sie für Adam und Eva.⁶⁶⁾

Es ist nichts Ungewöhnliches auf Bildwerken, das erste Menschenpaar in der Nähe des Kreuzes oder beim jüngsten Gerichte zu finden. Um von jüngern Beispielen nicht zu reden, verweisen wir auf ein byzantinisches, mit welchem uns Voß nach Kondakoff bekannt macht.⁶⁷⁾ Außerdem giebt es eine Reihe von verschiedenen, in der Litteratur niedergelegten Auffassungen und typologischen Auslegungen, welche derartige Darstellungen rechtfertigen. Für Adam unter dem Kreuze bringt beispielsweise die legenda aurea ausführliche Auseinander-

setzungen, welche wohl das gesammte damalige Material zusammenfassen.⁶⁸⁾ Am bekanntesten ist die Auffassung, nach welcher am Fuße des Kreuzes der Schädel Adams aufgescharrt erscheint, Adam im Grabe liegt, oder sich aus demselben erhebt, denn Golgartha, die Schädelstätte, wo Christus gekreuzigt worden ist, wird ja als das Grab Adams angesehen. Auf dem Blatte der Kreuzigung bei Herrad von Landsperg (1159 bis 1175) heißt es: Jheronimus refert, quod Adam sepultus fuerit in calvarie loco ubi crucifixus est dominus.⁶⁹⁾ An diese Vor-

stellung anknüpfend findet sich auf der Vorderseite unseres Kreuzes zwischen den Füßen des Gekreuzigten ein männlicher Kopf im Profil, wegen Lädierung des Silberbleches an dieser Stelle nur halb sichtbar, der zweifellos Adam vorstellen soll. Aber der Adam, welcher uns jetzt beschäftigt, findet sich auf der Rückseite und gehört dort einem ganz anderen Gedankenkreise an. Es handelt sich nicht mehr um eine Beziehung zur Kreuzigung der Vorderseite, sondern um eine Verbindung mit dem jüngsten Gericht, dem die ganze Rückseite gewidmet ist. Aber nach welcher Vorstellung, fragen wir uns, erscheint Adam am jüngsten Tage, er, der schon früher erlöst worden ist?⁷⁰⁾ Wie kommt Adam unter die auferstehenden Toten zu Füßen des richtenden Herrn, er, der nicht mehr gerichtet wird?

Der Grund liegt in der besonderen Auslegung, welche der hier in Betracht kommende Vorgang aus der Geschichte des Herrn gefunden hat. Die Höllenfahrt mit der Erlösung der Erzväter ist ein Vorbild für die Wiederkunft Christi und die Erlösung der Frommen am jüngsten Tage. Deshalb darf sich mit dieser Darstellung die Scene verbinden, wie Adam aus der Vorhölle befreit wird.⁷¹⁾



Da auf unserem Kreuze ein Mann und eine Frau, die beiden Stifter, dargestellt sind, welche nach ihrem Tode einer seligen Auferstehung harren, so haben sie Werth darauf gelegt, nicht allein Adams, sondern auch Evas Erlösung vor Augen zu führen, und das ist der von uns gesuchte Inhalt der niellierten Darstellung, welche wir hier in natürlicher Größe abbilden.

Wir dürfen indessen in unsern Betrachtungen nicht fortfahren, ohne diese kleine Scene im Einzelnen erklärt zu haben und etwaigen Einwänden

begegnet zu sein, welche man gegen unsere Auffassung geltend machen könnte.

Unsere mehr auf der Anschauung jüngerer abendländischer Kunstwerke beruhende Vorstellung von der Vorhölle läßt uns Adam und Eva nackt in derselben sehen, meist demüthig gebückt, und vor ihnen die gesprengten-Höllenthore. Ja, selbst auf älteren, unserem Kreuze fast gleichzeitigen Werken, so auf dem Altar von Klosterneuburg von 1181⁷²⁾ und der Patene von Stift Wilten vom Ende des 12. Jahrhunderts,⁷³⁾ ist die Scene so dargestellt. Hier aber tragen die beiden Figuren



Niellierte Scene auf der Rückseite des Kreuzes von St. Trudpert.



Kleider, und dazu noch solche, die in Schnitt und Form fast modisch zu nennen sind. Auch ist von Teufel und Höllenthoren nichts zu sehen. Den ikonographischen Schlüssel zu dieser Auffassung des Vorganges finden wir in den byzantinischen Darstellungen der Anastasis, welche in einigen wichtigen uns nahe liegenden Monumenten, wie der Pala d'oro von San Marco⁷⁴⁾ und dem Mosaik in Torcello,⁷⁵⁾ Adam und Eva bekleidet zeigen, Teufel (nur in Torcello) und Höllenthor nur nebensächlich behandeln. An diese Auffassung schließt sich unsere Composition an, stellt aber den Vorgang in einem etwas anderen Momente dar. In Venedig und in Torcello ist die bereits vollzogene Befreiung der ersten Eltern

dargestellt, bei uns ist ein früherer Moment gewählt, die Ankunft des Herrn in der Vorhölle.

Wissen wir keine Kunstwerke zu nennen, welche den Vorgang im gleichen Stadium der Entwicklung schildern, so kennen wir wenigstens die Schriftquellen, aus welchen der Künstler seine Anschauungen geschöpft haben kann. Adam ist dargestellt, seine Geberde macht es klar, in dem Augenblicke, wo er das Nahen des Herrn vernimmt, und nach oben weisend, etwa ausruft, wie es bei Epiphanius heißt: Ich höre das Geräusch von Tritten irgendeines, der auf uns zuschreitet.⁷⁶⁾ Epiphanius, Bischof von Constantia, ist ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, der gewiß in klösterlichen Kreisen bekannt war, ist er doch einer der bedeutendsten Förderer des Mönchstums gewesen und als solcher immer anerkannt worden. Es könnte aber auch Adam in der Auffassung der *legenda aurea* gedacht sein, deren Quellen ja dem 12. und 13. Jahrhundert schon geläufig waren, und wo es heißt: *statimque Adam humani generis pater exsultavit* — dieses Wort motiviert seine Bewegung — *dicens: lux ista auctoris est luminis sempiterni.*⁷⁷⁾

Jetzt kann uns auch die Bewegung Evas keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Sie blickt freudig überrascht nach oben und streift die bereits gesprengten Fesseln von ihren Händen ab. Auch dieses ikonographisch seltene Motiv können wir mit einem frühmittelalterlichen Beispiele, zum Theil wenigstens, belegen. Wir finden nämlich



Von einem Elfenbeinrelief der Kgl. Bibliothek zu Dresden. auf einem 10. Jahrhundert datierten, aber wohl etwas jüngeren Elfenbeindeckel der Dresdener Bibliothek Christus, wie er in deutlich erkennbarer

Weise ein Seil von den in der Vorhölle Gefesselten löst.⁷⁸⁾

Für den rechtwinkligen Kasten, in welchem Adam und Eva stehen, sind wir ebenfalls nicht ohne Vorbilder. Ein solcher ist ganz deutlich erkennbar bei der Höllenfahrt Christi auf einem byzantinischen Buchdeckel des Marcus-Schatzes, welchen Molinier ins 11. Jahrhundert setzt.⁷⁹⁾ Auch eine abendländische Arbeit fehlt nicht, das Erphokreuz, auf welchem, wenn auch in minder ausführlicher Weise, beide, Adam und Eva, aus einer rechteckigen Umschließung sich zur Erlösung erheben.⁸⁰⁾

IX. Die Donatoren.

Bei Betrachtung der Figuren und Inschriften in den Kreuzesenden haben wir auf beiden Seiten die untersten übergangen. Diese fassen wir jetzt zusammen. Es sind zwei knieende Figuren, eine männliche und eine weibliche, nach hundert Analogieen zweifellos die Stifter des Werkes, was auch die Inschriften bestätigen.

Die männliche Figur, Abb. S. 68, deren schweres Obergewand, deren Unterkleid mit engen Ärmeln, sowie deren offene Schuhe deutlich erkennbar sind, ist auf das eine Knie niedergesunken, in ähnlicher Weise wie die Figuren mit den Spruchbändern in den drei oberen Kreuzesenden. Die Inschrift, welche auf einem erhöhten Rande das rechteckige Feld einrahmt, ist von allen die am meisten zerstörte, und zeigt nur noch die drei letzten Streifen.

Um die Schrift des fehlenden obersten Streifens wieder herzustellen, haben wir eine Ergänzung des Verses versucht und nehmen keinen Anstand, dieselbe umstehend mitzutheilen, obgleich wir leider gewiß sein müssen, die verlorenen Worte nicht ganz wiedergefunden zu haben.

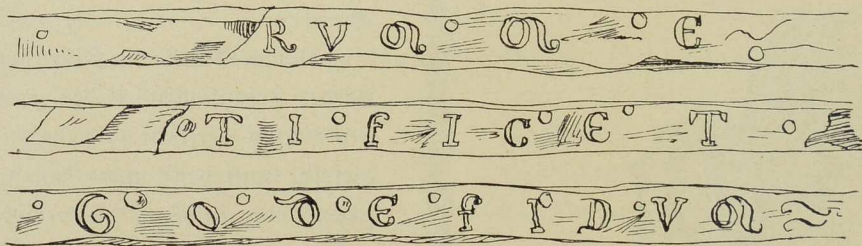
Dem aufmerksamen Betrachter unserer Illustrationen wird nicht entgangen sein, daß rechts vor dem Kopfe des Donators ein Stern sichtbar ist. Wir vermuthen darin ein Zeichen, daß Gottfried, wovon übrigens weiter unten S. 71 die Rede sein wird, eine Fahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht hat, denn wir nehmen an, daß der Stern hier dieselbe Bedeutung hat, wie auf den Darstellungen der heiligen drei Könige.

Die Donatrix auf der Rückseite, Abb. S. 69, ist auf beide Kniee niedergesunken und erscheint ebenfalls in schwerem Obergewande,⁸¹⁾ sowie mit Kopftuch und langen Prunkärmeln. Wir konnten es uns nicht versagen, auch diese interessante Figur in natürlicher Größe abzubilden. Die Eindringlichkeit ihrer Bitte um wohlgefällige Aufnahme am Tage des Gerichts wird durch das Bildwerk fast noch besser zum Ausdruck gebracht, als durch die Inschrift.

Die Tracht ist ein bemerkenswerthes Gegenstück zum Costüm der Maria, Abb. S. 52, 53 und 58. Besonders auffallend ist die Kopfbinde und die Prunkärmel jener eigenthümlichen Art, welche den oberen Theil des Armes eng umschließen und sich nur am Unterarm so erweitern, daß man sie zur Aufnahme kleinerer Gegenstände des täglichen Gebrauchs benutzen kann, wie es die Japaner thun, und wie es wahrscheinlich auch im Mittelalter üblich war. Zuweilen konnten diese Ärmel auch Objecte ganz besonderer Art aufnehmen, wie eine Miniatur der Herrad von Landsperg (1159—1175) zeigt, wo Judith das abgeschlagene Haupt des Holofernes



in ihrem Prunkärmel trägt.⁸²⁾ Nähere Kunde über dieses merkwürdige Costümstück hat man durch Abbildungen und Schriftquellen, welche Schulz sorgfältig gesammelt hat.⁸³⁾ Wir verweisen aber besonders auf das S. 70 abgebildete



(CHRISTUS RESVRGENS MI|SE) RVM ME|(LAE)¹⁾
TIFICET | GODEF(R)IDVM.

¹⁾ Die Ergänzung der Silbe „lae“ habe ich von den Christlichen Kunstblättern, 1863, S. 74, übernommen. Prof. Dr. Leonhard schlägt die Ergänzung Salvator miserum vor.



Siegel, welches sich uns durch seine Datierung, 1199, besonders empfiehlt.

Aus den beiden hier mitgetheilten Inschriften haben wir die Namen der Stifter Gottfried und Anna kennen gelernt, und nun müssen wir die Frage aufwerfen: wer sind sie und wann haben sie gelebt?

Dies erst ist die Stelle, wo auf die einzige Studie eingegangen werden muß, welche über unser Kreuz existiert;⁸⁴⁾ denn abgesehen von dem

Thatsächlichen, das sie mehr oder minder genau registriert, bringt sie nur für den uns jetzt beschäftigenden Punkt, für Donation und Donatoren, Resultate eigener Forschung. Sehen wir, wie es um dieselben bestellt ist.

Der Historia succincta monasterii S. Trudperti, einer Arbeit des Pfarrers Columbanus Rees vom Jahre 1807, im Pfarrarchiv zu St. Trudpert, wird ein anscheinend zum Jahre 1286⁸⁵⁾ gehöriger Eintrag entnommen:

Wernerus hic alteram crucis particulam clavi foramine insignitam a Conrado, monasterii olim alumno, quam e Palestina secum attulerat, dono accepit, quo hodie dum magna veneratione colitur.

Daran wird dann eine Untersuchung geknüpft, um aus den über Abt Werner vorhandenen Daten zu eruieren, wann spätestens diese Schenkung stattgefunden haben muß. Der unbekanntere Verfasser gelangt zu dem Schlusse, daß sie vor 1279 anzusetzen ist. Wenn ich dem Gang dieser Untersuchung auch nicht zustimmend zu folgen vermag, so ist die gewonnene Datierung doch nicht abzusehen. In einem Druckwerke von 1660,⁸⁶⁾ das den derzeitigen Abt des Klosters zum Verfasser hat und auf heute nicht mehr existierende Materialien zurückgeht, wird nämlich die Schenkung direkt in das Jahr 1278 gesetzt. Es sei daher auch der Wortlaut dieser von der *Historia succincta* etwas abweichenden Quelle wiedergegeben: Nam sub eo (abbate Wernero) incomparabilis thesaurus, altera scilicet particula sacrosanctae Crucis (de qua superius),⁸⁷⁾ a Conrado quodam Monasterii olim alumno ex Palaestina eam asportante, oblata est anno 1278,

1278

hodieque magna veneratione colitur ob foramen seu vestigium de clauo Christi in ea relictum.

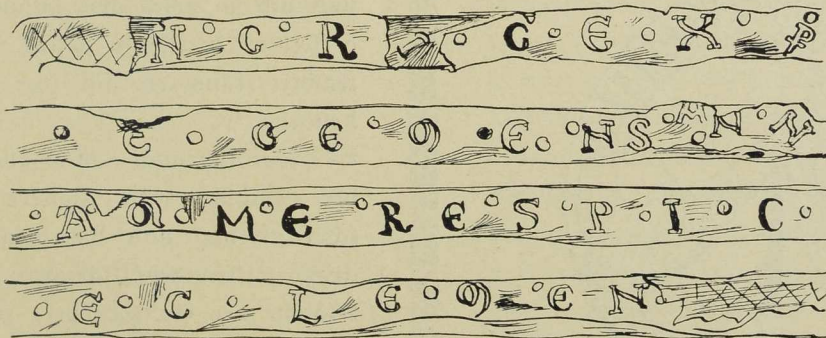
Daß ungefähr um diese Zeit auch das uns beschäftigende große silberne Kreuz schon vorhanden war, beweist er durch eine anmuthige, den Acta

Sanctorum⁸⁸⁾ entnommene Erzählung. Dort wird berichtet, daß man Crucem quamdam, quae adhuc in ecclesia cernitur, in qua verae Crucis illa particula clauditur, quam unus clavorum dulcium penetravit, als Pfand für 20 Mark Silber hinterlegen sollte, daselbe aber in der bekannten Weise, durch unglückliche Schwere von Krozingen nicht weiter gebracht werden konnte.

Zweifellos ist unser Kreuz hier gemeint, denn die Beschreibung der Kreuzpartikel stimmt mit der heute noch darin verwahrten überein.⁸⁹⁾ Ob man aber diese Notiz, wie es der unbekanntere Verfasser thut, zur Bestätigung seiner Datierung mit heran-

ziehen kann, erscheint mir zweifelhaft, denn in dem Anm. 86 bereits angeführten Werke: *Ortus et occasus* wird dieselbe Geschichte nach 1310 angesetzt.

Auf die Stifter übergehend, äußern sich die Christlichen Kunstblätter in folgender Weise:



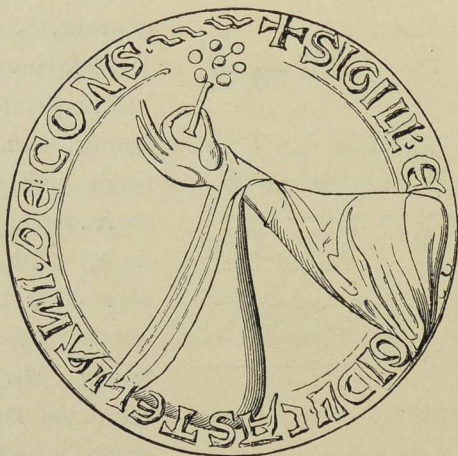
(I)N CR(V)CE XP(IST)E GEMENS ANN|AM ME RESPIC|E CLEMEN(S).

1278

ziehen kann, erscheint mir zweifelhaft, denn in dem Anm. 86 bereits angeführten Werke: *Ortus et occasus* wird dieselbe Geschichte nach 1310 angesetzt.

Auf die Stifter übergehend, äußern sich die Christlichen Kunstblätter in folgender Weise:

„So viel scheint also gewiß, daß besagte Kreuzpartikel sammt Kreuz schon vor dem Jahre 1279 zu St. Trudpert existierte.⁹⁰⁾ Die Zeit der Anfertigung des Kreuzes ließe sich vielleicht näher bestimmen, wenn über die Persönlichkeit des oben erwähnten Godesfidus und der auf der Rehrseite knieenden (Anna⁹¹⁾ etwas Zuverlässiges zu ermitteln wäre. Beide Figuren scheinen Wohlthäter des Klosters vorzustellen. Nun findet sich in den St. Trudperter Urkunden aus dem Jahre 1258 ein gewisser Gottfried, genannt von Fürstenberg, der gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich, Graf von Ura, den von einem andern Bruder, Conrad Graf zu Freiburg, vollzogenen Verkauf des Castrum Tonsel an das Gotteshaus St. Trudpert „genommen hält“ und auf Ansuchen des Abt Werner allen Ansprüchen, Rechten zc. auf erwähnte Burg entsagt. Desgleichen entsagt im nämlichen Jahre Anna von Tonsel, des Rudolf von Katzenhausen Gemahlin, allen Ansprüchen auf die Burg Tonsel für sich und ihre Erben.⁹²⁾ Wenn diese beiden historischen Personen in Beziehung gebracht werden dürfen zu den erwähnten Figuren am Fuße des Kreuzes, so könnte mit ziemlicher Sicherheit der Ursprung des Kreuzes beiläufig in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt werden.“



Siegel des Castellans Egidius von Tonsel, 1199 (nach Schulz).

Wir erinnern an die Datierung um 1200, welche sich uns aus der Prüfung des Crucifixus ergeben hat, und mit welcher dieses Resultat nicht stimmt. Doch wollen wir darauf nicht einmal zu viel Gewicht legen, denn unsere Jahreszahl

war eine approximative. Man kann das Kreuz zur Noth auch „nach 1200“ ansetzen, so daß der Unterschied zwischen unserer Datierung und der in den Christlichen Kunstblättern auf ein Menschenalter zusammengeschumpft. Und wer will sich unterfangen, von einer romanischen Arbeit, die dem Stil nach um 1200 fallen dürfte, zu behaupten, daß sie nicht auch 1256 ausgeführt sein könne.⁹³⁾

Wir haben aber Gründe ins Feld zu führen, welche uns von dieser späten Datierung wieder befreien. Die Identifizierung von Gottfried und Anna mit Gottfried von Fürstenberg und Anna von Tonsel ist nämlich falsch.

Vor allen Dingen ist zu bemerken, daß der Handel mit der Burg Tonsel an und für sich gar keinen Grund gewährt, Gottfried und Anna in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen. Wenn man die Urkunden aufmerksam liest, welche über diesen Kauf noch vorhanden sind, so sieht man, daß Gottfried die Burg heute um 400 Mark von Anna kauft, um sie morgen um 700 an das Kloster abzutreten. Das ist doch wahrlich kein Zeichen herzlichen Einvernehmens zwischen beiden. Dann ist es auch im Allgemeinen ungemein befremdlich, daß zwei Personen, ein Mann und eine Frau, wenn sie nicht in Blutsverwandtschaft zu einander stehen oder Eheleute sind, eine derartige Stiftung gemeinsam machen und sich in solch übereinstimmender Weise auf derselben darstellen lassen. Unbefangen betrachtet kann es sich hier nur um Eheleute handeln.⁹⁴⁾

Wer sich auch nur in allgemeiner Weise mit der Geschichte des Klosters St. Trudpert beschäftigt hat und die interessante Frage der großen Urkundenfälschungen kennt, welche die Mönche von St. Trudpert zur Verfolgung gewisser Interessen unternommen haben,⁹⁵⁾ dem ist der durch Generationen von Vater auf Sohn übergehende Name Gottfried — Gottfried von Staufen — wohl bekannt.⁹⁶⁾ Diese Staufen sind die Vögte, die Vertheidiger und Bedränger des Klosters, mit ihnen streitet man und söhnt sich wieder aus, sie sind hier die eigentlichen Herren, und ihre Burg liegt noch heute, wenn auch in Trümmern, am Eingange des Thales.

Wenn dem Kloster von einem Gottfried Unrecht geschehen ist, so ist es gewiß von einem Gottfried von Staufen geschehen, und wenn ein Gottfried dem Kloster eine große Stiftung zuwendet, so ist es gewiß wiederum ein Gottfried von Staufen. Es giebt Urkunden aus allen Jahren, welche uns diesen Namen nennen, am allerwenigsten aber sind wir verlegen, einen Gottfried von Staufen auf der Scheide vom 12. zum 13. Jahrhundert zu finden, welchem schon aus äußeren Gründen die Stiftung zugeschrieben werden kann.

Da ist speziell jener Gottfried von Staufen, welchem die Tradition die Theilnahme an dem Kreuzzuge⁹⁷⁾ Kaiser Friedrichs I. von 1191, sowie die Gründung des Lazaritenordens zu Schlatt im Jahre 1220 zuschreibt. Bei einem Manne, welcher der nachfolgenden Zeit in einem solchen Lichte erscheint, kann man sich der Stiftung eines silbernen Kreuzes wohl versehen. Und ist es nicht eine Bestätigung beider hier aufzuwerfenden Fragen: ob Gottfried wirklich den Kreuzzug mitgemacht hat, ob dieser Gottfried und kein anderer das Kreuz gestiftet hat, wenn wir über seinem Haupte den Stern sehen, der ihm gleichsam auf dem Wege nach dem heiligen Lande geleuchtet hat?

Wenn wir bei dem Mangel an genealogischem Material bisher nicht wußten, daß dieses Gottfrieds Gemahlin Anna geheißen hat, so erfahren wir es jetzt aus der Inschrift unseres Kreuzes.⁹⁸⁾

Nun ist aber noch ein Bedenken zu heben. Ein nicht anzuzweifelnder Bericht hat, wie wir oben (S. 69—70) gesehen haben, gemeldet, daß die Kreuzpartikel erst 1256—1279 ins Kloster gekommen ist. Wie können wir unter diesen Umständen das Kreuz ein halbes Jahrhundert früher entstehen lassen?

Wenn man den Text des Berichtes beachtet, so sieht man deutlich, daß dort die Existenz von zwei Kreuzpartikeln konstatiert wird, einer älteren und einer jüngeren. *Alteram crucis particulam, also die zweite, habe das Kloster zwischen 1256 und 1279 erhalten.* Wenn unser Kreuz schon um 1200 entstanden ist, so wird es der Träger der ersten Kreuzpartikel sein. Gegen diese leichte, auf der Hand liegende Lösung des Zwiespaltes

erheben sich zwei gewichtige Gegen Gründe. Erstens die spezielle Gestalt der Partikel selbst, welche heute noch das Kreuz ziert, und zweitens eine alte Abbildung des Klosters, welche uns außer diesem jüngeren Kreuze auch das ältere mit der ersten Kreuzpartikel zeigt.

Der Theil vom wahren Kreuze, welchen Abt Werner erhalten hat, soll dem angeführten Berichte nach ein Loch zeigen, durch welches einer der heiligen Nägel getrieben worden ist: *foramen clavi.* In der That sieht man auch in unserer Partikel, welche die Form eines flachen Brettchens hat, eine verhältnißmäßig große kreisrunde Oeffnung, während die ältere Partikel, wie Abbildungen lehren, eine ganz andere Gestalt zeigt.

Unter den alten Ansichten des Klosters, welche den nach dem 30 jährigen Kriege ausgeführten Neubau und darüber die beiden Kreuze mit ihrem werthvollen Inhalte zeigen, ist besonders eine, welche auf die uns beschäftigende Frage bündige Antwort giebt. Es ist ein Kupferstich, dessen einziges, mir bekanntes Exemplar sich im Pfarrhause zu St. Trudert befindet. Der Stich ist von J. G. Seiller von Schaffhausen nach einer Zeichnung des Sebastian Zürsch 1694. Oben über einer Ansicht des Klosters finden sich die beiden Kreuze abgebildet, und man unterscheidet ganz deutlich links eine *crux gemmata*, und rechts eine *crux historiata*. Die Reliquien in denselben sind mit Sorgfalt angedeutet, und man erkennt ohne Schwierigkeiten in der *crux gemmata* eine Partikel in Kreuzesform, in dem andern Kreuze eine solche mit rundem Loch. Die *crux gemmata* ist an und für sich eine ältere Kunstform, sie steht als älteres Werk auf dem Blatte zuerst (links) und bewahrt die ältere Kreuzpartikel. Unser Kreuz aber ist als das jüngere an zweiter Stelle abgebildet und trägt im Jahre 1694 ebenso wie noch heute die Partikel, welche nicht vor 1256 (1278) in's Kloster gekommen ist. Trotzdem halten wir unsere Datierung „um 1200“ aufrecht. Diesen scheinbaren Widerspruch löst eine Autopsie des Werkes selbst, denn deutlicher als auf Zeichnung und Photographie sieht man an dem Originale, daß der mugelige (rundlich geschliffene) Kristall(?), welcher die Reliquie deckt, mit seiner Fassung erst nachträglich auf das

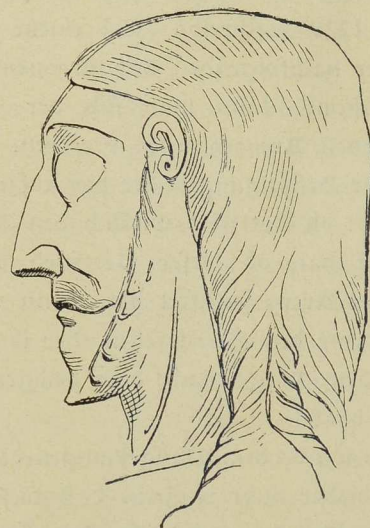
fertige Kreuz gesetzt ist, und zwar in einer so rohen und kunstlosen Weise, wie man es auf einen Gegenstand, den man noch als neu ansieht, wohl niemals thut. Unser Kreuz muß demnach schon existiert haben, als die Reliquie ins Kloster kam, und kann sehr wohl ein gutes Stück älter sein als 1256—1279. Nehmen wir aber an, daß ich mich irre, und daß das Kreuz, welches uns beschäftigt, nach Erwerbung der jüngeren Kreuzpartikel und für dieselbe angefertigt sei. Müßte es nicht bei seiner Redseligkeit in Bildern und Inschriften den Stifter der Reliquie Conrad oder wenigstens den Abt Werner nennen, welcher die Reliquie dem Besitze des Klosters einverleibt hat? Nach langen Jahren kann man einen solchen Umstand übersehen, aber nicht zur Zeit der Erwerbung oder bald nach derselben. Und wie weit sollen wir denn das Kreuz vordatieren, um das Vergessen des Stifters der Reliquie erklärlich zu machen? Wir bleiben vor dieser zu weit abführenden Perspective stehen und halten die Anschauung fest: das Kreuz hat existiert, bevor die zweite Partikel ins Kloster kam. Sie wurde erst nachträglich in das Kreuz eingelassen.

X. Kunstgeschichtliche Stellung.

Sämmtliche Resultate der speciellen Betrachtung einzelner Theile des Kreuzes weisen auf die gleiche Zeit, um 1200, hin. Es bleibt uns daher nur noch zu sehen übrig, ob die allgemeine kunstgeschichtliche Vergleichung dasselbe Resultat ergibt. Wer zum ersten Male das Kreuz von St. Trudpert betrachtet, auf den macht es unfehlbar den Eindruck hohen Alters. Die gedrückten Verhältnisse, die großen Köpfe, die Unbeholfenheit der Modellierung, alles das scheint auf den Beginn unseres Jahrtausends hinzuweisen. Ja wenn man mit unserem Crucifixus den in Elfenbein geschnitzten aus St. Isidor in Léon, jetzt im Archäologischen Museum zu Madrid, vergleicht (Abb. S. 73), welcher nach den Auseinandersetzungen von De Linas⁹⁹⁾ zwischen 1037 und 1065, etwa 1063, entstanden sein muß, so ist man von der Ähnlichkeit geradezu frappiert. In dessen springen bei näherer Betrachtung die Differenzen doch ins Auge.

Zunächst hängt der Christus in Madrid sent-

recht in der Mitte des Kreuzesstammes, der von St. Trudpert ist schon etwas ausgebogen, auch zeigt letzterer eine deutliche Richtung auf anatomische Akribie. Das Überhängen der Haare nach vorn über die Schulter, wie wir es am Kreuze von St. Trudpert sehen, muß ebenfalls ein jüngerer Zug sein. Alle Unterschiede zusammen genommen beweisen, daß unser Kreuz jünger ist als das Madrider, ob aber anderthalb Jahrhunderte zwischen beiden liegen, ist eine Frage, welche ich von hier aus nicht zu untersuchen vermag. Wenn ich auch das Kreuz von Léon aus eigener Anschauung kenne, so ist mir doch der Denkmälerkreis, dem es angehört, zu fremd, als daß ich berechtigt wäre, eine Datierung aufzustellen, welche



Kopf des Bronzecrucifixes von Werden (nach Aus'm Weerth).

sich mit der aus den inschriftlich gegebenen Namen gewonnenen in Widerspruch setzt. Aber ich möchte doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß alle die Denkmäler, welche De Linas wegen verwandter Richtung zur Vergleichung heranzieht, eher in die Entstehungszeit des Kreuzes von St. Trudpert fallen, als in diejenige, welcher das Kreuz von Léon (1037—1065) angehören soll. Übrigens muß man zu denselben als ungemein charakteristisches Beispiel noch das große Bronzecrucifix in Werden rechnen, welches Aus'm Weerth¹⁰⁰⁾ abbildet. Die dort beigegebene Detailzeichnung des Christuskopfes in Profil ist auch für die Vergleichung mit dem Kreuze von St. Trudpert ungemein wichtig. Man vergl. nur die hier oben stehende Abb. mit dem Profil S. 49.

Ob nun das Kreuz von Léon etwas jünger oder älter ist, ob die Werke, welche De Linas heranzieht, worunter besonders das Kreuz von Innichen¹⁰¹⁾, für unsere Zwecke anzumerken sind, oder ob das Kreuz von Werden mehr oder weniger Einzelzüge



litterarisch vorbereitet wird. Sowohl Springer¹⁰³⁾ als Kraus¹⁰⁴⁾ haben sich mit dieser Frage beschäftigt, und Letzterer kommt zu dem Resultat, daß in einem deutschen Lied, welches „dem XII. Jahrhundert, höchstens dem Beginn des XIII.“ angehört, also rund gesagt um 1200, die erste Erwähnung einer Nagelung mit drei Nägeln vorliegt. Unser Kreuz ist dazu angethan, diese Betrachtungen zu vertiefen, in dem es uns zeigt, wie die neue Vor-

A



zeigt, welche unserem Kreuze verwandt sind, so müssen wir uns doch nach einem Werke umsehen, welches womöglich durch den Gesamteindruck mit dem unserigen übereinstimmt. Da stoßen wir auf das Reliquiar in rheinischem Grubenschmelz des Darmstädter Museums, welches von der Verwaltung „um 1200“ datiert wird.¹⁰²⁾ Vergl. unsere Abb. S. 74.

Erst durch die Zusammenstellung mit einem solchen Werke sieht man, daß die Beziehungen des Kreuzes

von St. Trudpert zu jenem spanischen Stücke nur äußerliche sind, während es kunstgeschichtlich in den Kreis dieser einheimischen Kunst gehört. Wir wollen mit Rücksicht auf die dadurch bestätigte späte Datierung unseres Werkes nicht unterlassen, auch darauf hinzuweisen, daß unser Crucifixus durch die Anheftung mit vier Nägeln zwar zum älteren Typus gehört, daß er aber trotzdem in die Übergangszeit hineinragt, in welcher die spätere Form des Anheftens mit drei Nägeln schon

B



A

Von dem Elfenbeinkreuz aus St. Isidor in Leon im Archäologischen Museum zu Madrid. Angeblich 1037–1035. Das ganze Kreuz hoch 53 cm. Nach Photographie von Laurent.

B

Von dem Kreuze in St. Trudpert. Nach Photographie.

stellung langsam in das künstlerische Schaffen eindringt. Sie vermag nicht mit einem Schlage die altgeheiligte Darstellung des Gekreuzigten für sich zu erobern, und nimmt daher durch das Mittel der Accessorien ihren Weg. Man vergleiche nur auf unserer Zusammenstellung S. 64 No. 14 die Darstellung der Marterwerkzeuge von der Rückseite des Kreuzes, wo wir neben Dornenkrone, Lanze und

Schwamm, auch den Kelch mit den Nägeln sehen; ihrer sind aber nicht vier, wie man erwarten sollte, sondern nur drei. Wir besitzen ein zweites Werk, ebenfalls eine umfangreiche Nielloarbeit, den Kelch in Stift Wilten, bei welchem man ganz dieselbe Beobachtung machen kann. Dort ist wie hier der Crucifixus mit nebeneinandergestellten Füßen abgebildet, aber in der Scene der Kreuztragung



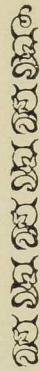
Kommt eine Figur vor (vergl. die Schlußabb. S. 75), welche nur drei Nägel nachträgt.¹⁰⁵⁾

Dieses Werk wird nach der Inschrift Ende des 12. Jahrh. datiert, und ganz in dieselbe Zeit fällt, wie wir eben gesehen haben, auch die erste litterarische Anregung zu dem Übergang von vier zu drei Nägeln. Unser Kreuz also, welches wie der Kelch von Stift Wilten zu den Werken der Transition gehört, muß ebenso datiert werden. Wir gewinnen somit auch hier eine Bestätigung für unsere Annahme der Entstehung desselben um 1200.¹⁰⁶⁾

Dieser Zwiespalt in der Auffassung der Kreuzigung durfte sich an ein und demselben Werke nicht allzu lange fort-schleppen, da der Widerspruch zu offen dalag, auf literarischem Gebiete aber konnte er im Sinne eines Schwankens zwischen dieser und jener Auffassung noch längere Zeit hindurch zum Ausdruck kommen. So sehen wir z. B., daß Durandus, welcher im Jahre 1284 (1286?) sein Rationale heraus-giebt, keine feste Über-

zeugung über diesen Punkt hat. Wohl weiß er den vier Nägeln, die er freilich noch an erster Stelle nennt, eine symbolische Bedeutung unter-zulegen: Quatuor clavi sunt quatuor principales virtutes: scilicet iustitia, fortitudo, temperantia et prudentia. Dann aber fährt er fort: Alii tamen dicunt quod Christus tribus duntaxat fuit clavis affixus, significantibus tres cruciatus, quos in cruce sustinuit, videlicet passionem in corpore, passionem in mente et passionem in corde.¹⁰⁷⁾

Die Entstehung der Arbeit haben wir wohl kaum im Kloster St. Trudpert zu suchen. Wenn



um 1200 dort eine Werkstätte für derartige Arbeiten bestanden hätte, würde man ein halbes Jahrhundert später noch im Stande gewesen sein, die Kreuzpartikel in besserer Weise auf das Kreuz zu befestigen. Ein Städtchen wie das seitdem wieder verschwundene und übrigens auch zu junge Münster im Thale, mit seiner Bevölkerung von Bergknappen — wenn sie auch auf Silber gruben — erscheint als Verfertigungsort ebenfalls ausgeschlossen. Freiburg, dessen künstlerische Gold-

schmiedearbeit wir unlängst in diesen Blättern vielleicht bis zum Jahre 1268 zurückverfolgt haben,¹⁰⁸⁾ wird in seiner städtischen Entwicklung um 1200 noch zu weit zurück gewesen sein, um ein derartiges

Werk hervorzu-bringen. Aber Villingen, Basel oder eher noch Konstanz, welches zweifellos der Ort war, von wo aus Bischof Gebhard II., Ende des 10. Jahrhunderts, die Arbeiter für jene umfangreichen silbernen Bekleidungen des Ciboriums (majus) von Petershausen be-zog,¹⁰⁹⁾ mag die

Stätte sein, an welcher wir die Esse zu suchen haben, auf welcher das Kreuz von St. Trudpert gegläht und nielliert worden ist.

Auch die akute Bewegung der drei himmlischen Figuren an dem Portal von Petershausen,¹¹⁰⁾ das man um 1162—1180 ansetzen muß, erinnern ebenso an die Schriftträger in den Kreuzesenden des St. Trudperter Kreuzes, wie andererseits die Gesamthaltung und Detaillierung der zwei heiligen Gregorius und Gebhard¹¹¹⁾ mit unseren Figuren von Maria und Johannes Verwandtschaft zeigen.



Von einem Reliquiar des Darmstädter Museums.



Unter diesen freilich nur in loser Art auf Petershausen resp. Konstanz hinweisenden Elementen, gewinnt ein kleines Detail erhöhte Bedeutung für uns. Der Kreuzesstamm ist, wie auf mehreren unserer Abbildungen deutlich erkennbar, naturalistisch gehalten. Wir kennen die auf Chrysostomus zurückgehende Vorstellung, nach welcher Christus, wie es in einer schönen Inschrift auf einem byzantinischen Reliquiar von um 1170 heißt, auf dem dreifachen Holze schlummert:

Βραχὺν ὑπνώσας ὕπνον ἐν τριδένδρῳ:

Le Sauveur, homme Dieu sur ce mystique bois,
De trois arbres divers, qui composent sa croix,
Dormit d'un court sommeil ¹¹²⁾.

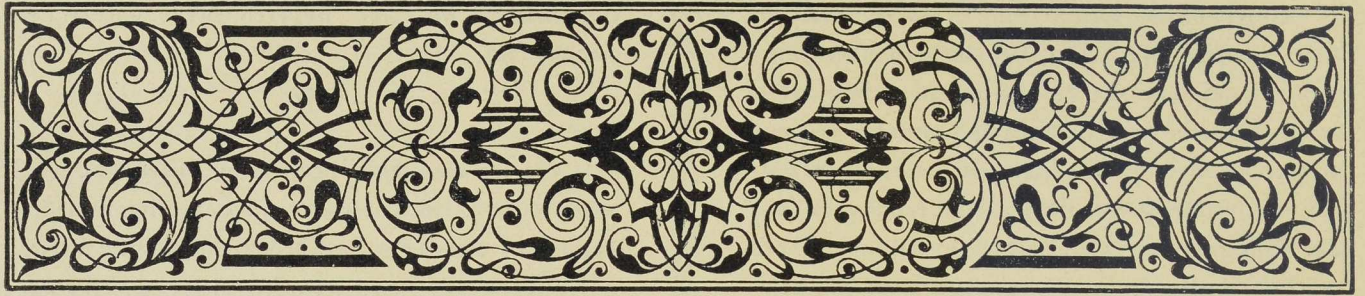
Das Kreuz Christi war also aus drei Holzarten gebildet und zwar, wie die Tradition weiter anzugeben weiß, aus Cypressen-, Fichten- und Cedernholz ¹¹³⁾. Unter diesen Nadelhölzern hat unser Meister mit frischem Muth sich die Art ausgesucht, welche er in seiner alamannischen Heimath immer vor Augen hatte, nämlich die Fichte. Er hat es auch verstanden, sie mit ungemein richtigem Gefühl in eine Flächendekoration zu übersetzen, indem er die charakteristischen Blatt- und Astnarben des Nadelholzes zum Träger der Ornamentik machte, und so dem einheimischen Baume zu einem stilistischen Ausdruck zu verhelfen, wie er

ihn vielleicht an keiner anderen Stelle wieder gefunden hat.



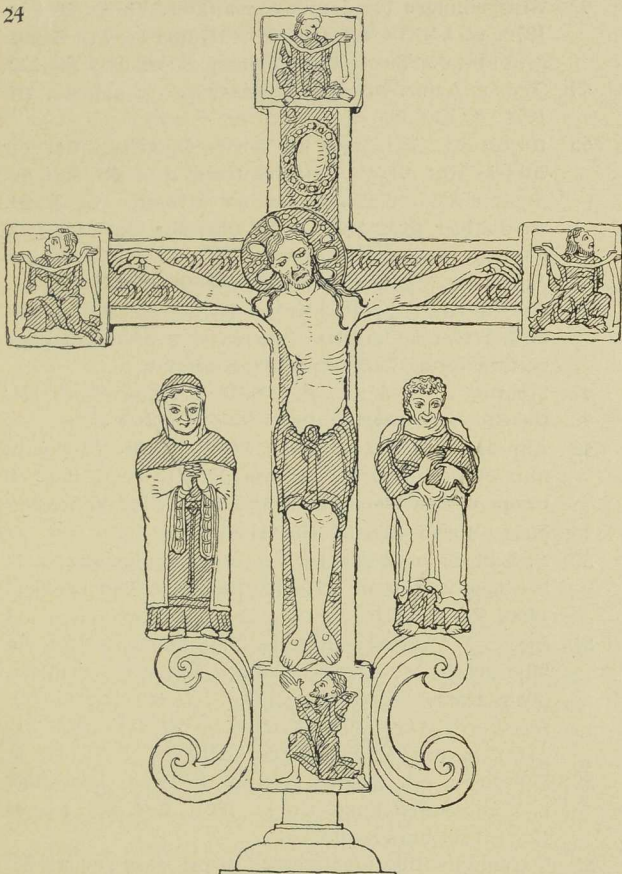
So scheiden wir denn von diesem Werke, welches wir wegen seiner ausgedehnten Miello-decoration kühn als das bedeutendste und älteste unter den erhaltenen Werken dieser Technik bezeichnen können. Durch Figuren und Inschriften offenbart es sich als eine wohlgedachte, consequent durchgeführte Composition, in der die Heilserwartung den geistigen, die Kreuzigung den historischen Mittelpunkt bildet. Vorder- und Rückseite haben gleichen Antheil an der Durchführung des Gedankens, der durch die Verse aus dem neuen Testamente auf der einen Seite, ebenso wie durch die gereimten Zeilen auf der Rückseite in klarster Weise zum Ausdruck gebracht wird. Der geistige Inhalt ist zweifellos den Benedictinern des Klosters zu danken, die Stiftung dem Herrn von Staufeu, dessen Burg noch heute ins Thal schaut, die Arbeit muthmaßlich einem Meister von Konstanz, die Technik dem alten alamannischen Erbgut an Kunstfertigkeit. So dürfen wir denn mit Stolz sagen, daß dieses Werk, welches noch heute im St. Trudpertter Pfarrhaus verwahrt wird, in geistigem und leiblichem Sinne unser ist.





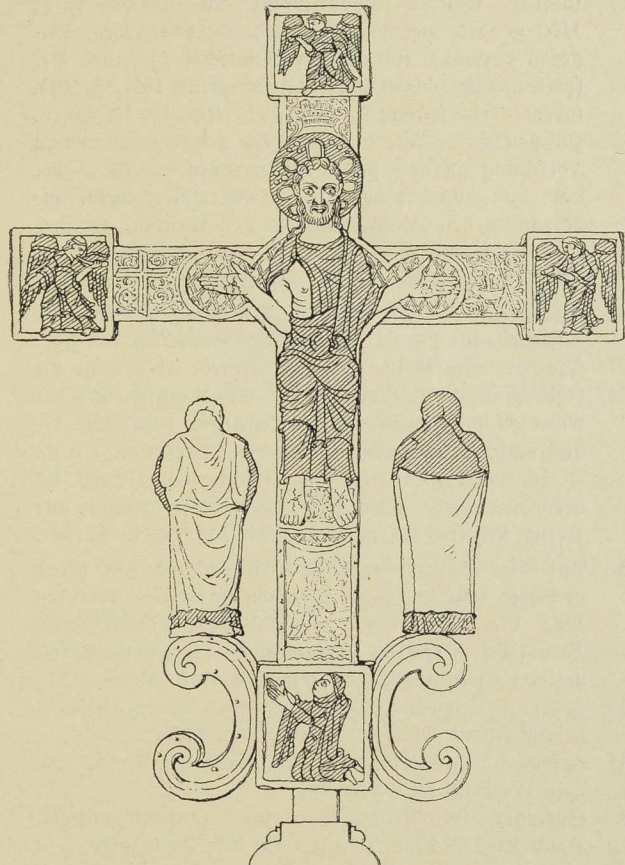
Anmerkungen.

- 1 Von Christus heißt es freilich: *Ὁὐ κάλλος εἶχεν ὁ πορεασθεὶς ἐν ἔβλῳ.* Inschrift von 963—76 auf dem Kreuzreliquiar in Limburg a. d. Lahn. Vergl. Aus'm Weerth, Das Siegeskreuz der Byzantinischen Kaiser Constantinus VII., Porphyrogenitus und Romanus II., Bonn 1886, S. 8. Übrigens erklärt das mangelnde Können die Häßlichkeit, entstanden durch das Bestreben Trauer und Schmerz darzustellen, wenn es sie auch in ästhetischem Sinne nicht rechtfertigt.
- 2 Vergl. Aloys Baur im Freiburger Diöcesanarchiv XI. 1877, S. 247.
- 3 Ortus et occasus antiquissimi monasterii S. Trvtperti, Freiburg i. B. 1660, S. 45: Credi vix potest, quanta auri, argentique copia, quanta vis pretiosissimae supellectilis interierit; dixisses thesauros Sagunti Annibalis perfidia deflagrasse, ita vno die hostili vesania consumtum, quid-quid tot saeculis Principum Munificentia congressit, et Regiae Trvtperti opes quasi momento ad stipem redactae, illustri documento, quam lubrico pede res mortalium subsistant.
- 4 Anders als in der Form einer vagen Vermuthung läßt sich eine derartige Annahme nicht aussprechen, denn schwere Gußstücke in Edelmetall, selbst wenn die romanische Zeit sie produziert hätte, würden nicht viele Jahrhunderte überdauert haben. Sind doch von dem massiven Silber Ludwigs XIV. schon heute nur noch gezählte Stücke erhalten.
- 5 Theophilus Presbyter, *Schedula diversarum artium*. Herausgegeben und übersetzt von Albert Jlg. *Quellen-schriften für Kunstgeschichte* Bd. VII., Wien 1874, Lib. III, Cap. LXXIV. Man darf die Überschrift dieses Kapitels nicht „Von dem Werke, welches man mit Stempeln ausdrückt,“ sondern „welches in Stempel (Matrizen) gedrückt wird,“ übersetzen.
- 6 A. a. O. S. 292.
- 7 Henry Havard, *L'orfèvrerie*. Paris. f. a. (1893) S. 48.
- 8 Darcel und Basilewsky, *Collection Basilewsky*, Paris 1874, No. 142, Taf. XXIII.
- 9 Lib. III., Cap. LXXIII.
- 10 Lib. III., Cap. LXXIV.
- 11 Lib. III., Cap. LXXIII. De opere ductili.
- 12 Trésor de l'abbayé de Saint-Maurice d'Agaune, Paris 1872.
- 13 Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer in Düsseldorf 1880, No. 609, „frühes Mittelalter.“ Höhe 125 cm.
- 14 Mittheilungen der Centralcommission A. S. IV. S. 22, wo es früh 13. Jahrhundert datiert wird.
- 15 Revue de l'art chrétien 1892, S. 8, mit Abb. nach Rupin, *L'oeuvre de Limoges*, fig. 515, 516. Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts datiert, Rupin dagegen sagt 1250—1260. Nir sind die sämtlichen in diesen drei Anmerkungen angeführten Stücke nicht aus eigener Anschauung bekannt.
- 16 Lib. III. Cap. LXXVII.
- 17 Jlg. Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Kunsttechnik aus mittelhochdeutschen Dichtungen. *Quellen-schriften für Kunstgeschichte*. A. S., Bd. V, S. 5.
- 18 Mit Erfolg erst seit dem Schlusse desselben (Jani 1797) und im Beginne des unserigen (Duchesne aîné 1826).
- 19 Duchesne aîné, *Essai sur les nielles*, Paris 1826, S. 29, weiß von den romanischen Niellen nur zu sagen: *L'usage des nielles, après avoir été continué depuis le VIIe jusqu'au XIIe siècle, avait été négligé pendant un long espace de temps.*
- 20 *Geschichte der deutschen Kunst* (Grote), Abth. V, Kunstgewerbe, S. 54.
- 21 Vergl. weiter unten den Schlußabschnitt: Kunstgeschichtliche Stellung.
- 22 Falke a. a. O. S. 23.
- 23 Jlg. in der Einleitung zum Theophilus, S. XLV.



Vorderseite.

Die schraffierten Stellen sind vergoldet.



Rückseite.

Vergoldet ist:

Der Schurz des Heilands, der Kreuzesstamm und der Heiligenschein, Untergewand und Kleid der Maria, sowie die Kapuze und das Haar. Bei Johannes das Gewand unter dem Mantel und das Buch in seinen Händen, die Obergewänder der Figuren in den vier Kreuzesenden, und beim Donator auch die Schuhe.

Vergoldet ist:

Das Gewand Christi und der Heiligenschein, das Untergewand der Maria, das unter dem Mantel hervorschaut, und die Kapuze. Das Gewand des Johannes, Obergewand und Kopf-
tuch der Donatrix, Gewänder und Flügel der Engel.

25 Didron, Annales archéologiques, Bd. XIV und speziell Bd. XV, S. 1—14.

26 Außer den bekannten ältern Stellen, welche in unsern Handbüchern zu finden sind, sei noch die folgende angezogen: „1526 silberne creutz im Münster weg gethon.“ „Auch in diesem jar uff S. Barbara abent, do hat man das groß silbern creutz hinder dem fronaltar im Münster hinweggethon und abgebrochen. Bulletin de la soc. pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, Straßburg 1887, II. Serie, II. Band, S. 76.

27 Handschrift im Pfarrarchiv von St. Trudpert, für dessen Übersendung nach Karlsruhe ich Herrn Pfarrer Baur zu Dank verpflichtet bin.

28 Baur erzählt S. 187 (nach mündlicher Überlieferung), daß (1806) der Kommissär [Geh. Referendar v. Maler?] „bei der Aufhebung des Klosters sah, wie das Volk am Kreuzerhöhungstage die heilige Reliquie andächtig küßte, wie es an solchen festen Sitte war (Hinweis auf Verkündbuch, Handschrift von 1802), und gerührt hiedon diesen Gegenstand aus seinem Register strich und mit etwas anderem ersetzte.“ Ich habe versucht, aus den einschlägigen Akten im Großherzogl. General-Landesarchiv zu Karlsruhe Näheres über diesen Punkt zu erfahren, und bin zu der Überzeugung gelangt, daß die Sache sich nicht so verhalten haben kann. Die Mittheilung, die uns hier vorliegt, gehört in das von



Gottfried Kinkel angelegte Fascikel über „Sagen aus Kunstwerken entstanden.“ Der badische Kommissär, der am 27. Januar 1806 die Aufhebung des Klosters vollzog, Hofrathsdirektor Stöher, hat weder der Instruktion nach, noch aus eigener Machtvollkommenheit irgend ein Kunstwerk aus St. Trudpert mitgenommen. Die Verhältnisse, unter welchen diese Säcularisation sich damals vollzog, hätte einen derartigen Eingriff überhaupt nicht zugelassen. Außerdem war das Augenmerk auch später auf solche schwer in Geld umzu-
zusetzende Werke nicht gerichtet, und als „Kunstfachen“ betrachtete man vornehmlich Bilder und Kupferstiche. Am Kreuzerhöhungstage (14. September) des Jahres 1806 mag Herr Maler als Kommissär in St. Trudpert gewesen sein, aber Ignaz Speckle, der letzte Abt von St. Peter, der in seinen Memoiren S. 254 von dessen Anwesenheit spricht, würde es gewiß angemerkt haben, wenn bei dieser Gelegenheit Kirchengerräthe eingezogen worden wären.

29 Dasselbe ist hier durch zwei besondere in Treiarbeit herausgebrachte schräge Stützen gebildet.

30 Das Giselakreuz in der Reichen Capelle, Taf. 37, von Stockbauer nach 955 angesetzt, wird von Neumann, Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg 1891, S. 101, 1039—1070 datiert. Derselbe läßt a. a. O. S. 106 das Standkreuz No. 4 des Welfen-

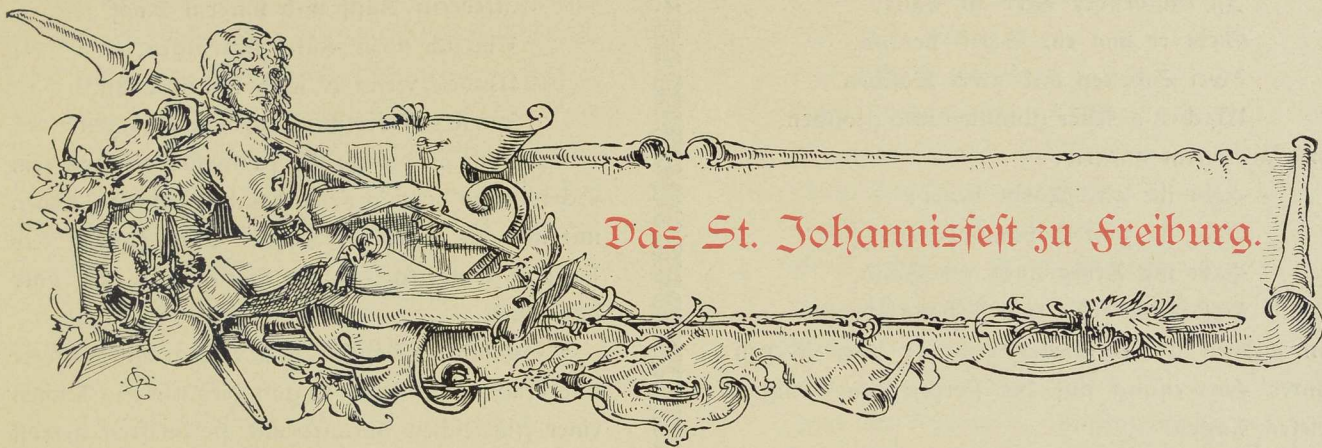
- schages, welches ikonographisch etwa in das Jahr 1100 gehört, erst im 13. Jahrhundert entstehen. Dagegen verwahrt sich wieder Janitschek in seiner Besprechung des obigen Werkes (Repertorium 1891, S. 501), indem er keine spätere Datierung als Mitte des 12. Jahrh. zulassen will. Alle diese Urtheile gehören der neuern Forschung an und sind wohl erwogen, weichen aber doch von einander ab. Von ältern Datierungen, wie derjenigen des Bronzecrucifixes von Werden, welches Aus'm Weerth vor 1000, Clemen aber Ende des 12. Jahrh. ansetzt, ist hier natürlich nicht zu reden.
- 31 Schönemarf, Ein romanischer Crucifixus von 1381, in Zeitschrift für Christl. Kunst 1890, Sp. 197 ff. mit Abb. Die dort mitgetheilte Inschrift ergiebt aber nicht die Jahreszahl 1381, sondern 1431. Als Beispiel eines der Entwicklung vorausseilenden Crucifixes vergleiche die noch nachzuprüfende Angabe desselben Verfassers a. a. O. S. 18, wo auf Labarte, Les arts industriels III, S. 148, verwiesen wird. Dort wird ein mit drei Nägeln ans Kreuz gehefteter Crucifixus früh 11. Jahrh. datiert.
- 32 Auf dem Superfrontale der Marienkirche zur Wiese in Soest, jetzt im Königl. Museum in Berlin. Katalog 1883, No. 1216 A, wo es 1200—1230 datiert wird. Farbige bei Heereman v. Juydwyl, Die älteste Tafelmalerei Westfalens, Münster 1882, Taf. III.
- 33 Zeider u. Camesina, Der Altaraufsatz im regul. Chorberrnstifte zu Klosterneuburg, Wien 1860.
- 34 Zeider u. Camesina a. a. O., Taf. XXVI, No. 50. Das Werk ist 1181 geweiht.
- 35 Springer im Repertorium für Kunstwissenschaft, Band VII, S. 378. Vergl. auch das Walroskruz in Kopenhagen bei Westwood, Fictile Ivories, S. 152, No. 73, 102, 103, Taf. XIV, mit der Inschrift: Videte manus meas et pedes meos dicit dominus. Herr Domkapitular Dr. Fr. Schneider schreibt mir noch: Für diese zweite Auffassungsweise ist sehr bezeichnend das tiefergreifende Responsorium in der Karfreitagsliturgie Popule meus, besonders die Stelle: Ego te exaltavi magna virtute: et tu me suspendisti in patibulo crucis.
- 36 Vergl. die ähnlich steif gehaltene Rechte Christi auf dem Darmstädter Advents-Diptychon, abgebildet bei Nöhring & Frisch, Kunstschätze aus dem Großh. Museum zu Darmstadt, Bl. XXII, Westwood, Fictile Ivories a. a. O., S. 161, No. 58, 93. Besprochen bei Schneider, Das Advents-Diptychon, Mainz 1889, und dann bei Ficker, Der Mitrallis des Sicardus, Leipzig 1889, S. 58 und 73.
- 37 Ausstellung Salzburg 1888. Katalog No. 1047 mit Abbildung. H. 15,8 cm, B. 13,8 cm.
- 38 Nach einer photographischen Aufnahme von Ed. Bertel in Salzburg mit gütiger Erlaubniß des Domcapitels. Für gefällige Vermittlung in dieser Angelegenheit sind wir dem Präsidenten des Salzburger Kunstvereins, Herrn Ludwig Schmeiderer, zu Dank verpflichtet.
- 39 Clemen. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Kreis Moers. Düsseldorf 1892. S. 130, H. 22 cm. 12. Jahrhundert datiert.
- 40 Beißel, Die Bauführung des Mittelalters. Freiburg 1889, I, S. 63—65. Vergl. auch Clemen a. a. O. S. 106, H. 61, B. 42 cm. Der Schrein ist 1129 vollendet.
- 41 „Zuletzt stellte der Restaurator das Bild Christi auf die hintere Giebelfläche und schrieb auf seine Arbeit: Renovatum 1749.“ Beißel a. a. O., III., S. 26.
- 42 Vierge en bois provenant de St. Martin de Champs, jetzt in St. Denis zu Paris. Gazette archéologique 1884, Taf. 42.
- 43 Mittheilungen der Centralcommission, N. S., Bd. V, 1879, S. LXXIX mit Abb. Das Münster bei Ug, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, Bozen 1885, fig. 222.
- 44 J. Z. v. Zefner-Altened, Trachten zc. Frankfurt a. M. 1879, ff. Taf. 83 A.
- 45 Wegen der Art, wie sich dieses Oberkleid über die Achseln legt, vergl. Zefner-Altened a. a. O., Taf. 46, Figuren vom Gallusportal am Münster zu Basel, welche hier zwar 1003—1024, aber von Bode um 1200 angesetzt werden, nachdem sie mit fortschreitender Forschung fast immer jünger gemacht worden waren.
- 46 Die schlechten Handschriften, welche damals in Gebrauch waren, und das Citieren nach dem Gedächtnis machen solche Differenzen unvermeidlich.
- 47 Nöhring u. Frisch a. a. O., Bl. XXII, Westwood, S. 161.
- 48 Gazette archéologique 1883, S. 359 und Taf. 59.
- 49 Auf der Pala d'oro in San Marco zu Venedig steht nur der erste Vers, welchen Deludo bei Pasini, Il tesoro di San Marco, Venedig 1886, S. 144, so wieder giebt: Iniciū eūgi hū xpī filii dī uiui.
- 50 X. Barbier de Montault, Les croix stationnales de la basilique de Latran à Rome, Revue de l'art chrétien, 1890, S. 38—41.
- 51 So z. B. auf der silbernen Einfassung, welche ein Elfenbeinrelief mit dem heiligen Demetrius umgiebt. (Privatbesitz Saloniki). Vergl. ΗΑΗΑΓΕΩΡΓΙΟΣ, ΠΕΡΙ ΑΡΧΑΙΑΣ ΕΙΚΟΝΟΣ ΤΟΥ ΑΓΙΟΥ ΔΗΜΗΤΡΙΟΥ in der Byzantinischen Zeitschrift, I, S. 479 ff.
- 52 Diptychon des Grafen Harrach in Prag, abgebildet in Landesausstellung Prag, 1891, Taf. 88, wo es 12. Jahrh. datiert ist.
- 53 Darmstädter Adventsdiptychon, vergl. oben Anmerk. 36.
- 54 Vordere Elfenbeinplatte des Tuotilo in St. Gallen.
- 55 Durandus, Rationale divinatorum officiorum. Lyon 1592, VII, 44, § 4 (S. 879). Vergl. Ficker, Der Mitrallis des Sicardus, Leipzig 1889, S. 25.
- 56 Ficker a. a. O., S. 20 bringt die Begründung für diese Anordnung aus Sicardus bei. Ich verweise noch auf Reusens, der schon in den Elements d'archéologie chrétienne I, 1871, S. 486 dieses Schema und das erste von den folgenden giebt, mache aber auf die seltene und auffallende Ausnahme, auf das Diptychon des Grafen Harrach, aufmerksam. Vergl. oben Anm. 52.
- 57 Kraus, Durm und Wagner, Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. III, Kreis Waldshut. Schatz von St. Blasien, Taf. X.
- 58 Herr Professor Dr. Leonhard, der verdienstvolle Redakteur dieser Blätter, schreibt mir während der Korrektur: „Vielleicht hat auch hier eine Vertauschung, nicht der Inschriften, sondern der Figuren, stattgefunden: die drei Engel und Adam weisen dann alle auf den Weltrichter in der Mitte. Freilich läßt sich die Handhaltung auch auf die Scheidung der Auferstandenen nach rechts und links deuten.“ Die Platten sind so gearbeitet, daß sich, wie bei der Figur des Markus, nicht an eine Verstellung durch einen späteren Restaurator denken läßt. Man müßte auch hier annehmen, daß der Meister zwei Inschriften zu falschen Figuren gesetzt, die Plättchen aber richtig nach der Inschrift auf der Rückseite des Kreuzes vertheilt hat.
- 59 Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, I, No. 299.
- 60 Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts, S. XXIV: „Daher Inschriften für Gräber und Glocken, kleinere Sprüche“

- und Memorabilien fast nur in ihnen (leoninischen Versen) verfaßt wurden.“
- 61 1) Vf. Einfassung der Kreuzesarme.
 2) Vf. Kreuzestamm.
 3) Vf. Gewand der Maria.
 4) Kf. Hintergrund bei Engel 3.
 5) Vf. Hintergrund beim Donator.
 6) Vf. Gewand des Johannes.
 Kf. Mantel der Donatrix.
 7) Vf. u. Kf. Mantel des Johannes.
 8) Kf. Hintergrund bei der Christusfigur.
 9) Vf. Schurz des Crucifixus.
 10) Vf. Hintergrund im Kreuzesende I (ähnlich in den anderen Kreuzesenden, ausgenommen Kf. Engel 3. Vgl. oben No. 4).
 11) Vf. u. Kf. Kapuze der Maria.
 12) Kf. linker Kreuzesarm.
 13) Vf. u. Kf. Mantel der Maria.
 14) Kf. rechter Kreuzesarm.
- 62 Bei Bouillet, *L'église et le trésor de Conques*, 1892, S. 23 f., sind diese zwei Worte so abgedruckt: FAL|||SDCVPIDIQVE.
- 63 Vergl. die verwandten Auseinandersetzungen, gerade über denselben Gegenstand, den Besuch in der Vorhölle, bei Epiphanius, welche Augusti, *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie*, II, S. 171, mittheilt.
- 64 Über diesen Punkt war wahrscheinlich die bildende Kunst früher genöthigt, eine bestimmte Ansicht zu äußern, als die Litteratur. Die Worte „Die Todten stehen auf“ sagen noch nichts darüber aus, ob sie bekleidet erscheinen oder nicht. Diese Worte im Bilde darzustellen ist aber nicht möglich, ohne sich über diesen Punkt zu entscheiden. So wird durch die künstlerische Initiative eine Frage aufgeworfen, auf welche gelegentlich die Kirche die Antwort ertheilt. Sicardus, welcher 1185—1215 schreibt, schiebt in seinem *Nitrale* bei Nîgne, Band CCXIII, S. 427, der ganzen Frage einen Kegel vor, indem er sagt: *Haec omnia nobis in figura contingunt, nihil de veste vel corporis qualitate praesumimus*. Die Frage, ob die Auferstandenen nackt oder bekleidet sind, behandelt Sicker a. a. O., S. 26 f. mit Hinzuziehung von Beletus und Durandus. Seine Worte: „In bildlichen Darstellungen scheint als Regel beachtet, die Auferstehenden nackt, höchstens mit dem Abzeichen ihres einstigen Standes . . . zu bilden,“ passen besser auf die Auferstandenen, wie sie nach der Scheidung in Gerechte und Verdammte dargestellt werden, als auf die Auferstehenden, wie wir sie aus den Gräbern sich erheben sehen.
- 65 Die Bewegung ist bei näherem Zusehen ganz verständlich. Der Künstler durfte natürlich nicht so weit gehen, das Auge, respective das ganze Gesicht, mit dem Arm zu verdecken. Übrigens kommt das Licht von oben und verlangt diese Haltung des Armes.
- 66 Ich kann nicht umhin, hier einer mir von befreundeter Seite mitgetheilten Auffassung zu gedenken, nach welcher die beiden Figuren David und Sibylle sein sollen: *Teste David cum Sibylla*, heißt es in *Dies irae*.
- 67 Voß, *Das jüngste Gericht*, Leipzig 1884, S. 51, mit Hinweis auf die von mir nicht eingesehene Schrift von Kondakoff, *Miniaturen einer griechischen Psalmenhandschrift in der Sammlung J. A. Chludoff in Moskau*, 1878, S. 130.
- 68 *Jacobi a Voragine Legenda aurea*, herausgegeben von Grässe, Breslau 1890, Cap. LIII (51), S. 229.



- 69 *Gazette archéologique* 1884, Taf. 9. Vergl. über den Widerspruch *Jacobus a Voragine a. a. O.* . . . *ubi Christus passus est, Adam dicitur fuisse sepultus, licet autenticum non sit, cum secundum Hieronymum Adam in Hebron monte sepultus fuit*. Siehe die Litteratur über diesen Gegenstand bei Auber, *Histoire et théorie du symbolisme religieux*, Paris 1884, Bd. II, S. 459, Anm. 5.
- 70 „Am heiligen Charfreitag Nachmittag ein Viertel Stund nach drei Uhren,“ Martin Cochem, *Das große Leben Christi*, München 1698, S. 553. Die Sterbestunde Christi fällt auf spätestens 3 Uhr Nachm. beim Schluß der Sert.
- 71 Voß, *Das jüngste Gericht*, Leipzig 1884, S. 64, 68 und 73 bringt für diese Auffassung eine Stelle aus den *Predigten Ephraems* (+ 378) bei.
- 72 Zeider u. Camessina a. a. O., Taf. XVIII, Nr. XXXV.
- 73 Weiß, *Der romanische Speisefelch des Stiftes Wilten in Tirol*, Wien 1860, Taf. V.
- 74 In natürlicher Größe abgebildet bei Cicognara, *Le fabbriche più cospicue di Venezia*, Venedig 1815, Bd. I, Tafel 2.
- 75 Photographie von Taya in Venedig.
- 76 Epiphanius, *Opera omnia*, recensuit Petau. Editio nova, Coloniae 1682, Bd. II, S. 273, B. *Φωνήν ποδῶν τινὸς ἀκούω πρὸς ἡμᾶς εἰσερχομένον*. *Sonitum pedum cujusdam audio, qui ad nos ingreditur*. Ed. Dindorf, Vol. IV, pars II, S. 26.
- 77 A. a. O. S. 242, Cap. LIV (52), *De resurrectione Domini*.
- 78 Photographische Aufnahmen aus der Dresdener Ausstellung alter kunstgewerblicher Arbeiten, Dresden 1875, Taf. 20. Dazu, worauf mich Dr. Schnorr von Carolsfeld aufmerksam macht, Falkenstein, *Beschreibung der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden*, S. 179 f. Da Epiphanius und andere direkt von der Fesselung Adams und Evas in der Vorhölle sprechen, ist man nicht gezwungen, das Bildwerk mit Falkenstein symbolisch aufzufassen.
- 79 Pasini, *Trésor de San Marco*, Venedig 1885, Taf. XIII, No. 15. Molinier, *Le trésor de Saint Marc*, Venedig 1888, S. 82, No. II.
- 80 Epiphokreuz in der Mauritiuskirche zu Münster. Abgeb. bei Fleury, *La Messe, croix*, Taf. 409. Über die beiden auf der Abb. schwer erkennbaren Figuren schreibt mir Prof. Nordhoff, Münster: „Die beiden Figuren unten am Langbalken sind, zumal da die Köpfe unter Druck gelitten, schwer zu deuten. Die eine hat die Hände bis zur Schulterhöhe erhoben, die andere nicht; beide scheinen zum Kreuze aufzuschauen, möglicherweise Adam und Eva.“
- 81 Vergl. ein ähnliches Kleidungsstück bei der Figur der Markgräfin Mathilde von Toscana, abgebildet bei Stafe, *Deutsche Geschichte*.
- 82 *Hortus deliciarum* par l'abbesse Herrade de Landsberg. Reproduction héliographique. Texte par A. Straub. Straßburg. Taf. XVII.
- 83 *Höfisches Leben zur Zeit der Minnesänger*. II. Aufl. I. S. 253 ff. und fig. 62—73.
- 84 *Christliche Kunstblätter*, Organ des christlichen Kunstvereins der Erzdiocese Freiburg. (Beilage zum Freiburger Kirchenblatt.) 1863. S. 73—76. Artikel nicht signiert. Der „descriptive Theil“ von Prof. Dr. Bodt, Freiburg i. B.
- 85 „Profuit (sic!) ex actis archivii, anno 1286.“

- 86 Ortus et occasus antiquissimi monasterii S. Trudperti Cum brevi elencho praepositorum et abbatum . . . Freiburg i. B. 1660. Über die Entstehung dieses Buches findet man nähere Angaben in dem sog. Aktenrepertorium, einer am Schlusse des vorigen Jahrhunderts verfaßten Handschrift im Pfarrarchive von St. Trudpert.
- 87 Das bezieht sich auf S. 44, wo zum Jahre 1633 (statt 1632) von der Errettung dieses Kreuzes und anderer Werthstücke aus dem von den Schweden angelegten Brande des Klosters berichtet wird.
- 88 April, III, S. 438 c.
- 89 Auf unsern Abbildungen sieht man dieselbe leider nicht. Sie war zur Zeit der Aufnahmen provisorisch entfernt.
- 90 Nur das erstere scheint erwiesen, das letztere nicht.
- 91 Es herrscht kein Zweifel über den Namen Anna. Alle vier Buchstaben sind deutlich sichtbar. Die Stelle des ersten A ist nur etwas umgebogen.
- 92 Der Verkauf geht in das Jahr 1256 zurück. Vergl. Weech in der Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins, Bd. XXX, S. 104 u. 108.
- 93 Auf die Schwierigkeiten, welche hier obwalten, haben wir, soweit sie Kreuze betreffen, oben Anm. 30 hingewiesen. Wir machen hier noch auf das Portal von Engen mit seiner hübschen Meistereiinschrift: DIZ MACHAT ANE SWERE RWDOLF DER MVRERE aufmerksam, welche Kraus a. a. O., Bd. I, S. 20, 13. Jahrhundert datiert, aber die Möglichkeit, auf 15. Jahrh. zu rathen, ausdrücklich zurückweisen muß.
- 94 Anna von Tonsel war vermählt, und ihr Mann im Jahre 1258 am Leben. Zu seinen Lebzeiten ist aber eine Stiftung ihrerseits in Gemeinschaft mit Gottfried von Fürstenberg ohne zwingenden Grund nicht anzunehmen.
- 95 „Eine so umfassende Siegel- und Urkundenfälschung . . . dürfte nicht leicht irgendwo anders gemacht sein.“ „Die planmäßige Fälschung ist erst von Weech in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. XXX, S. 76 ff. nachgewiesen.“ Schulte, Geschichte der Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten, Innsbruck 1887, S. 106. Ebendort S. 109 heißt es über das Motiv: Ihren (der Herren von Staufens) Einfluß auf das Kloster zu schwächen ist der Zweck der Fälschungen . . . Das Haus Habsburg gewann man, indem man sie als Nachkommen der Gründer hinstellte, das Kloster als die älteste Gründung des Hauses ausgab. Daß dem so sei, hat man sie durch die bedenklichsten Fälschungen glauben zu machen gewußt und damit bei ihnen den Anspruch auf die Obervogtei wachgerufen.
- 96 Statt vieler Beispiele hier nur eines, nach welchem zwei Vettern von Staufens den gleichen Vornamen Gottfried führen. Götfridi fratris mei de Stöphen militis et Götfridi patruelis mei etc. Urkunde von 1269 bei Weech in Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins, Bd. XXX, S. 115.
- 97 Die Kreuzfahrt von Gottfried nimmt Bader, Urkunden der ehemaligen Abtei St. Trudpert in Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, Bd. XXI, S. 437, Anm. 3 an, auf Grund einer Urkunde, welche aber Schulte, Die Anfänge der Kommende des Lazaritenordens zu Schlatt i. B., in derselben Zeitschr., Bd. XL, S. 462 ff., für falsch erklärt. Außerdem aber ersehe ich aus einer Urkunde, ebenda Bd. XXI, S. 373, 1216, welche Weech ebenda Bd. XXX, S. 100, ins Jahr 1218 setzt, daß Gottfried an dem Kreuzzuge nicht Theil genommen hat, denn er sagt ausdrücklich: Ego vero Gotfridus et frater meus Wernherus, qui jam de via sancti sepulcri redierat. Zu bedenken bleibt aber der Umstand, daß uns diese Urkunde nicht im Original, sondern nur in einer Abschrift vorliegt und redierat ein Schreibfehler sein kann.
- 98 Einen Gotfrid von Stöffen und Claranne, seine ehe-liche Wirthin, nennt eine Urkunde von 1351. Weech, in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Bd. XXX, S. 349.
- 99 Revue de l'art chrétien 1885, S. 185. Anciens ivoires sculptés. Le crucifix de la cathédrale (sic!) de Léon, au Musée de Madrid.
- 100 Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters, Bd. II, S. 38 und Taf. XXIX. Ob auch das Kreuz von Minden demselben Kreise angehört, vermag ich nach der kleinen, mir vorliegenden Photographie nicht zu bestimmen.
- 101 Mittheilungen der Central-Commission 1858, IX.
- 102 Kunstschätze aus dem Großherzogl. Museum zu Darmstadt. Herausgegeben von Nöhring u. Frisch, Lübeck, (s. a.), Taf. 4.
- 103 Mittheilungen der k. k. Central-Comm. 1860, S. 56.
- 104 Beiträge zur Trierischen Archäologie und Geschichte. I. Der Heilige Nagel, Trier 1868, S. 18 ff. und besonders S. 40—41.
- 105 Karl Weiß, Der romanische Speisefelch des Stiftes Wilten in Tirol. Wien 1860, mit Abb. Speziell Taf. IV. Im Text S. 34, Nr. XX ist die Anzahl der Nägel nicht besonders angemerkt.
- 106 Was Kraus, Beiträge etc., I, S. 42, Anm. I nach Menzel, Christl. Symbolik, II, 154 über die „beliebte Dreizahl“ der Nägel vorbringt, „wo sie nicht am Crucifix, sondern getrennt unter den Passionswerkzeugen vorkommen,“ bezieht sich nur auf Denkmäler, welche jünger sind als unser Kreuz, und hat mit dem Gedanken, welchen wir hier verfolgen, nichts zu thun. Im Hortus deliciarum um 1175 kommen, nach der Mittheilung von B. Ekl im Organ für Christl. Kunst 1870, S. 6, „vier Kreuzesnägel und das geöffnete Buch der Gerechtigkeit“ auf einem Altare liegend vor.
- 107 Durandus, Rationale divinorum officiorum, Lyon 1592, VI, 76^o, § 24 und 25 (S. 661 und 662).
- 108 Schau-ins-Land 1893, S. 49.
- 109 Die Quelle bei Mone, Quellenammlung zur badischen Landesgeschichte, I, S. 122, 18—19. Vergl. die näheren Auseinandersetzungen bei Neuwirth in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. 106, S. 86 ff. sowie Zell, Die Kirche der Benedictinerabtei Petershausen, S. 10 ff.
- 110 Kraus, Durm u. Wagner, Die Kunstdenkmäler im Großherzogthum Baden, Bd. I. Kreis Konstanz, S. 240, fig. 64.
- 111 Zell, Die Kirche der Benedictiner-Abtei Petershausen, Freiburg 1867, S. 50 mit Abb.
- 112 Texier, Manuel d'épigraphie suivi du recueil des inscriptions du Limousin, Poitiers 1851, Nr. 88 mit Taf. III. Die griechische Inschrift befindet sich auf einem Kreuzreliquiar aus Grandmont, jetzt in der Cathedrale zu Limoges.
- 113 Oder gar aus vier Holzarten: Cedern, Cypressen, Palmen und Oliven. Vergl. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Bd. XII, 1831, S. 102.



Von Fz. Neumann.

Eine Zeit des Jahres hatte bei unseren heidnischen Vorfahren, den alten Germanen, von den Alpen bis zum Meere, ja bis nach Scandinavien hinein eine so tiefe Bedeutung und wurde mit solchem Festgepränge begleitet, als die Nacht vor dem 21. Juni, dem Tage, an welchem die Sonne am höchsten steht, dem Tag der Sommersonnenwende. Denn welche Zeit konnte auch den Bewohnern der mit dichtem Walde, Ginster und Heidekraut bedeckten, kalten nördlichen Länder willkommener sein, als jene, da die Sonne, das Licht und Wärme spendende Himmelsgestirn, den ersehnten, heißen Sommer brachte, wo der Boden wieder mit saftigem Gras und Blumen aller Art sich schmückte, wo alle Heilkräfte in Wasser, Erde und Luft sich regten, die Gnade der Himmlischen und der Segen der Wolkenjungfrauen im Mittsommerthau auf die Erde niederträufelte, wo die gebannten Geister frei wurden und auf allen Höhen die reinigenden Feuer brannten, wie auch heute noch bei hochwichtigen Begebenheiten auf Hügeln und Bergen allenthalben Freudenfeuer angezündet werden.

Und merkwürdig! Keines aller Feste der heidnischen Vorzeit ist auch so tief in Fleisch und Blut unseres Volkes übergegangen, als gerade dieses. Denn als das Christenthum allmählich in den heidnischen Herzen Eingang fand, behielt in verständiger Berücksichtigung der dem Volke

lieb gewordenen Gebräuche die Kirche diese Feier bei, kleidete sie aber in ein christliches Gewand und ließ es als das Fest des heiligen Johannes des Täufers, dessen Todestag ohnedies am 24. Juni gefeiert wurde, unter dem Namen „Sankt Johannisfest“ bestehen unter Verlegung desselben auf diesen Tag. So verlor sich allmählich die Verehrung der heidnischen Gottheiten und bösen Geister und trat an deren Stelle die Anbetung des wahren Gottes und die Verehrung seiner Heiligen.

Wohin wir in unserm Vaterlande blicken, in Schwaben, Baiern, Franken, der deutschen Schweiz, an den Ufern des Rheins und der Donau bis auf die Höhen der Alpen zeichnet sich der St. Johannistag als der Tag eines rein deutschen, fröhlichen Volksfestes aus; überall in mehr oder weniger verschiedenen Formen, aber nie ohne das die liebe Sonne repräsentierende Feuer.

Es war übrigens ein ausschließliches Jugendfest, an dem sich jedoch häufig auch Erwachsene, von der allgemeinen Fröhlichkeit hingerissen, beteiligten.

Gewöhnlich zog am Vorabende dieses Tages die männliche Schuljugend in einzelnen Haufen durch die Straßen der Stadt oder des betreffenden Orts, um das zum „Johannisfeuer“ erforderliche kleine Brennholz zu sammeln. Vor jedem Hause wurde stillgehalten und die Einwohnerschaft mit dem üblichen Betteliede im Chor begrüßt.

An dem einen Orte wurde gesungen:

Ist ein braver Herr im Haus,
Giebt er uns ein Scheit heraus,
Zwei Scheiten und zwei Boschen
Machen's Feuer glimmen und gloschen,
und an einem andern:

Habt ihr alte Körbe heuer:
Gebt sie zum Johannisfeuer,
Habt ihr Reißig auch zur Hand,
Daß nichts fehlt zum Johannisbrand —

an andern Orten wieder anders; aber überall
unter Hinweisung auf die Person des Heiligen
dieses Tages.

Das gespendete Holz wurde auf einen Hand-
karren oder eine Tragbahre gelegt und zum Orte
hinaus auf den Festplatz geschleppt und hier von
jeder einzelnen Abtheilung der Sammler auf dem
für sie bestimmten Platz in Haufen aufgeschichtet.

Mit Eintritt der Dunkelheit wurden diese in
Brand gesteckt, und wenn die Flammen hoch auf-
loderten, sprang die gesammte männliche und
weibliche Jugend, die sich mittlerweile hier ver-
sammelt hatte, jauchzend und johlend über den
brennenden Holzstoß. Aber nicht nur die Jugend,
sondern die ganze Bevölkerung des Orts nahm
in der Regel theil an dem fröhlichen Volksfest.

Da trat ein junger Bursche auf ein er-
wachsenes Mädchen hin und sang ihr zu:

Schatzkind, jetzt sei wohlbereit,
Hier singt man nicht zur Leier,
Halt nur die Gurt fest und das Kleid,
Wir springen durch das Feuer!

oder zwei Mädchen nehmen sich bei der Hand
und singen:

Last des St. Johannes Segen
Unserm Vater allerwegen,
Last meiner Mutter und deiner Mutter
Das Werg drei Ellen hoch gehn.

In Baiern hatte dieses Springen eine tiefere
Bedeutung. Da kam die wichtige Frage um Herz
und Hand oft zur Entscheidung. Schon die Auf-
forderung zum Sprung durch's Feuer galt als
ein Zeichen offener Bewerbung, und in der Ge-
währung lag das ausgesprochene Bekenntniß, daß
der Bewerber willkommen sei.

Mancher, der seiner Sache schon gewiß war,
trat vor seinen Schatz, klatschte in die Hand und
sang mit geschwungenem Hütchen:

„Ueberm Kopf und unterm Kopf
Thu ich mein Hütel schwingen,
Madel, wenn d' mich haben willst,
Durch's Feuer mußt mit mir springen.“

Erhielt er die Hand, so wußte er, daß sein
Schatz, wie durch's Feuer, auch durch das Leben
mit ihm zu gehen bereit sei. Dann sprang das
Paar in gemeinschaftlichem Satze durch oder über
das Feuer.

Schlug die Flamme hoch empor und knisterte
und krachte das Holz, so galt dies als das Zeichen
einer glücklichen Zukunft, und sie durften getrost
Hand in Hand die Lebenswanderung beginnen;
das Gegentheil aber weisagte ein niederes,
rauchendes, seitwärts sich neigendes Feuer.

Eigenthümlich wurde dieses Fest begangen
zu Kottenburg an der Tauber. Man nannte es:
„Das Engelmanns-Köpfen“. Es wurde speziell
gefeiert zum frommen Gedächtniß der Ent-
hauptung des Heiligen dieses Tages.

Wie die christlichen Märtyrer der Vorzeit mit
ihren Marterwerkzeugen dargestellt werden, so
trat hier ein Knabe von denen, die das Fest leiteten,
auf und sang mit geschwungenem Degen:

St. Johannes bin ich genannt,
Ich trag den Degen in der Hand,
Ich werde dem zur Beut',
Obwohl ich niemals streit'.

Auf dem Festplatze, wo sich jetzt das junge
Volk versammelte, wurde ein in den Boden fest-
gerammter Pfahl mit Stroh umwickelt, eine Art
menschlicher Gestalt mit Kopf und Armen daraus
geformt, mit Blumen und Sträußen besteckt und
ein Haufen Kleinholz darum aufgebauet. Dieser
Strohmann hieß „der Engelmann“, der den hl.
Johannes vorstellen sollte. Auf ein gegebenes
Zeichen schlug nun der Knabe mit seinem Degen
dem Strohmann den Kopf ab, worauf Alles auf
ihn hinein schlug und ihn und das ihn umgebende
Holz in Brand steckte, und jetzt sprang, wie überall,
das fröhliche Völklein jubelnd und jauchzend über
die lodernden Flammen. Die Alten aber saßen auf
dem Festplatze um Speis und Trank, die Wirth
hielten ihre Stammgäste, der Spital seine Insassen
und der Herrschaftskeller seine Beamten frei, und
so nahm die ganze Stadt in Freude und Frieden
an dem interessanten Volksfeste theil.

Auch hier in Freiburg wurde dieses fröhliche Volksfest, das Referent in seiner Jugend noch selbst mitgemacht, noch Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts gefeiert.

Der eine Festplatz war der verebnete Platz einer ehemaligen Schanze an der nordöstlichen Ecke der Stadt am Fuße des westlich steil abschüssigen Schloßberges, eines Überbleibfels der im Jahr 1744 vor der Übergabe der Stadt an Oestreich von den Franzosen geschleiften Festungswerke. Man nannte den Platz wegen der Nähe des Kapuzinerklosters, das an der Stelle des jetzigen Convikts stand, Kapuzinerwinkel, später, zur Zeit der in den 1790er Jahren erbauten, nahen Karlskaserne zu Ehren des Erzherzogs Karl: Karlsplatz.

Da, wo jetzt der Stadtgarten steht, feierte die Jugend der Oberstadt ihre Volksspiele.

Nach Niederlegung der Festungswerke blieb die Stadt mit dem innern Festungswalle, dem Rempart, umgeben. Dieser, mit zwei Reihen Korkastanienbäumen geschmückt und von frühern Schanzen, dem jetzigen Alleegarten und den zwei Villen Platenius und Kolombi, flankiert, bildete einen reizenden Spaziergang um die Stadt, der theilweise jetzt noch erhalten ist.

An der Nordseite der Villa Platenius, wo die breite Jesuitengasse (obere Bertholdstraße) auf den Rempart mündete, der dadurch eine größere Ausdehnung gewann, war der Festplatz für die Jugend der Unterstadt.

Am Tage vor Johanni sammelte sich in den verschiedenen Straßen der Stadt die darin wohnende männliche Schuljugend und stellte sich an bestimmten Plätzen auf. Von hier aus zog sodann ein Trupp nach dem andern, an der Spitze die zwei Träger der primitiv gefertigten Tragbahre durch die zum Voraus für jeden einzelnen Trupp festbestimmten Straßen. Vor jedem Hause wurde Halt gemacht und vom ganzen Trupp in der damals noch volksthümlichen, alemannischen Aussprache gesungen:

„Sal — sal — baie, Wohl — wohl — waihe*)
Genn is**) au e Schittli Holz,
Zum Sant Johannes Fürli!

*) Salbey (Salbia L.) weht (riecht) wohl.

**) Gebt uns.

Glück ins Hus, Unglück drus,
Sant Vit, Sant Vit,
Des Schittli isch no wit,
Sant Thome, Sant Thome,
Des Schittli wird bal komme,
Sant Bartle, Sant Bartle,
Des Schittli isch gar artle,
Sant Eberecht, Sant Eberecht,
Des Schittli isch gar ebe recht;
Genn is au e Schittli Holz
Zum Sant Johannes Fürli,
Oder ihr kummet in Finsterwald!¹⁴

Die letzten Worte wurden mit erhöhter Stimme gerufen. Während dessen brachten die Hausbewohner mehr oder weniger klein gemachtes Holz und legten es auf die Bahre. Wenn diese genügend beschwert war, wurde das gesammelte Holz auf den Festplatz gebracht und an einer bestimmten Stelle auf einen Haufen geworfen und aufgegeben. So machte es jeder einzelne Trupp, bis ein genügendes Quantum Holz für die voraussichtliche Anzahl von Feuern beisammen war.

Am Festabend nun wurden in passenden Entfernungen die Feuerstellen bezeichnet, das nöthige Holz herbeigeschleppt und nach Einbruch der Dunkelheit in Flammen gesetzt.

Da so zu sagen die ganze Stadt an diesem fröhlichen Feste Antheil nahm, war am Festabende selbst eine ansehnliche Menge Volks aus allen Stränden anwesend, und wann nun die vielen Feuer zu prasseln begannen und die Flammen in die Höhe schlugen, sprangen nicht nur Knaben und Mädchen, sondern auch Erwachsene beiderlei Geschlechts einzeln und zu zwei jubelnd und jauchzend über oder durch die lustigen Feuer hinüber. Obwohl dabei dann und wann die Kleider versengt wurden und sichtbare Spuren der Theilnahme am St. Johannisfeste davon trugen, kehrten doch die davon Betroffenen gewöhnlich heiter lachend nach Hause zurück.

Nachdem das Holz allmählich zu Ende gegangen und ein Feuer um das andere erloschen war, hatten sich auch die Zuschauer verloren, es war still geworden, der hell erleuchtete Festplatz ins nächtliche Dunkel gesunken, der noch dunklere, ernste Münsterthurm zeigte der Menge den Heimweg und das schöne St. Johannisfest,

das wieder so viele jugendliche Herzen erfreut hatte, war zu Ende.

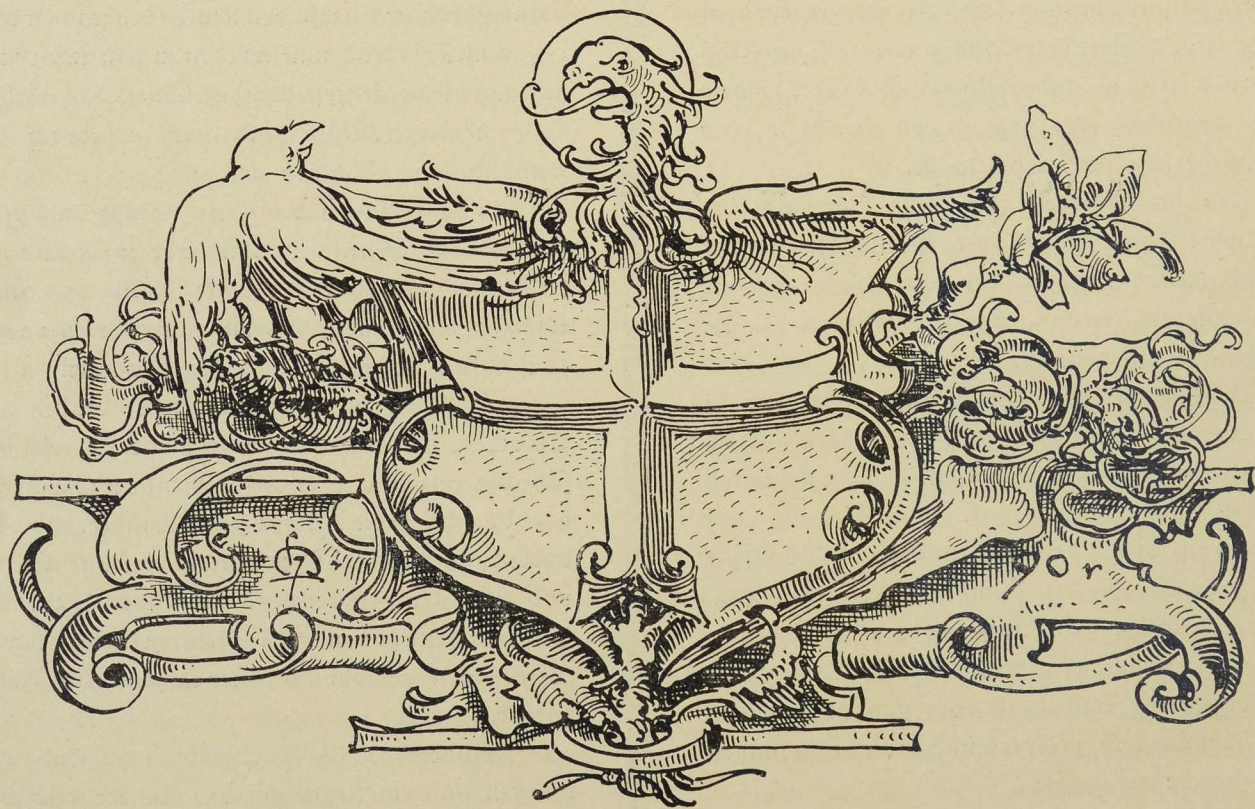
Niemanden war es jemals eingefallen, an diesem so sinnigen Feste Ärger und Anstoß zu nehmen. Erst dem Ausgang der zwanziger Jahre des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, demselben für immer ein Ende zu machen. Ein eigentliches, amtliches Verbot war nicht ergangen, es finden sich im Verwaltungsarchiv auch keine Akten darüber vor; man wußte nur, daß die Johannisfeuer nicht mehr geduldet werden sollten, und aus diesem Grunde zweifelte mancher und namentlich die diesem Feste so gewogene Jugend an einem solchen Verbot.

Als nun im darauf folgenden Jahre am Vorabend des St. Johannistages entweder zur Prüfung der Wahrheit des Gerüchtes, oder zum Trotz wieder etliche Feuer auf dem Karlsplatz in

die Lüfte loderten, erschienen Beamte der Polizei und jagten die versammelte Jugend von dannen, und die Feuer erloschen für immer.

Man konnte sich den Grund dieses Verbots nicht erklären.

Die beträchtliche Entfernung der beiden Festplätze von Gebäuden schloß jede Feuersgefahr aus, und Exzesse irgend welcher Art an diesem Festabend waren unbekannt; es scheint daher nur ein mißverständener Eifer der Polizei, etwaigen Ausschreitungen vorzubeugen, und der anderwärts in Deutschland wahrgenommene Niedergang ähnlicher Volksbelustigungen Ursache des Verbotes auch unseres hiesigen Volksfestes zu sein, wobei man freilich nicht bedachte, daß gerade Volksfeste eines der fruchtbarsten Beförderungsmittel geselliger Tugenden und sittlicher Bildung eines Volkes und ein mächtiger Hebel der Vaterlandsliebe sind.





Burg und Herrschaft Keppenbach.

Von H. Maurer.

In Thale hinter dem Pfarrdorfe Keppenbach, oberhalb des Ortes Reichenbach, liegt rechts von der Straße an der Berglehne ein Bauernhof, der Vorhof genannt. Warum dieses Gut Vorhof heißt, wissen die wenigsten der Thalleute, denn es ist schon lange her, seitdem der Haupthof, oder vielmehr das Schloß, zu dem er gehörte, zerstört worden ist; auch befand sich dieses nicht bei dem Vorhofs, sondern gegenüber, jenseits des Wassers, auf der bewaldeten Höhe. Seine Überbleibsel liegen aber so versteckt im Walde, daß man sie von unten gar nicht bemerkt.

Vom Vorhofs und der benachbarten Sägemühle führt nur ein steiler, wenig betretener Fußweg auf die Höhe. Der ehemalige Burgweg begann bei Reichenbach, ist aber zum Theil verfallen und mit Holz überwachsen. Ein anderer Weg, bequemer und gangbarer als die beiden ersten, führt vom ehemaligen Kloster Tennenbach über Glashausen auf die Höhe des rechten Thalrandes und von da ziemlich eben bis zur Burg.

Der Burghügel, dessen Hauptmasse fester Gneis bildet, steht zwar mit der dahinterliegenden Hochebene von Musbach und Ottoschwanden in natürlicher Verbindung, ist aber künstlich von ihr durch einen tiefen, in den harten Felsen eingesprengten Graben getrennt. Die Burg selber ist gegenwärtig ein Trümmerhaufe; nur ein Stück der Mauer an der Grabenseite steht noch aufrecht. Nach einer Urkunde des 14. Jahrhunderts standen

auf der Trümmerstätte zwei Burgen, eine vordere und eine hintere. Zu letzterer gehörte ein großes Haus, dahinter eine Stallung nebst zwei kleineren Häusern, die eine Hofstätte umgaben. Dieser Theil der Burg ist ganz verschwunden, und nur einige bemooste Quadersteine, zwischen denen Waldbäume emporgewachsen sind, zeugen noch, daß ehemals hier Gebäude standen.

Auf der älteren topographischen Karte von Baden vom Jahr 1836 heißt die Ruine „Kumor“, ein auffallender Name, der auch in einige Reisehandbücher übergang. Lange war er ein Räthsel, denn die Burg hieß im Mittelalter nie anders als Keppenbach und das Dorf gleiches Namens zum Unterschied von ihr Altenkeppenbach. Eingehende Nachforschungen brachten endlich die Lösung: dem Zeichner des betreffenden Blattes der topographischen Karte lag eine ältere Karte vor, auf der in die Striche hinein, mit denen das Gebirge dargestellt war, etwas undeutlich das Wort „Ruine“ geschrieben stand. Er las dafür Kumor, und so entstand der neue Name, der mehrere Jahrzehnte sich behauptete. Auf der neuen topographischen Karte ist der richtige Name wieder hergestellt.

Das Schloß Keppenbach war ehemals der Mittelpunkt eines kleinen Herrschaftsbezirktes, dessen Grenzen in einem amtlichen Gutachten vom 4. Juni 1636 auf Grundlage älterer Urkunden folgendermaßen beschrieben werden: „Das Gut Keppenbach ist vor Jahren ein Burg und festes Berghaus,

der Edlen von Keppenbach Sitz und Wohnung gewesen, im Breisgau zwischen dem Schloß Hochberg und der Herrschaft Kastelberg gelegen, so aber im Bauernkrieg anno 1525 verstorbt worden, also daß heutigen Tags nichts mehr, denn alte zerfallene Mauerwerck zu sehen übrig ist. Der Umkreis des Gutes ist: von Glashausen am Gaiswald¹⁾, dem Kloster Tennenbach gehörig, an den Leipenwald und dem Bächlein nach bis hinauf auf das Gescheid an dem Scheidbrunnen, da östereichisch Wildbann von Sigelau, Castelberger Amts, und der Markgraffschaft Hochberg zusammen stoßen. Vom Scheidbrunnen auf aller Höhe hinauf bis auf den Eckelberg²⁾, weiter aller Höhe nach bis für den Dürren Hofe hinein, von dannen bis in den Wald, der Rothsel genannt, bis in Hünersedel, von dannen auf den Bühel, der schön Wasen genannt, von da über die Eck³⁾ heraus auf die Hub, ein Feld, von da bis wieder gen Glashausen. In diesem Bezirk liegt besagter Burgstall sammt dem Vorhof, so dazu gehöret, item die Fischwasser: die Bretten, Reichenbach, längen Walderbach, item das Bächlein, so durch die Langau gegen Tennenbacher Weyern fließt bis zum großen Marktstein daselbst. Dergleichen seind darin gelegen und von Alters her zu der Burg Keppenbach gehörig vier Kirchdörfer: Keppenbach, Reichenbach, Brettenthal sammt dem Vorhof, Dürrenhof und Bildstein, sammt aller hohen forstlichen Obrigkeit, Jagden und Fischenzen, Bergwerk, Steuer, Schatzung, Frohndienst, Frevel und Bußen.“

Wohlgemerkt, nur die „forstliche Obrigkeit“ mit dem Jagd-, Fischerei- und Bergwerkregal gehörte zum Schloß Keppenbach; die gerichtliche besaß der Markgraf von Hochberg. Dazu war jene forstliche Obrigkeit sammt Zugehör nicht Eigenthum der Herren von Keppenbach, sondern Lehen von den Grafen von Freiburg und seit dem Jahre 1399 vom Hause Österreich.

Das Keppenbachische Lehen bestand aus folgenden Stücken:

- 1) der Burg Keppenbach,
- 2) den Wildbännen und Silberbergwerken „von dem Schafweg niederwendig Tennenbach in aller Wasserseige unten bis obenan zu dem Dürrenhof und in das Rothsel“,

3) „den Wassern und Fischenzen, die man spricht die Bretten, mit aller Zugehörde.“

Die Wildbänne und Silberbergwerke im Breisgau waren im Anfang des 11. Jahrh. vom Reich an das Bisthum Basel übertragen und von diesem wieder den Herzogen von Saringen zu Lehen gegeben worden; nach dem Tode des letzten Saringers (1218) geriethen die Markgrafen von Baden wegen der Wildbänne und Silberbergwerke im Breisgau in Streit mit den Allodialerben der Saringer, den Grafen von Urach-Freiburg. Auf einem Tag zu Frankfurt (1234) sollte die Sache vor König Heinrich VII. zur Entscheidung kommen, aber der anwesende Bischof von Basel erhob sich und machte seine bereits vergessenen Ansprüche auf den Streitgegenstand geltend, die er auch durch Urkunden und Zeugen nachwies. Ihm wurden deshalb diese Regalien zugesprochen, womit er dann den Grafen von Urach belehnte. Es ist demnach möglich, daß das Keppenbachische Lehen, soweit es Jagd und Bergwerke betrifft, vom Bisthum Basel stammt und von den Herzogen von Saringen denen von Keppenbach übertragen worden ist.

Aber eine andere Möglichkeit ist hier nicht ausgeschlossen. Die Grafen von Freiburg hatten nicht alle Jagd- und Bergwerkregalien im Breisgau von Basel zu Lehen, denn die rings um den Kaiserstuhl besaßen die Herren von Ufenberg, ebenfalls als Lehen von Basel⁴⁾. Auch das Bisthum Basel besaß diese Rechte nicht in dem ganzen Bezirk zwischen Elz und Bleich, weil dieser Waldbezirk schon vor dem Jahr 1000 größtentheils im Besitz der Klöster Waldkirch und Andlau im Elsaß sich befand. Letzterem gehörten seit dem Ende des 9. Jahrh. die ehemals königlichen Hofgüter zu Sexau im Brettenthal, niederwärts Keppenbach, und zu Kenzingen und Ottoschwanden. Diese Besitzungen waren Immunitäten und die Herren von Ufenberg Vögte. Im Jahr 1343 verkaufte sie das Kloster Andlau sammt dem Jagdrecht, und zwar das Gut Kenzingen mit dem großen Wald bei Kirnhalden an die Stadt Kenzingen, Sexau und Ottoschwanden an den Markgrafen von Hochberg. Im Jahr 1136 bestätigte ferner Papst Innozenz II. dem Kloster Schuttern: Heimbach, die Kirche zu Rödningen,

Wöplinsberg (bei Mündingen) cum suis appendiciis et hiis, quae ministeriales vestri in eadem provincia possident. Zu dem Sprengel der Kirche von Wöplinsberg gehörte aber auch Tennenbach⁵⁾ und Keppenbach. Berücksichtigen wir ferner, daß auch das Allerheiligenkloster in Schaffhausen Besitzungen im Brettenthal hatte, und daß beide Klöster, Schuttern und Schaffhausen, seit 1015 dem Bisthum Bamberg einverleibt waren, so könnten die Rechte der Zäringer in dem Waldbezirke des oberen Brettenthales auch aus der von ihnen besessenen Vogtei über bambergische Besitzungen entstammen. Doch läßt sich dies mit Sicherheit kaum mehr entscheiden.

Das Keppenbachische Gebiet wurde von dem Besitztum des Klosters Tennenbach durchbrochen, denn die sogenannte lange Au, das Thälchen westlich vom Kloster, früher Kreizzenau genannt, gehörte den Herren von Keppenbach. In einer Urkunde vom Jahr 1336, das Wässerungsrecht betreffend, werden dem Kloster alle Wasserläufe, die vom Mutter-

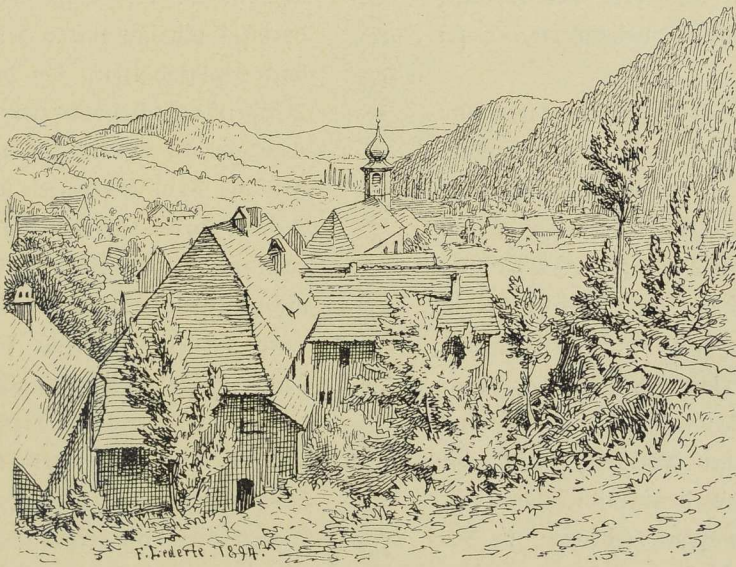
steckenhof, Musbach und Glashausen oberhalb des Klosters kommen, bis zum Schafweg ob Zeismatt zugesprochen. „Aber ob dem Kloster, von der Steingruben, die vnserer frowen vnde dem werke iredes münsters ze friburg ist gewonnen, dannan vf von dem marchstein der steinwinden, vnd nüt dar vnder, vnze vnder Brameshart vf in Kreizzenowe, sont vischenze, vische vnde rechte ze vischende in den bechen vnde wassern ganzelich vnde gare der von Keppenbach sin.“ Die Lage des alten Münstersteinbruches ist bekannt. In der Nähe stand der in Tennenbacher Urkunden oft erwähnte große Marktstein. Bramshart ist der Schlüpfinger Hof, heute Malterdinger Gut genannt⁶⁾, in dessen Nähe die lange Au oder Kreizzenau beginnt. Das Kloster selbst wurde

im Jahr 1160 errichtet. In diesem Jahr erschien, einer alten Nachricht gemäß, Abt Hesso von Frienisberg mit 12 Mönchen an dem Orte, welcher Tennenbach heißt, dessen Boden sie nebst einigen benachbarten Gütern, Labirn und Brettenhard, Mütirstegen und zwei Lehen zu Musbach mit aller Zubehör und dem freien Beholzungsrechte für ihren Bedarf in dem Walde bei Mütirstegen, welcher zu Musbach gehört, zum Eigenthum erwarben. „Sie kauften es aber von dem Edeln Cuno von Horwin, der es ihnen als freies Gut überließ vor Markgraf Hermann (dem Grafen im Breisgau) auf dem Schlosse Zachberg um den Preis von 30 Mark Silber und einem Maul-

thier, wie sie vorher in Gegenwart des Herzogs Berthold und unter dessen Vermittelung den Kaufvertrag, den er selbst besiegelte, abgeschlossen hatten. Zeugen der Übergabe sind Graf Berthold von Nimburg, Burchard von Usenberg, Konrad und Werner, Vögte von Schwarzenberg, zwei Brüder von Falkenstein, beide mit Namen Walthar, Werner von Roggenbach, von

Staufen, Gottfried von Schopfheim, der Marschall Berthold, die Ministerialen des Markgrafen: Wolpoto, Hermann Mice, Werner Sturmer, Hartmut von Keppenbach, Konrad von Alzina, Burchard von Tonsul und andere glaubwürdige Zeugen mehr.“

Unter obigen Zeugen befindet sich zum erstenmal ein Keppenbacher, und zwar als Ministerial des Markgrafen, in Gesellschaft mit Konrad von Alzina und Burchard von Tonsul, die zugleich auch herzoglich zäringische Ministeriale sind. Auch die von Keppenbach müssen nach dem Jahr 1160 in den Dienst der Herzoge von Zäringen getreten sein, da sie nach dem Aussterben derselben (1218) im Gefolge ihrer Erben, der Grafen von Urach-Freiburg, erscheinen. Aber die Markgrafen machten



Keppenbach im Brettenthal.

nicht näher genannte Ansprüche auf ihr Gut geltend, die schließlich im Jahr 1265 nach langjährigem Streit durch ein Schiedsgericht zum Theil anerkannt wurden. „Der marggraue Heinrich von Sachberg, ward entschieden, entziet sich alles des rechtes, so er an ir gut ansprach, vnez an diß. Er sol nemen von den fryen lüten vnd darvomen lüten, die uff ir gut sizzent, des jares einen scheifel habern vnd zwey hünre vnd zwo meinna (Gespannfronden), also der man an sine acker vert, ane väre, das sy je die nacht daheime sin in ir herberge, vnd füllen sinen lanntag suchen, alse ze rechte füllen.“ Außerdem wird noch bestimmt, wie es gehalten werden soll, wenn der Markgraf einen Mann als frei beansprucht, während die von Keppenbach behaupten, er sei ihnen eigen.

Die Ansprüche des Markgrafen betrafen nur das Gut, nicht das Lehen der Keppenbacher. Wahrscheinlich waren es die gleichen Rechte, auf die Markgraf Heinrich III. bezüglich der Leute des Klosters Tennenbach zu Nusbach, Glashaufen, Gutenrode und Reichenbach im Jahr 1305 in einem Vertrag mit dem Abte verzichtete. Der Markgraf gelobte, die freien Leute auf den oben genannten Gütern des Klosters, sowie die auf dem Gute, das des Herrn Wilhelm selig von Keppenbach war und das dem Kloster die von Alzenach selig, seine Hausfrau, schenkte, in Zukunft unbekümmert und ledig zu lassen aller der Rechte und Gewohnheiten, die sie ihm bisher schuldig waren „so wir über das gebirge⁷⁾ solten varen, oder vnserre sint usgeben, oder ze ritter würden; vnd kurzlich aller der rechte, swie man sie nennet, vnd aller bete vnd stüre, gewaltes vnd vnlustes sun sie ledig sin vnd fri; also das die vorgeanntn fryen lüte jergeliche sort vns gen zwei hünre vnd ein fester haber, gemessen mit einem gewonlichen fester, der da recht ist. Und darumb sun wir schirmen ir lip vnd ir gut vor vnrechte vnd gewalt als vnz har. Darzu verzeihen wir hie, daß alles das gericht, das das vorgeannte güt antriffet vnd angat, sol hinanthin immerdar des Abtes vnd der Herren von Tennenbach sin frilich vnd lidelich, ane dübe vnd freueli, das sol vns sin vnd andere gerichte, die dasselbe güt nit angat noch antriffet. Also daß die vor-

genannten fryen lüte sont suchen vnserre landtage, swa die sint, als andere fryge lüte tünt, vnd vnserre tagwan sint sie vns tun, als gewonlich ist.“ Ausdrücklich wird noch am Ende bemerkt, daß die genannten freien Leute in allem dem Rechte sitzen sollen, wie zu Keppenbach die freien Leute sitzen.

Auf die Vogtrechte mußte also der Markgraf verzichten, dagegen wurde ihm das Landgericht, das ihm in seiner Eigenschaft als Graf im Breisgau gehörte, zugesprochen. Dieses bestand in der hohen Gerichtsbarkeit (Diebstahl und Frevel) über sämtliche eingeborene und eingewanderte (sogenannte darvommene) Leute in dem Bezirk. Das ordentliche Gericht wurde dreimal jährlich unter der Linde zu Altenkeppenbach⁸⁾ abgehalten. Da dem Markgrafen in dem Keppenbachischen Bezirk nichts weiter als das Landgericht zustand, so lag es in seinem Interesse, daß die Zahl der freien Bauern, die Pächter und Lehenbauern auf den Gütern derer von Keppenbach und des Klosters Tennenbach waren, sich nicht vermindern, denn nur in so fern und so weit Freileute daselbst wohnten, besaß er seine Rechte. Er erreichte auch sein Ziel so gut, daß zuletzt ausschließlich Freileute auf den Keppenbachischen Gütern lebten, und daß aus seiner Gerichtshoheit eine Landeshoheit ward, jedoch einstweilen ohne die Regalien, in deren Besitz sich die Markgrafen erst gegen Ende des 16. Jahrh. zu bringen wußten. Freilich geschah dies nicht ohne Kämpfe mit den Lehenshabern. Den hauptsächlichsten Vortheil davon hatten aber die Bauern, denn sie blieben frei, während ihre Standesgenossen ringsum der Leibeigenschaft verfielen.

Aus dem Umstand, daß der Markgraf von Sachberg Ansprüche vogteilicher Art an das Gut derer von Keppenbach machte, ergibt sich bezüglich deren früheren Standes, ehe sie nämlich in den Stand der Ministerialen traten, daß sie nicht zu dem Adel gehörten, sondern einfache Freie waren; daß ferner der Grund und Boden des Waldbezirks im Brettenthal ihr Eigenthum war. Jedenfalls hatten ihre Vorfahren Rodungen daselbst vornehmen und Bauernhöfe anlegen lassen, ähnlich wie es das Kloster Andlau auf der Hochebene von Otroschwanden that. Das geschah wohl

erst im 11. und 12. Jahrhundert. Besetzt wurden die Höfe nicht mit Hörigen oder eigenen Leuten, denn die waren alle in festen Händen und nicht zu haben, sondern mit eingewanderten freien Leuten (darfommen Leute werden sie in den Urkunden genannt), die in ihrer Heimath überflüssig geworden waren. Diese Leute erhielten die Hofgüter als Erblehen gegen einen jährlichen Zins, hatten aber das Recht, jederzeit ihre Lehen aufzugeben und wegzuziehen. Häufig wurde ausbedungen, daß sie beim Wegzug ein Drittel ihrer fahrenden Habe (hauptsächlich des Viehes) zurücklassen mußten. Solche Lehen nannte man Drittelspflichtige. Außerdem pflegten sie noch entweder das sogenannte herarium, den Ehrschatz, eine Rekognitionsgebühr bei dem Tode des Herrn, oder das mortuarium, den Todfall, beim Tode des Pächters, zu entrichten. Dieses bestand in dem besten oder zweitbesten Stück Vieh im Stalle, je nachdem es bei der Übernahme des Gutes ausbedungen war.⁹⁾

Durch die Anlage von lehenbaren Bauernhöfen verbesserten die Keppenbacher ihr Einkommen ganz bedeutend. Sie wurden Ritter, erbauten eine Burg mitten in ihren Besitzungen und traten als ritterliche Ministeriale in den Dienst der Markgrafen von Baden und später der Herzoge von Saringen und der Grafen von Freiburg. Ihre Burg machten sie zu einem Ritterlehen und erhielten noch dazu die bereits erwähnten Regalien.

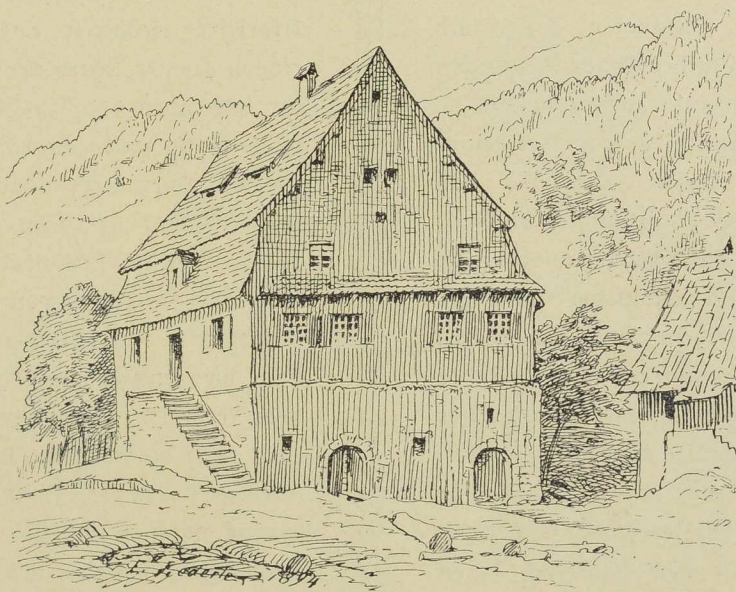
Dietrich von Keppenbach erscheint seit dem Jahre 1234 als gräflich freiburgischer Dienstmann; ein anderer Dietrich mit dem Beinamen Wilhelm war mit Bertha, der Erbtöchter des letzten Ritters von Alzenach, vermählt. Beide Eheleute schenkten einen großen Theil ihrer Güter kirchlichen Stiftungen, insbesondere dem Kloster Tennenbach. Letzteres erhielt nach Wilhelms Tode (1267) von

seiner kinderlosen Wittwe ein großes Hofgut in Emmendingen neben der Kirche, zu dem 110 Morgen Ackerland gehörten; ferner ließ sie in der Nähe des Klosters ein Krankenhaus erbauen und stattete es mit Gütern zu Keppenbach, Reichenbach und auf dem Vorhofe aus. Auch von andern Keppenbachern erwarb das Kloster mehrere Güter.

Dieses Anwachsen des Klostergutes auf Kosten derer von Keppenbach mochte letzteren zuletzt etwas bedenklich erscheinen; ihre anfangs freundnachbarliche Stimmung gegen die Klosterbrüder schlug in eine entgegengesetzte um, und es entwickelten sich daraus bald Streitigkeiten, hauptsächlich über die Wasser-

benützung und die Fischerei, die sich jahrzehntelang fortspannen. Als König Rudolf nach seiner Krönung den Breisgau besuchte, trugen der Abt und die Brüder ihre Beschwerden ihm vor, und der König beauftragte zuerst den Markgrafen von Hachberg, Heinrich II., mit dem er befreundet war, in seinem Namen die Sache zu entscheiden; doch der Markgraf

lehnte das Richteramt dankend ab. Da übertrug der König die Entscheidung seinem Getreuen, dem Reichschultheißen Ritter Hildebrand Spenlin von Breisach. Derselbe that folgenden Ausspruch: „swa die von Tennibach beduorhalb der Wasser güt hant, daz dü wasser sunt ir sin alse verre, als och ir güt gat — die herren von Keppenbach sunt han dü wasser, dü durch ir güt vnd durch ir vogiteige abgant“. Obwohl die vier Gebrüder von Keppenbach ihr Siegel an den Urtheilsbrief hängten und der König ihn bestätigte, brach doch der Streit bald von neuem aus und wurde erst im Jahr 1336 durch gütlichen Vergleich entschieden. Die Urkunde darüber wurde von folgenden Keppenbachern besiegelt: Dietrich, Johannes Spörlin, die Gebrüder Zennin und Ulin, der Zollerin Söhne,



Vorhof von Keppenbach.

Vollmar, der von Wiswil Sohn, Johannes Waltharli, Rüdolds sel. Sohn. Außerdem vertraten Johannes Waltharli seine noch minderjährigen Brüder Rüdolf und Dietrich, desgleichen Jenni und Üli ihre Brüder Berschelín, Cünzelin und Dietrich, Vollmar seinen Bruder Dietrich.

Die Burg Keppenbach war zu klein um für so viele kinderreiche Familien Raum zu bieten. Schon im 13. Jahrh. hatte sich deshalb ein Zweig der Keppenbacher in der benachbarten Stadt Freiburg angesiedelt, war zu bedeutendem Wohlstand gelangt und hatte sogar Aufnahme in den Rath der alten Vierundzwanzig gefunden. Diese Freiburger erwarben in der Folge namhafte Güter und Lehen in Bözingen, Theningen, Riegel und Königschaffhausen. Auch in der Stadt Kenzingen finden sich im 14. Jahrh. zwei Keppenbacher, die Gebrüder Johann und Cunze, und in Ettenheim Walthar und Dietrich. Letztere erwarben das Dorf Tutschfelden, das ihre Nachkommen im Jahr 1490 dem Markgrafen von Baden verkauften.

Merkwürdiger Weise widmeten sich nur wenige Glieder der Familie dem geistlichen Stande. Bekannt ist nur der Johanniter-Comtur Bruder Dietrich von Keppenbach, der ein hohes Alter erreichte. Als er im Jahr 1398 in einer Rechtsache zu Schliengen als Zeuge auftrat, gab er sein Alter zu 80 Jahren an. Er lebte noch i. J. 1401.

Mit den Markgrafen von Sachberg, deren Burg eine Stunde unterhalb der Burg Keppenbach am Ausgang des Brettenthales sich erhob, geriethen die von Keppenbach wiederholt in Streit wegen der freien Leute. Als Markgraf Heinrich III. das Einkommen von seinen freien Leuten zu Gutenrode, den beiden Musbach, Schönbrunnen, Brettenthal, Reichenbach, Norbrechtsberg, Buttenkropf bis nach Altenkeppenbach¹⁰⁾ im Jahr 1311 seinem Dienstmann Johann Wolferam von Sachberg auf 10 Jahre um 185 Pfund Pfennige gegen einen jährlichen Zins von 18^{1/2} Pfund verpfändete, verwehrten die drei Gebrüder von Keppenbach den freien Leuten auf ihren Gütern jegliche Leistung an den Pfandinhaber, sodaß zuletzt der Markgraf selbst ihnen Fehde ankündigte, den einen der Brüder, Burkhard, gefangen nahm und auf seine Feste Sachberg in Gewahrsam brachte. Um der Gefangenschaft

ledig zu werden, mußte er Urfehde schwören, Bürgen stellen und nebst seinen Brüdern geloben, alle die freien Leute auf seinen Gütern wieder „ledig und lere“ zu lassen. Unter den Bürgen befindet sich auch Ritter Wilhelm von Keppenbach, Tochtermann des Johann von Weisweil, ein Verwandter der Brüder, der wahrscheinlich in der Stadt Freiburg seinen Wohnsitz hatte. Ähnliche Streitigkeiten kamen während des 14. Jahrh. wiederholt vor und wurden meist durch schiebsrichterliche Entscheidung geschlichtet. Dabei erfahren wir gelegentlich, daß das Landgericht der Markgrafen unter der Linde zu Keppenbach jährlich dreimal abgehalten wurde, daß aber der Markgraf jederzeit einen „schädlichen Mann“ richten konnte, entweder „zu dem gestül oder zu der harteichen oder zu dem kesserholz“¹¹⁾, wobei jedesmal die freien Leute sich versammeln mußten.

Die Burg Keppenbach selbst wird zum erstenmal erwähnt in einem Lebensbrief vom Jahr 1276. Als Graf Konrad von Freiburg im Jahr 1316 die Herrschaft von seinem Vater übernahm, bestätigte er auf Ansuchen des Abtes von Tennenbach die Entscheidung des Hildebrand Spenlin vom Jahr 1276 und erwähnt dabei ausdrücklich, daß „jeze die burg ze Keppenbach vnd güt vnd lüre“ in seiner Gewalt und Gewähr seien. Bald darauf nahmen die Keppenbacher einen reichen Freiburger Patrizier, den Ritter Snewelin Bernlapp, Schultheißen von Freiburg, in ihre Lebensgemeinschaft auf. Aus einer Urkunde vom Jahr 1350 erfahren wir, daß damals der vierte Theil der hinteren Burg und des großen Hauses darselbst, die Hälfte des Stalles an diesem Hause und der Hofstatt dem Herrn Johann Snewelin Schultheiß und seinen Brüdern gehörte, und daß außer den drei Gebrüdern von Keppenbach, Johanns, Ulrich und Cuonze, Johanns sel. Söhne, auch ein gewisser Rümüllí ein Haus auf der Burg besaß. Auch die Stadt Freiburg verschaffte sich ein Öffnungsrecht auf der Burg, mußte aber in Folge des unglücklichen Krieges mit ihrem Grafen, woran sich auch Ulrich von Keppenbach betheiligte, im Jahr 1368 wieder darauf verzichten. Keppenbach war also bereits ein sogenanntes Ganerben-schloß. Zu den Snewelin-Bernlapp oder von Bollschweil, wie sie später hießen, traten im Laufe

des 14. Jahrhunderts als Theilhaber die Snewelin-Landeck, die von Staufenberg und Stühlingen und die Markgrafen von Hachberg. Im Jahr 1380 gab nämlich die Wittwe des Edelknechtes Ulrich von Keppenbach, genannt Burggräfin, Gemahlin Heinrichs von Speckbach, dem Markgrafen Otto, Gemahl der Elisabeth Malterer von Freiburg, mit Einwilligung ihres Gemahls all ihr Gut und Recht an der Burg Keppenbach, das sie von ihrem ersten Gemahl ererbt oder noch zu erwarten hatte, zum Eigenthum. Otto wurde dadurch Theilhaber an der Burg, und in seiner Fehde mit dem Bischof Friedrich von Straßburg (1384) fügte er mit

seinen Helfern von seinen Burgen Hühningen, Haslach, Hachberg und Keppenbach durch Raub und Brand großen Schaden zu.

Otto von Hachberg fiel mit seinem Schwager Martin Malterer in der Schlacht bei Sem-pach (1386); mit ihnen fanden auch zwei Herren von Keppenbach aus dem Freiburger Zweig des Geschlechtes

ihren Tod, nämlich Ritter Hummel, Johans Sohn, und Ritter Hanemann. Damals wohnte auf der Burg Ritter Walther, der als gräßlich freiburgischer Vasall in der Schlacht nicht anwesend war.

Derselbe hatte mit seinen Raubgesellen schon seit einigen Jahren begonnen, die umliegende Landschaft zu schädigen und durch Raub und Plünderung zu belästigen. Außer Keppenbach gehörten auch die Burgen Birchiberg bei Bollschweil und Falkenstein im Höllethal zu jenen verdächtigen Raubburgen, deren Insassen von Jahr zu Jahr frecher und lästiger wurden. Ihren schädlichen Einfluß empfanden insbesondere die Bürger von Freiburg, und sie entschlossen sich,

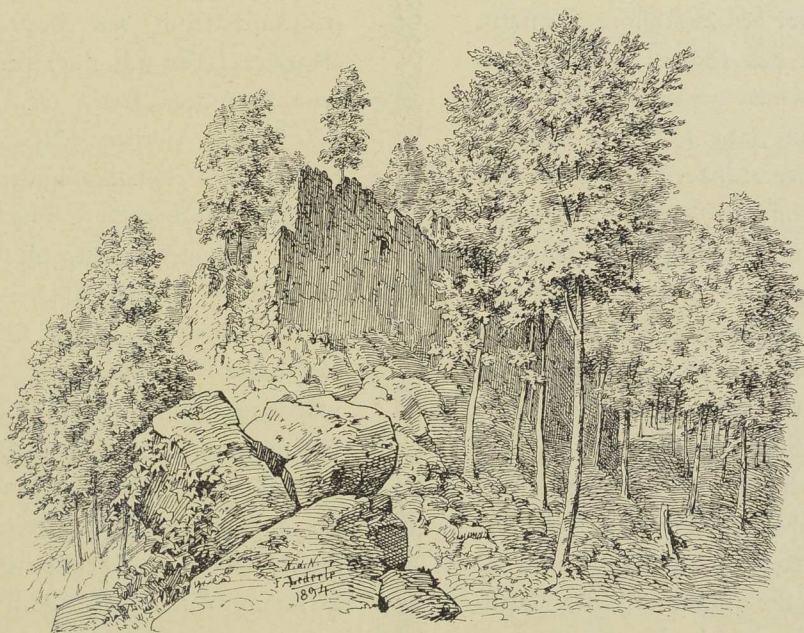
den Plünderungen und Gewaltthaten ein Ende zu machen. Im Jahr 1379 erstürmten und schleiften sie Birchiberg, bei welcher Gelegenheit auch ein Herr von Keppenbach gefangen genommen wurde und Urfehde schwören mußte. Im Jahr 1390 wurde Falkenstein von ihnen zerstört, und sechs Jahre später erlitt Keppenbach auf Befehl des Herzogs Leopold von Osterreich das gleiche Schicksal.

Bald darauf ging das Keppenbachische Lehen in den Besitz des Hauses Habsburg über, und die Herren von Keppenbach wurden österreichische Vasallen. Das kam folgendermaßen.

In dem Friedensvertrag mit der Stadt Freiburg vom 30. März 1368 hatte Graf Egeno von Freiburg zwar nur auf die Stadt selbst verzichtet; die Herrschaft Freiburg, d. h. die Dörfer und die Mannschaften behielt er. Aber das Verhältniß seiner Dienstmannen zu ihm wurde immer lockerer, da er von Schulden bedrängt ein Dorf nach dem andern versetzen

mußte. Sein Sohn Konrad, der von seiner Tante die Herrschaft Wälsch-Neuenburg ererbt hatte, verkaufte im Jahr 1399 den größten Theil seiner breisgauischen Güter um 28000 Gulden dem Herzog Leopold IV. von Osterreich, entband auf einem Tag zu Thann im Sundgau durch seine Bevollmächtigten Preller von Wattwyl und Wolf von Gersteneck, genannt Stein, seine breisgauischen Mannschaften ihres Eides und hieß sie Osterreich huldigen.

Im Jahr 1408 gestattete Leopolds Bruder, Herzog Friedrich, dem Andreas von Stühlingen und Hans Dietrich von Keppenbach, die geschleifte Burg Keppenbach wieder aufzubauen und für sich und ihre Leibeserben zu Lehen zu haben. In der Folge nahmen die Inhaber des Lehens



Burgruine Keppenbach im Brettenthal.

den Herzog Reinald von Urselingen¹²⁾ in ihre Lehensgemeinschaft auf und nach dessen Tode den Ludwig von Landeck. Letzterer ließ sich im Jahr 1470 mit seinen Burgen Landeck und Keppenbach in den Schutz des Peter von Hagenbach zu Breisach aufnehmen.

Mit Friedrich und Dietrich von Keppenbach erlosch deren Geschlecht im Anfang des 16. Jahrhunderts. Nachdem auch mit Sebastian von Landeck die ältere Landecker Linie, die im Besitze des Keppenbachischen Lehens sich befand, ausgestorben war, zog Erzherzog Ferdinand das erledigte Lehen ein und übergab es im Jahr 1530 dem kaiserlichen Rath Balthasar Merklin, Probst zu Waldkirch und Coadjutor des Bisthums Konstanz.

Kurz vorher war das Schloß zum zweitenmal zerstört worden und zwar von den aufständischen Bauern im Jahr 1525, die auch die markgräflichen Schlösser Landeck und Hühningen am Kaiserstuhl verbrannten. Da auch der ehemals Keppenbachische Grundbesitz schon längst in andere Hände übergegangen war, so blieb von dem ehemaligen Gut nichts weiter übrig als, wie die Markgrafen von Baden es bezeichneten, ein Jagdlehen. Letztere hatten bereits im Jahr 1415 die Herrschaft Hachberg und Hühningen sammt dem Thal und den freien Leuten von dem letzten Markgrafen der Hachbergischen Linie gekauft und beanspruchten im Keppenbachischen Gebiet die Landeshoheit. Bald sollte auch noch dieses Jagdlehen in ihren Besitz übergehen.

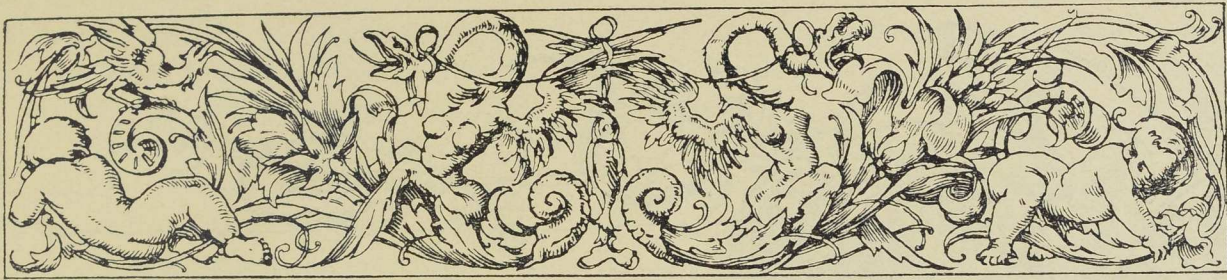
Der Begriff der Landeshoheit entwickelte sich nämlich im Mittelalter nicht aus dem des Grundbesitzes, sondern aus dem Recht über die Leute, mochten sie wohnen, wo sie wollten, nach dem Grundsatz: Das Gut folgt dem Herdfeuer. Die Hoheit über die Leute konnte jedoch entweder eine Leibeshoheit sein, dann waren die Leute leibeigen, oder bloß eine Gerichtshoheit, dann waren sie frei. Letztere, die aus dem alten Grafenrecht entsprang, war jedoch in der Regel örtlich begrenzt; so auf dem Walde. Wenn es den Herren von Keppenbach gelungen wäre, ihre Güter nur mit Leibeigenen oder hörigen Leuten zu besetzen, so hätte der Markgraf von Hachberg, da ihm nur die Gerichtshoheit über die Freien daselbst zugesprochen worden war, nach Maßgabe der

Abnahme der Freien seine Rechte allmählich verloren. Das gelang ihnen aber nicht. Die Markgrafen sahen scharf auf ihr Recht und schützten die „darkommen Leute“ in ihrer Freiheit. Schließlich gab es nur noch freie Leute daselbst. Die niedere Gerichtsbarkeit, das sogenannte Dinggericht, das noch im 16. Jahrh. in Nusbach im Hof des Bischofs von Straßburg dreimal jährlich abgehalten wurde, lag in den Händen der Grundbesitzer, und so lange die Herren von Keppenbach Großgrundbesitzer waren, ernannten sie ihren Vogt. Mit der Zeit aber veräußerten sie ihren Grundbesitz, und die neuen Grundbesitzer, unter denen auch der Markgraf sich befand, stellten gemeinschaftlich den Vogt auf, während der Markgraf für sich noch seinen besonderen Vogt ernannte, der „freien Leute Vogt“ genannt.¹³⁾

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ging dieses Dinggericht allmählich ein, und ein besonderer Keppenbachischer Vogt wurde nicht mehr aufgestellt. Die niedere Gerichtsbarkeit fiel somit von selbst an die Markgrafen.

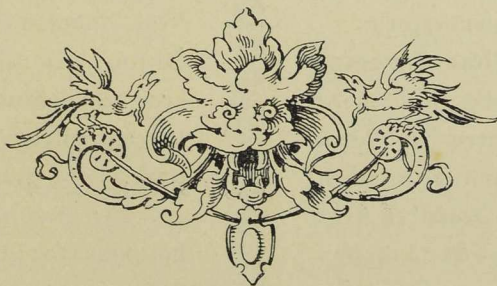
Nachdem der neue Inhaber des Lehens, Balthasar Merklin, ohne Leibeserben gestorben war, kam es im Jahr 1544 durch Kauf an Georg Illung und 1553 an Graf Georg von Helfenstein, vorderösterreichischen Landvogt. Mit Bewilligung des Lehensherrn verkaufte es dieser im Jahr 1561 an die Gebrüder Christian und Karl Krafft von Dalmanzingen und ihren Schwager Georg Gustenhofner, markgräflichen Burgvogt zu Hachberg, um 2800 Gulden. Markgraf Karl II. von Hachberg streckte seinem Burgvogt den größten Theil der Kaufsumme vor gegen Überlassung des Forstes. Als nach dem Absterben der beiden Krafft von Dalmanzingen und dem Tode Gustenhofners der Lehensherr das Lehen wieder an sich ziehen wollte, nahm sich Markgraf Jakob III. der Gustenhofnerschen Erben an und erlangte, daß sie bei ihrem Lehen bleiben durften; da sie aber die Kaufsumme nicht zahlen konnten, zog er im Jahr 1588 das Lehen ganz an sich. Die Lehensherrschaft hatte dagegen nichts einzuwenden.

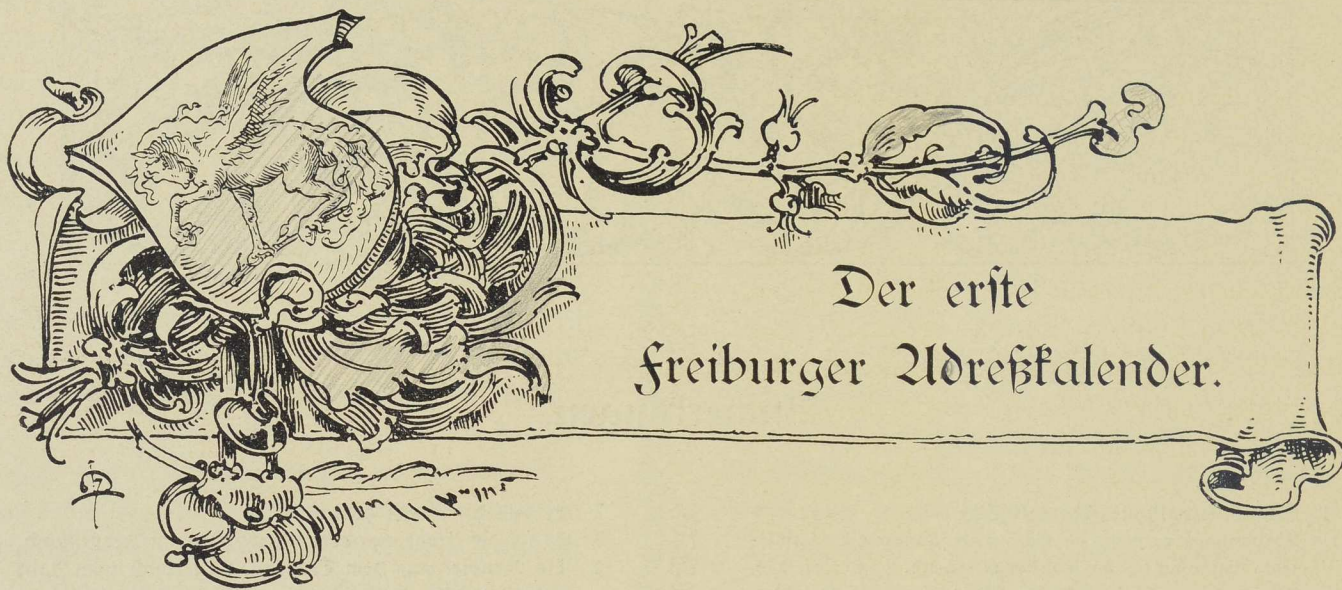
Unter der Regierung Karl Friedrichs von Baden erhob Osterreich wiederum Anspruch auf das Keppenbachische Lehen, trat aber gegen eine Geldentschädigung seine Rechte an Baden ab.



Anmerkungen.

- 1 Der Gaiswald hieß ehemals Breitenhard. *Silva dicta Breitenhard extendit se via versus Sonnenzil ad sinistram usque ad silvam Sonnenzil.* Tenn. Lag. fol. 279. Der größere Theil gehörte früher dem Kloster Vilmarzell oder S. Ulrich. „Welcher Breitenhard yetziger Zeit das Geißfeld genannt würd. Von ihm und vom Laberhof wurden 16 Tuch und mehr zu des Klosters ambitu genommen.“ Aus einer Tennenb. Denkschrift vom Jahr 1566. Landesarchiv. Der nachher genannte Leipenwald scheint der Wald westlich von Keppenbach zu sein. Von hier lief die Grenze östlich gegen das sogenannte Gescheid.
- 2 Heute Schillingenberg.
- 3 Hoheneck nordöstlich von Ottoschwanden.
- 4 Die Stift-Basel'schen Lehen derer von Usenberg bestanden aus folgenden Stücken: 1) den Wildbannen um den Kaiserstuhl, 2) dem Bad und dem Thalgang von Vogtsbergen mit aller Zubehör, es sei „unter der Erde oder drob“ (also Bergwerkregal), 3) des Stiftes Oberstschenenamt mit seinen Mannschaften.
- 5 Urk. des Bisch. Heinrich von Konstanz vom 30. Novbr. 1361 an den Abt und die Conventualen des Klosters Tennenbach: „cum auctoritate nostra ordinaria in ecclesiam in Wöplinsberg seu parochiam ecclesiae parochialis eiusdem, infra cuius limites vestrum monasterium est situm, ferantur interdum sententiae interdicti ecclesiastici etc.“ Abschr. im Landesarchiv. Keppenbach gehörte noch im 16. Jahrh. dem Kloster Schuttern.
- 6 Tenn. Lag. fol. 37b: Bramshart: Wulfer der Slüpfing habet.
- 7 Es sind die Alpen gemeint.
- 8 Es ist die Linde vor dem Wirthshause in Keppenbach.
- 9 Ein Beispiel aus dem Tennenb. Lagerbuch vom Jahr 1341 fol. 37b: Bramshart: de his feodis dantur plena mortuaria, ita quod quicumque habet aliquid de his bonis et moritur, cedere debet mon. nostro melius animal quod reliquit post se. Item sunt istorum feodorum tres partes vñ gent dritteil. de una dantur nobis omni anno iure hereditario in festo beati Joh. Bap. 1 Schilling et in festo beati Martini 1 Schilling et 1 modius avene et mortuaria et pro herario 1 Schilling. — Item ista pars sicut alia predia in Wittenbuhel (Huttenhof) dat tertiam partem mobilium in venditione, quod recipiunt nomine venditionis et tertiam partem omnium mobilium bonorum, quum recedunt de ipsa.
- 10 Die Güter sind der Reihenfolge nach von Westen nach Osten aufgezählt. Schönabrunn war ein Hof bei Nusbach. Norbrechtsberg und Butenkropf (heute Busengraben) im Brettenthal.
- 11 Sind die Arten der Strafen, wahrscheinlich Köpfen, hängen und rädern. — Bei Kenzingen befand sich eine Stuhleiche. Die Harteiche stand nach einer Angabe vom Jahr 1543 links am Wege vom Sonnenziel nach Keppenbach. Damals war sie aber schon verschwunden.
- 12 Derselbe war der Gemahl der Anna von Usenberg und einer der berühmtesten Raibritter seiner Zeit.
- 13 In einem Vertrag über den Weidgang mit dem Kloster Tennenbach vom Jahr 1465 werden als Vögte genannt: Werlin Augler, der freien Leute Vogt, Walther Mätter, der von Keppenbach Vogt, gefessen im Gescheidt.





Der erste Freiburger Adresskalender.

Von Dr. Joseph Sarrazin.

In Anhang seines Werkes „Die Philanthropen von Freyburg“, eines ziemlich vollständigen Verzeichnisses aller Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Stadt und der Hochschule, (Freyburg im Br., gedruckt mit Felnerschen Schriften, zu finden bey Mloys Wagner, Buchhändler, 1798) bringt Professor Heinrich Sautier verschiedene werthvolle Zusammenstellungen. Außer einer ganz knappen Übersicht über die „Herren von Freyburg“ in vier Zeiträumen von 1118 bis 1797, einer ausführlichen und liebevollen Grabchrift für seinen Freund Christian Wenzinger, Bildner, Architekt, Maler und Stadtrath, der dem Spital die fürstliche Gabe von 70000 Gulden vermacht hatte, giebt Sautier das erste Verzeichniß der Bürger, Guldenbürger, Hinterlassen und Schutzverwandten Freiburgs in Adresskalenderform.

Dieser interessante „Bürgerliche Schematismus der Hauptstadt Freyburg im Breisgau“ hat den Umfang von 78 Seiten handlichen Oktavformats und ist sehr klar mit Felnerschen Schriften gedruckt. An der Spitze desselben steht der löbliche Magistrat, wie er seit der Organisation vom 1. May 1784 bestand. Bürgermeister war anno 1798 Herr Dominik Litter, beyder Rechte

Doktor und Assessor bei der juridischen Fakultät, welcher in seinem eigenen Hause No. 767 (Kaiserstraße) wohnte. Zur Seite standen dem Bürgermeister sechs Magistratsräthe; von den bei den zwölf Zünften genannten 36 Zunftmeistern hatten je 12 jährlich abwechselnd in politicis und oeconomicis bei den Rathssitzungen Sitz und Stimme. Als Magistratsräthe fungierten im Jahre 1798 Dr. Joh. Nepom. Fidel Umber, Dr. Alexander Deisch, Dr. Ignaz Kupferschmid, Johann Adrians, Franz Xaver Caluri; der sechste Posten war erledigt. Die zwölf stimmberechtigten Zunftmeister für das genannte Jahr waren: Andreas Sähndrich (Sackgasse, 311), Karl Weinberger (Kaiserstraße, 38), Joseph Gästle (Oberlinden, 392), Ignaz Dufner (Dauphinsgasse, 195), Felizian Schnetzler (Muzmannsgasse, 355), Georg Zehle (Münzgasse, 594), Andreas Schweizer (Regelgasse, 672), Joseph Anton Voit (Kaiserstr., 772), Valentin Willor (vor dem Schwabenthor, 82), Johann Stiefvater (Predigerplatz, 715), Michael Baader (Dauphinsgasse, 182), Konrad Ergele (ebenda, 204).

Die Stadtverwaltung beschäftigte eine verhältnißmäßig große Anzahl von Beamten. Da finden wir Magistratssekretäre, einen Registrator, Expeditor und Taxator, Registraturadjunkten,

Auskultanten, Einreichungs-Protokollisten, einen Rechnungsrevisor, Inventurs-Aktuar, drei Kanzellisten, drei Gerichtsdiener, einen Kerkermeister. Es gab ein Rent- und Steueramt mit einem Kontrolleur, einem Amtschreiber, zwei Praktikanten und einem Boten; sodann ein Waldamt mit je einem Waldmeister, einem Kontrolleur, einem Feldmesser, einem „Waldamtsbott“, fünf Förstern, je zwei Wald- und Feldbannwarthen und zwei Markern; ferner ein Bauamt mit einem Rathshaumeister, einem Kontrolleur, zwei Werkmeistern und zwei Brunnenmeistern.

Die Zollämter der Stadt Freiburg beschäftigten damals vier Thorzoller, einen Schlagbaum- und einen Fleischzoller, zwei Wein- und Branntweinzoller, zwei Mehlwagzoller und zwei Kornhauszoller; außerdem zwei Weinsigler und Erheber des städtischen Umgeldes, einen Pfundzolleinnehmer auf dem Schweinemarkt, verschiedene Fleisch-, Fisch-, Mühlbeschauer, Butter- und Werchwäger, drei Gewichtsfächter und endlich vier Nachtwächter.

Dagegen war der Personalaufwand für Volksschulwesen nicht hoch. Der Schematismus zählt — sage zwei Trivialschullehrer auf: Dominik Ignaz Sibert, wohnhaft im Schulhause Brüderlinggasse 558 und Seraphin Wetter, welcher Kaiserstraße 776 in dem Hause des Weißgerbers Schilli wohnte. Hundert Jahre haben auch hierin eine ganz ungeahnte Umwälzung hervorgebracht.

Bezüglich der Polizei war Freiburg in vier Bezirke eingetheilt: Jesuitenviertel, Augustinerviertel, Münsterviertel, Dominikanerviertel. An der Spitze eines jeden stand ein Magistratsrath. Das aus 14 Gemeinden bestehende Polizei-Personal unterstand einem Polizei-Lieutenant und einem Feldwebel. Er wohnte in der Kaserne Münsterplatz 21. Der städtische Scharfrichter Ferdinand Ritter hatte in der Wolfshöhle No. 409, einem der Stadt-Gemeinde gehörigen Haus, seinen Wohnsitz.

Eine große Rolle spielten, wie wir oben beim Magistrat sahen, die zwölf Handwerkerzünfte. Jede besaß einen Zunftkommissarius, — meist war es ein Magistratsrath, — sowie drei selbstgewählte Zunftmeister. Der erstere Posten blieb mitunter unbesezt: im Jahre 1798 hatten vier

Zünfte keinen Kommissarius. Das Verzeichniß dieser Zünfte (S. 21—51) führt folgende Überschriften:

1. Schmid-Zunft zum Roß (67 Mitgl.).
2. Handlungszunft zum Falkenberg (88 „).
3. Schneider-Zunft zum Scheppele (64 „).
4. Metzger-Zunft zum Sternen (35 „).
5. Bäcker-Zunft zum Elephanten (70 „).
6. Schuster-Zunft zum Bähren (68 „).
7. Kiefer-Zunft zum Oftringer (163 „).
8. Tuchmacher-Zunft zum Ros-Baum (79 „).
9. Gerber-Zunft zum Ochsenstein (26 „).
10. Zimmer-Zunft zum Mond (130 „).
11. Kech-Zunft zur Sonne (174 „).
12. Maler-Zunft zum Riesen (73 „).

Auffallend ist die große Mitgliederzahl einzelner Zünfte. Man wird natürlich nicht annehmen, daß in einer Stadt von etwa 8000 Einwohnern (ohne Viehre und Herdern) z. B. 68 Schuster, 64 Schneider, 163 Küfer ihr Brot finden konnten. Diese alten Zünfte nahmen nicht bloß Berufsgenossen im weitesten Sinne in ihren Schooß auf, — so umfaßte die Zimmerzunft allerhand Bauhandwerker, die der Gerber auch Seifensieder, die Zunft der Küfer auch Wirthe, Kaffeewirthe, Biersieder, Fuhrleute, u. dergl., — sondern auch solche Mitglieder, die mit dem Handwerk nichts zu thun hatten. Bei der Schmid-Zunft weist z. B. das Verzeichniß nicht allein Schlosser, Uhrmacher, Büchsenmacher, Zinn- und Glockengießer auf, sondern auch den Dr. med. et philos. Ignaz Schmiderer. Bei der Handlungszunft figurieren Apotheker, Rechtskandidaten, ein Weltpriester, ein Regierungsadvokat, ein Professor und der Landständische Sekretär als Mitglieder. Bürgermeister Dr. Litter war bei der Schneiderzunft eingeschrieben, ebenso Oberamtsrath Maximilian Ruh und Rentmeister Joh. Nep. Strenz; Regierungssekretär Alexander Müller und der Pfarrer von Merzhausen waren Angehörige der löblichen Bäckerzunft, die Revisoren Hay und Reuthe solche der Schusterzunft, während diejenige der „Kiefer“ unter anderen den Regierungsadvokaten Math. Amann, den Rentamtspraktikanten Fr. Jos. Schaal, den Zuchthausverwalter Joh. Nep. Buiffon, den Stadtrath Umber, den Stiftungsverwalter J. B. Sartori,

den Schulkommissär Joh. Nep. Bob, den landständischen Buchhalter Xaver Boppele, den landständischen Calculator Ign. Söhnler, den landständischen Praktikanten Xaver Schnetzler, sowie den Stadt-Physikus Dr. Joseph Bader sich beizählen durfte. Der Gräfl. Kageneckische Amtmann Nep. Frey war neben Kaminfeuern, Hatzhieren und Gerichtsdienern Mitglied der ehrsamem Tuchemerkunft, desgleichen der Ortilienbruder Sales Disle. Bei der Zimmerkunst war der französische Sprachmeister Anatolius Diderot mit dem Normallehrer Franz Kanstinger und dem Regierungsadvokaten Michael Kammerer eingeschrieben, bei derjenigen der Rebleute der Weltpriester und Professor Joseph Schinzinger, sowie der Registrator Jakob Schinzinger, der Trivialschullehrer Dominik Sibert, bei der Malerkunst aber war der Verfasser des ältesten Adressbuches, Prof. Heinrich Sautier, Mitglied.

Auf dieses interessante Verzeichniß der Freiburger Künfte folgt im Schematismus dasjenige der Guldenbürger, Hintersässen und Schutzverwandten, 207 an der Zahl, dann die Kaufleute, Künstler und Professionisten. Als Kaufleute finden wir S. 55 des Schematismus folgende verzeichnet: Ignaz Krebs, Franz Joseph Sautier, Aloys Schlosser, Franz Paul Kapferer und Sohn, Dominik Gäs, Nepomuk Gäs, Joh. Bapt. Gäs, Jos. Ant. Aino, Jos. Rivolda, Jak. Comaida, Jos. Karl Antonioli und Söhne, Maxim. Keiser, Joh. Bapt. Fendrich, Gebr. Alex. und Dominik Krebs, Frau Mainone Witwe, Frau Hermana Montfort Wwe., Frau Eva Herzog Wwe., Valentin Will. Ein Gang durch die Kaiserstraße und um das Münster herum zeigt, daß manches dieser alten Geschäftshäuser auch heute fortblüht, zumal wenn man die italienischen Namen außer Betracht läßt.

Die Rubrik „Künstler und Gewerbetreibende“ nennt vier Apotheker (Karl Weinsperger, Adam Schmid, Franz Jos. Keller, Christoph Köhler), vier Musik-Instrumentenmacher (Kont. Ergele, Michael Bogner, Franz Kanstinger, Joh. Bapt. Zettich), drei Bildhauer (Xav. Hauser, Ign. Amann, Bapt. Weitler), zwei Buchdrucker (Aug. Zehnder und Prof. Ign. Felner), zwei Kupferstecher (Peter Mayer, Jos. Simmelsbach), zwei Goldarbeiter (Jos.

Ant. Voit und Aloys Hofmann Wwe.), einen einzigen Buchhändler (Aloys Wagner), dreizehn Maler und Vergolder, acht Uhrenmacher, acht Wundärzte.

Die „bürgerlichen Handwerker“ zerfallen nach Sautiers Aufstellung in folgende Kategorien: Bäcker, Bierbieder, Bleyzugmacher, Brunnmeister, Buchbinder, Büchsenmacher, Buschwirthe, Bürstebinder und Kampelmacher, Dreher, Färber, Feilschneider, Fischer, Gärtner, Glaser, Glockengießer, Granatenbohrer, Granatenpolierer, Gürtler, Hafner, Hammerschmiede, Hufschmiede, Hutmacher, Kaffeewirthe, Kaminfeger, Kartenmaler, Kübler, Küfer, Kürschner, Knopfmacher, Kranzwirthe, Kremppen, Krumholz, Kupferschmiede, Laistschneider, Lohnkürschler und Fuhrleute, Maurer, Messerschmied, Metzger, Müller, Nagelschmiede, Oehler, Papierer, Pastetenbäcker, Perückenmacher, Pflasterer, Posamentierer, Rebleute, Rothgerber, Säckler, Saisensieder, Sailer, Sattler, Scheerschleifer, Schildwirthe, Schindelmacher, Schlosser, Schneider, Schreiner, Schuster, Siebmacher, Spengler, Steinhauer, Strumpfstriker, Strumpfweber, Tagelöhner, Tapezier, Wachs Spinner, Waffenschmiede, Weber, Weißgerber, Zimmermeister, Zingießer und Zirkelschmied.

Sowohl die Namen dieser zahlreichen Handwerkerkategorien, als auch die Zahl ihrer Mitglieder geben über die Erwerbsverhältnisse zur Zeit unserer Urgroßväter und über die Umwälzungen innerhalb der einzelnen Handwerke seit 100 Jahren nicht unwichtige Aufklärung.

Von dem Umfang der heute ganz verschwundenen Granatindustrie Freiburgs erhält man einen Begriff aus der Zahl der Bohrer und Polierer im Schematismus von 1798. Es gab 43 Granatenbohrer und ebenfalls 43 Granatenpolierer, darunter Namen wie Glockner, Fromherz, Steurer, Schnez, Schnetzler, Keller, Merzweiler, Riesterer, Berie u. a., welche noch heute im Adresskalender bei den verschiedensten Berufsarten sich finden.

Beim Gastwirthsgewerbe waren die Herren Schildwirthe die Aristokraten. Sie bildeten eine stattliche Phalanx von 27 Schildern, von denen allerdings anno 1798 drei ohne Inhaber waren (Rebstock, Salmen und Schwarzer Adler). Die 24 Schildwirthe waren folgende: Adler:

Martin Bosch, Bären: Eg. Fischer, Drey König: Aug. Bonauer, Engel: Xav. Hofmann, Geist: Karl Hotz, Hirsch: Lorenz Stayert, Kameel: Andr. Lang, Krone: Christ. Stehle, Lamm: Xaver Streicher, Lindenbaum: Martin Wanter, Löwe: Xaver Zuen, Mohren: Leop. Grohmann, Pfauen: Sz. Claud. Herb, Röm. Kaiser: Clemens Dold, Schiff: Xaver Ziller, Schützen: Martin Ziegler, Schlüssel: Balth. Kupferschmid, Schnecken: Andr. Sähndrich, Schwänen: Eg. Josf, Schwert: Nep. Frey's Erben, Sonne: Jos. Zettich, Stadt Wien: Wagner Wwe., Sternen: Mich. Usal, Wilder Mann: Mich. Bader.

Von diesen Gasthaus-Schildern ist manches völlig eingeroset, manches auf einen ziemlich bescheidenen Glanz reduziert, und von den neuen Gasthäusern des jetzigen Freiburg mit ihren geographischen oder weiblichen Eigennamen in den Schatten gestellt, weil die Ansprüche der modernen Menschen rasch ins ungemessene wuchsen. Für leibliche Erquickung bescheidenerer Wanderer oder Stadtbewohner sorgten in ausgiebiger Weise 16 Buschwirthe, vier Kranzwirthe und acht Kaffee-wirthe mit Hilfe der Biersteder Xaver Wolfinger, Joh. Spinnhörn, Celestin Emhart, Jak. Gram, Martin Kuenzer und Wasmer Wwe. Große Aktienbrauereien waren in jenen Zeiten gesegneter Weinjahre nicht nöthig; sonst hätte die Junft der Rebleute in Freiburg, Herdern und Wiehre nicht in der großen Blüthe stehen können, wie sie aus dem 1798er Schematismus uns fröhlich und üppig entgegenprangt.

Es ließe sich aus dem alten Bürger-Schematismus Freiburgs noch vieles herauslesen, was kulturgeschichtlich oder auch lokalgeschichtlich von großem Belang wäre. Insbesondere wäre es für Freiburgs Eingeborene von Werth, zu verfolgen, wie weit einzelne Handwerke sich von Großvater auf Enkel und Urenkel fortgeerbt haben, und zwar nicht allein unter den Kaufleuten, sondern auch unter Bäckern, Metzgern, Zutmachern und anderen Berufsarten.

Wir schließen mit dem vielgenannten „von Sr. kais. königl. apostol. Majestät auf immer bestätigten Korps der Freyburger Freiwilligen“. Gerade das Jahr 1798 ist für die Geschichte dieses tapferen Bürgerkorps ein ragender

Markstein, weil damals ihm die anno 1797 wegen Tapferkeit vor dem Feinde vom Kaiser ertheilte goldene Medaille überreicht ward und gleichzeitig die Einweihung der neuen Bürgerfahne stattfand*).

Der Stab des Bürgerkorps stand unter Oberbefehl des Generals Mar. Freiherr von Duminique, Kammerherr S. K. H. des Infanten von Parma und gewesener Kommandant des Herzogthums Piacenza. Kommandant und Obristlieutenant war der Waldkircher Obervogt Xaver Caluri, Obristwachtmeister aber Kaufmann Dominik Gäs. Als Bataillonskaplan fungierte Pfarrer Buschle von St. Georgen, als Auditeur Anwalt Dr. Amann, als Bataillonschirurgus und Kapitän der ehersame Chirurg Veit Carle, als Bataillonsadjutant und Oberlieutenant Kaufmann Bapt. Gäs, als Generaladjutant(?) und Unterlieutenant der Kandidat beider Rechte Georg Will. Mit dem Bataillonschmied und dem Bataillonsbüchsenmacher bildeten die obengenannten den Stab des Bürgerkorps.

Hinter ihnen marschierten die fünf Oboisten unter Vorantritt ihres Kapellmeisters Zeichenlehrer Jos. Kösch. Dann kamen die 13 Kanoniere (Bayer, Buckeisen, Haarstrick, Heberle, Helf, Hercher, Lügübel, Meder, Merzweiler, Riefterer, Rohrwasser, Wild, Will) unter Anführung des Unterlieutenants Bogner, des Oberfeuerwerkers Lederle, des Unterfeuerwerkers Simon Braun und der Corporäle Joh. Eg. Bader und Rud. Walter.

Die nächsten in der Reihenfolge sind die Scharfschützen unter ihrem Hauptmann Posthalter Joh. Mayer**). Die Kompanie hatte einen

*) 1. Kaiserliche Ehrung wegen Tapferkeit vor dem Feind. Circulare Wien 1797 und 1799; 2. Beschreibung der Feyerlichkeiten bei Belehnung mit der goldenen Tapferkeitsmedaille, 1798; 3. B. Galura, Freyburg während der Kriege 1792—97; Derselbe, Einweihungsrede für die neue Bürgerfahne, 1798. — Statuten des Bürgerkorps erschienen 1798, 1810, 1834. Streitschriften über die des letztgenannten Jahres scheint es viele gegeben zu haben. — Das obige Werk von Galura enthält ein genaues Verzeichniß der im Kriege gefangenen, verwundeten und gebliebenen Breisgauer mit allen erforderlichen Personennachweisen. Nach den Berichten des S.-M.-Lt. Frehlich scheinen die Freyburger sich in den Gefechten von Kenzingen, Zerbolzheim und Rintheim besonders hervorgethan zu haben.

**) Die Fahnenweihe der Scharfschützen fand am 17. Aug. 1794 statt, wobei Galura im Münster „über die Quellen des christl. Heldenmuths“ sprach.

Oberlieutenant (Will), einen Unterlieutenant (Ferland), einen Oberschütz (Wolfinger), einen Führer (Zaury), außerdem 6 Oberschützen, 6 Gefreite und 33 Gemeine. Das eigentliche Bürger-Korps bestand aus drei Kompagnien Fußvolk unter dem Kommando folgender Hauptleute: Anwalt Dr. Kammerer, Schulkom. Nepomuk Bob, vorderösterreichischen Salnit. Fidel Komba ch. Jede Kompagnie zählte recht viele Chargierten: einen Ober- und einen Unterlieutenant, einen Feldwebel, einen Führer, 5–9 Corporäle, 3–9 Gefreite und je einen Pfeifer, Tambour und Zimmermann. Die Mannschaft war etwas weniger zahlreich. Die erste Kompagnie hatte 57, die zweite nur 38, die dritte 71 Gemeine, zusammen also 166 Gemeine; dazu kamen insgesamt 19 Gefreite, 21 Corporäle, je 3 Tambours, Pfeifer und Zimmerleute, so daß ohne die Offiziere und Unteroffiziere die drei Kompagnien nach dem Stand von 1798 eine Präsenzstärke von 215 Mann Gemeine aufwiesen, mit jenen eine solche von 229. Oberlieutenants waren: Buchhändler Aloys Wagner, Kanzlist Nep. Umber, Rfm. Bapt. Sähndrich; Unterlieutenants: Sales Bofch, Peter Sattler, Dr. med. Baer; Feldwebel: Nepomuk Moser, Ignaz Wagner, Christian Schroz.

Auch die studierende Jugend fand im Bürgerkorps Aufnahme: vier von den fünf Hoboisten

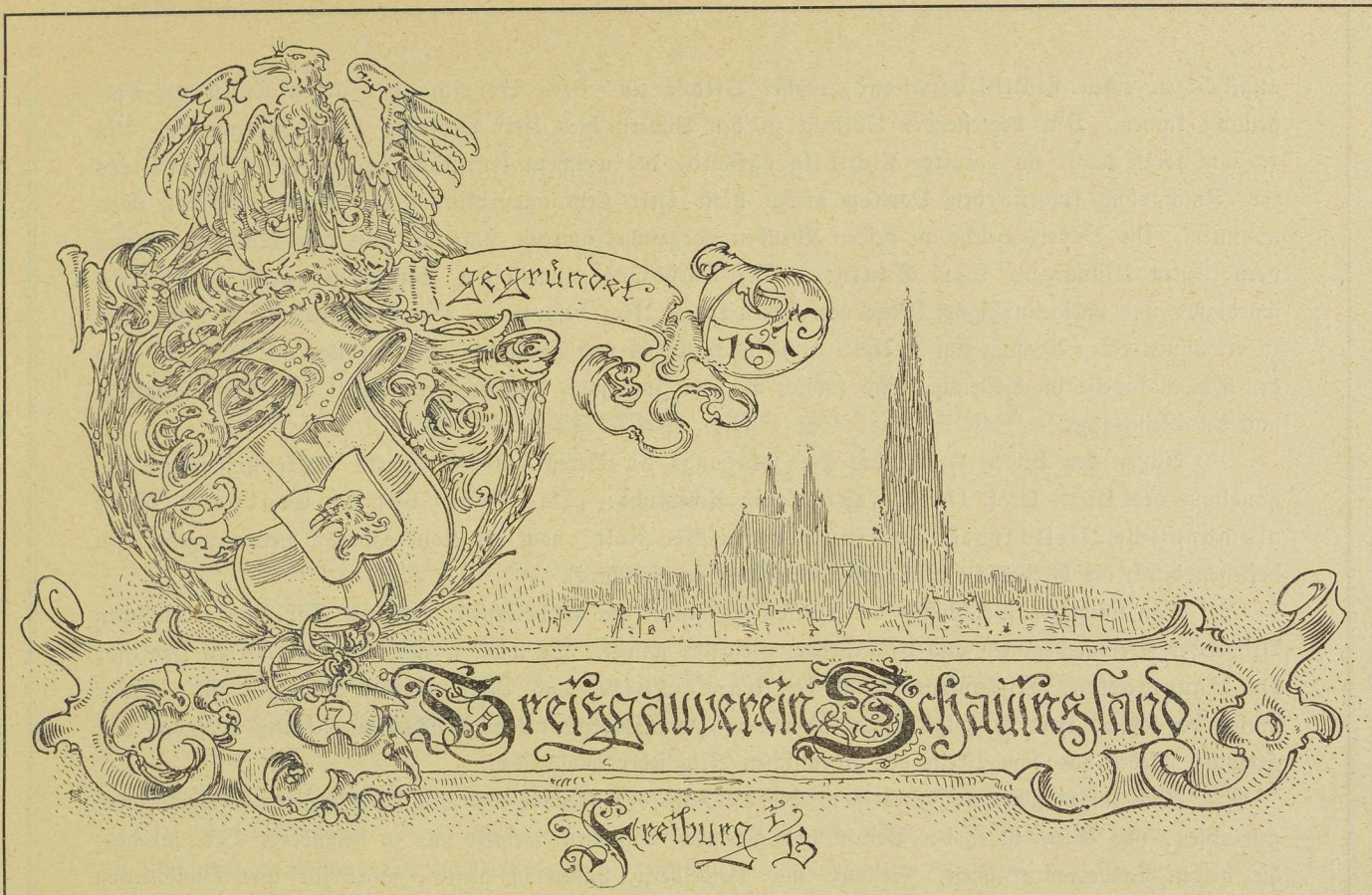
waren Studenten, ebenso ein Corporal, ein Gefreiter und sechs Gemeine bei den Kompagnien Kammerer und Bob, wogegen Hauptmann Komba ch keine Studenten unter seinen Leuten hatte. War der Studio schon Juris Utriusque Candidatus, dann brachte er es stets zu höheren Chargen: Georg Will war Lieutenant beim Stab, Johann Glockner erster Corporal in der Kompagnie Kammerer, Baptist Ehrle Gefreiter in der Kompagnie Bob.

Ob und in wie weit diese 1798er Rangliste der vielgenannten Freiburger Bürgerwehr vollständig war, läßt sich ohne Nachforschungen im Stadtarchiv nicht unmittelbar feststellen.

Der Verfasser des Schematismus bitter auf der letzten Seite (78) seines Büchleins um Berichtigungen oder Bemerkungen und schließt mit folgender Ankündigung: „findet das Unternehmen Beyfall und Abnahme der aufgelegten Exemplare; so wird der Schematismus alle Jahre erneuert, und vorn ein Kalender beygedruckt, im entgegengesetzten Fall wird die Auflage nur alle drey Jahre erneuert“.

Dies war der Anfang zum Freiburger Adresskalender, der also mit Jahrgang 1898 sein hundertjähriges Jubiläum feiern kann. Der bescheidene Umfang von 78 Seiten hat mittlerweile mit dem rapiden Steigen der Bevölkerung Schritt gehalten.





Vereinsbericht.

Nach unserer Sitte beschließen wir auch den zwanzigsten Band unserer Zeitschrift mit einer kleinen Vereinschronik.

Der Oktober verflossenen Jahres brachte die 20. Wiederkehr des Gründungstages unseres Vereins, die wir mit einer einfachen Feier auf unserer Stube begingen. Von der Veranstaltung einer größeren Festlichkeit haben wir Umgang genommen, in der Absicht, seiner Zeit das 25jährige Stiftungsfest in besonders würdiger Weise zu feiern.

Dank der Opferwilligkeit verschiedener Mitglieder war es auch dieses Jahr wieder dem Vorstande möglich, eine Reihe von Vereinsabenden abzuhalten, deren zahlreicher Besuch in erfreulicher Weise von dem Interesse zeugt, das unsere Bestrebungen unter der Bevölkerung Freiburgs finden. Am 30. Okt. 1893 kam durch den Vorstand der Bericht des Oberingenieurs Lieutenant Fontana von Kaisersbrunn über den Zustand der Befestigungen am Oberrhein im Jahre 1701 zum Vortrag. Am 22. Nov. sprach Herr Dr. Karl Schaefer über die Baugeschichte der Renaissance in Freiburg; am 14. Dez. brachte Herr Dr. Hermann Mayer Beiträge „zur Geschichte der Universität Freiburg“; am 5. Jan. 1894 hielt Herr Dr. H. Sussann von Heidelberg einen Vortrag über Wolf von Hürnheim zum Tuttenstein, woran sich eine heitere, mit vielem Beifall aufgenommene Dreikönigsfeier schloß. Für den 19. Februar hatte sich Herr Professor Dr. Leonhard den romanischen Bildfries im Freiburger Münster als Vortragsthema gewählt; am 16. April sprach Herr Dr. Friedr. Pfaff über die Bedeutung der Volksüberlieferung. Am 21. Mai 1894 veranstaltete der Verein für seine Mitglieder und Familien-

angehörigen einen Lichtbilderabend, wobei Bilder aus dem Bereiche der alten Kunst zur Darstellung kamen. Den begleitenden Vortrag zu den Bildern hielt Herr Professor Dr. Baumgarten. Am 1. Juni folgte dann ein zweiter Lichtbilderabend, bei welchem Kunstdenkmäler des Mittelalters zur Anschauung kamen; den Vortrag hierzu hatte Herr Lehramtspraktikant Dr. Karl Schaefer übernommen. Die Bilder, welche an beiden Abenden vorgeführt wurden, stammten aus dem Nachlasse unseres verstorbenen Mitbürgers Karl Günther. Die Darstellung mittelst des Skioptikons wurde in lebenswürdigster und uneigennützigster Weise von Herrn Hans Mez besorgt. — Von Vereinsausflügen haben wir zu erwähnen einen Ausflug am 8. April 1894 nach Riegel und Endingen, einen zweiten am 10. Juni nach der Oswaldkapelle im Höllenthal und endlich am 29. Juni nach dem Schildwendethal, der Weißtammehöhe und der Teßellache.

Außer den beiden Hefen des 20. Jahrgangs der Vereinszeitschrift wurde die kunsthistorische Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Rosenberg in Karlsruhe: „Das Kreuz von St. Trudpert. Eine alamannische Velloarbeit aus spätromanischer Zeit“ noch als Sonderabdruck herausgegeben (zu beziehen durch die Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg). —

Von wichtigen Beschlüssen des Vorstandes haben wir zu berichten, daß die Zahl der ordentlichen Mitglieder (Vereinsbeamten und Mitarbeiter) vermehrt wurde. Es wurden als solche die Herren Professor Dr. Baumgarten, Lehramtspraktikant Dr. Karl Schaefer und Dompräbendar Leo gewählt. Leider mußte der letztere Herr in Folge seiner Ernennung zum Stadtpfarrer in Renchen und seines Wegzugs von Freiburg wieder aus dem Kreise der ordentlichen Mitglieder ausscheiden.

Auch im verflossenen Jahre ist wieder die Zahl der Freunde und Mitglieder unseres Vereins etwas gewachsen; vor Allem ist es der Beitritt von gelehrten Anstalten, welcher uns zu besonderer Ehre gereicht: die beiden Landesuniversitäten, Freiburg und Heidelberg, haben in diesem Jahre für ihre Bibliotheken sämtliche Jahrgänge unserer Zeitschrift erworben und sind zu weiterem Bezug unserer Hefte beigetreten.

Die Anerkennung, die unsere Veröffentlichungen auch jetzt wieder gefunden, ist in erster Linie unserm Schriftleiter, Herrn Prof. Dr. Leonhard, zu danken; nicht minder aber gebührt der Dank des Vereines den treuen Mitarbeitern sowie den künstlerischen Kräften, welche sich opferwillig in den Dienst unserer volksthümlichen Vereinsbestrebungen gestellt haben. Ebenso müssen wir noch mit Dankbarkeit der Unterstützung von 300 Mark Erwähnung thun, welche uns die löbl. Stadtverwaltung Freiburg auch in diesem Jahre zukommen ließ.

Wir blicken auf ein Jahr frischen, regen Vereinslebens zurück, und frohen Muthes treten wir ins neue ein mit der Hoffnung, daß der „Breisgauverein Schauinsland“ dem schönen Breisgau und unserem lieben Freiburg zu Aug' und Ehr' auch fernerhin wachse, blühe und gedeihe!

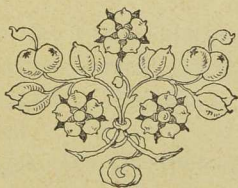
Freiburg i. Br., im August 1894.

Der Vorstand.

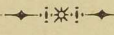
Inhalts-Verzeichniß zum 20. Jahrlauf.



- Seite 1. **Kenzinger Gedenktafel mit der Ordnung der Äbtissinnen und Wohlthäter des Klosters Wonenthal**, von Dr. Hermann Sussann; mit Zeichnungen von Prof. F. S. Meyer.
- » 11. **Bilder aus Gengenbachs Vergangenheit**, von Fritz Baumgarten; mit Zeichnungen von demselben, H. M. u. F. L. und einer Autotypie nach photograph. Aufnahme von J. N. Schöndienst & Sohn in Gengenbach.
- » 34. **Altbreisachs Zerstörung durch die Franzosen im Jahr 1793**, von Otto Langer; mit Zeichnungen von H. M. und F. Lederle.
- » 49. **Das Kreuz von St. Trudpert. Eine alamannische Nielloarbeit aus spätromanischer Zeit**, von Marc Rosenberg; mit vielen Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von Wilhelm Weimar.
- » 81. **Das St. Johannisfest zu Freiburg**, von Frz. Neumann, mit Zierleisten von H. M.
- » 85. **Burg und Herrschaft Keppenbach**, von H. Maurer; mit Kopfleiste von H. M. und Zeichnungen von F. Lederle.
- » 94. **Der erste Freiburger Adresskalender**, von Dr. Joseph Sarrazin, mit Zierleisten von H. M.
- Rechenschaftsbericht für den 18. u. 19. Jahrlauf.
- Vereinsbericht.
- Mitgliederverzeichniß.



Breisgau-Verein „Schau-ins-Land“.



Rechenschaftsbericht

für den 18. & 19. Jahrlauf.

Posit.	Einnahmen.	M.	S.
	I. Von früheren Jahren.		
1.	Kassenvorrat	13	51
2.	Rückstände	9	—
	II. Laufende Einnahmen.		
3.	Beiträge der Mitglieder:		
	Im ersten Halbjahr betrug die Mitgliederzahl 272 hiesige à 3 M. halbjährlicher Beitrag	816	—
	Im zweiten Halbjahr betrug der Stand 271 hiesige Mitglieder à 3 M. halbjährlicher Beitrag	813	—
	5 neu aufgenommene Mitglieder. Jahresbeitrag à 6 M.	30	—
	Die Zahl der auswärtigen Mitglieder betrug 111 à 6 M. Jahresbeitrag	666	—
4.	Für Einbanddecken	19	—
5.	Erlös aus Vereinsblättern	87	—
6.	Sonstige Einnahmen	362	18
	Summe aller Einnahmen	2815	69
	Ausgaben.		
	III. Laufende Ausgaben.		
1.	Für Versicherung gegen Feuerschaden. Die Versicherung der Fahrnisse erfolgte unter Vorauszahlung des Betrages für 20. Jan. 1892/1898.		
2.	Allgemeiner Verwaltungsaufwand:		
	a) für Druck und Papier des Vereinsblattes	1617	07
	b) Sonstiger Aufwand wegen Verschleuss des Blattes	128	14
	c) Für Schriftsteller-Honorar, Aufnahme von Zeichnungen und Ersatz von Reisekosten	303	22
3.	Sonstige Lasten und Verwaltungskosten (Postporto, Insertionskosten, Buch- binderlöhne etc.)	143	50
4.	Für innere Bedürfnisse der Vereinsstube:		
	a) Für Gerätschaften und Reparaturen	14	—
	b) Für Heizung, Beleuchtung und Reinigung	33	20
5.	Für Feierlichkeiten:		
	Feier des 100. Geburtstages des Professors Dr. Heinrich Schreiber	188	67
6.	Sonstige Ausgaben	135	65
	IV. Grundstocksausgaben.		
	Zur Heimzahlung gezogener 16 Stück Darlehensscheine	160	—
	Summe aller Ausgaben	2723	45

Abschluss.

Die Einnahme beträgt	M.	2815.69
Die Ausgabe beträgt	«	2723.45
Kassenrest	M.	92.24

M. S

Darstellung des Vermögensbestandes.

A. Aktivvermögen.

1. Forderungen: Keine.		
2. Kassenrest	92	24

B. Schulden.

Restschuld auf Darlehensscheine vom Jahre 1879 im Betrage von M. 2400.—, welcher Betrag zur Einrichtung und Ausschmückung der Vereinsstube zur Verwendung gekommen ist.

Die Rückzahlung dieser Schuld liess sich bis jetzt nur teilweise ermöglichen. Die noch nicht zur Heimzahlung gekommenen Darlehensscheine bestehen in den Nummern 28. 29. 32. 34. 35. 49. 52. 68. 74. 76. 78. 90. 100. 107. 144. 151. 152. 157. 158. 167. 169. 182. 184. 191. 202. 217. 218. 227. 229. 232 = 30 Stück à 10 M.

daher Restschuldenstand	300	—
	207	76

Zur Heimzahlung sind nunmehr wieder weitere 16 Darlehensscheine gezogen worden und zwar No. 25. 31. 38. 72. 97. 109. 141. 154. 161. 166. 172. 190. 198. 203. 210. 226.

Die Beträge hierfür können bei unserm Säckelmeister Christian Ruckmich binnen 6 Monaten erhoben werden, andernfalls ein Verzicht hierauf zur Verwendung für unsere Vereinszwecke unterstellt würde.

Freiburg, den 1. Februar 1894.



Mitglieder - Verzeichniß.

A. Verwaltung.

<i>Erster Vorstand:</i>	Herr Franz Stebel, Rechtsanwalt.
<i>Zweiter Vorstand:</i>	» Fritz Geiges, Kunstmaler.
<i>Säckelmeister:</i>	» Chr. Ruckmich, Kassier.
<i>Schriftführer:</i>	» Fritz Ziegler, Modelleur.
<i>Verwalter u. Bibliothekar:</i>	» Rudolf Lembke, Architekt.

B. Redaktion.

Herr Dr. Friedrich Leonhard, Professor.

C. Ehrenmitglieder.

Herr Sigmund Geiges, städt. Bauverwalter a. D.
» H. Maurer, Professor am Gymnasium in Mannheim.
» Dr. Friedrich Schneider, Geistlicher Rath und Domkapitular in Mainz.
» A. Poinignon, Hauptmann a. D.
» Chr. Ruckmich, Kassier.

D. Abonnenten und Mitglieder.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Luise von Baden.
Se. Excellenz Herr Dr. Joh. Christian Roos, Erzbischof und Metropolit von Freiburg.

a) Hiesige Mitglieder.

Herr A icham Wilhelm, Oberingenieur.	Herr B eierle Albert, Blechnermeister.	Herr B uisson August, Hauptmann a. D.
„ A lbert, Dr., Stadtarchivar.	„ B eisswenger Ed., Kaufmann.	„ B urghard H., Director und Land- wirthschaftsinspector.
„ v. Althaus , Frhr., Legationsrath.	„ B ernhard Ferd., Baumeister.	„ B utz Timotheus, Bäcker.
„ Asmus Julius , Fabrikant.	„ B iberstein Herm., Lithograph.	„ C aroli W., Rheinbau-Inspector.
„ B äumler Chr., Dr., Geh. Hofrath und Professor.	„ B iehler Heinrich, Hofmetzger.	„ v. Clossmann , Senatspräsident a. D.
„ B annwarth Karl, Kaufmann.	„ B iehler Rudolf, Kaufmann.	„ D eimling Wilh., Dr., Generalarzt.
„ B areiss August, Buchhändler.	„ B ihler Ludwig, Waisenrichter.	„ D elisle Oskar, Rentner.
„ B auer Karl, Architekt.	„ B irk Math., Landgerichtsrath.	„ D ietler Adolf, Hofmöbelfabrikant.
„ B aumann Fr., Baupraktikant.	„ B issier Oskar, Feilenfabrikant.	„ D ietrich Ignaz, Oberküfer.
„ B aumgarten, Dr. Friedr., Professor.	„ B lum Friedrich, Blechner.	„ D ilger Alex., Kunstmaler.
„ v. Beck Bernhard , Dr., General- arzt a. D.	„ v. Bodman , Frhr. Ferd., Major a. D. und Gutsbesitzer auf Loretto.	„ D ilger Josef, Buchdruckereibesitzer.
„ Beckert A. , Gasthofbesitzer z. Engel.	„ B öhmel Heinrich, Kassier.	„ D orn Hugo, Apotheker.
	Frau B olza Moritz, Rentner Wittwe.	„ D oster H., Posamentier.
	Herr B renzinger Julius, Fabrikant.	

- Herr Dreher Th., Dr., Domcapitular.
 „ Dufner Hermann, Revisor a. D.
 „ Eberle A., Küfer.
 „ Eckstein Heindr., Fabrikant.
 „ Edinger Ludwig, Dr., prakt. Arzt.
 „ Elbs Karl, Blechner u. Installateur.
 „ Endres Anselm, Dekorationsmaler.
 „ Enge Max, Kaufmann.
 „ Eschbacher Gg., Dr., Medicinalrath und Stadtrath.
 „ Feederle Hubert, Rechtsanwalt.
 „ Fehrenbach Const., Rechtsanwalt.
 „ Ficke Hugo, Rentner u. Stadtrath.
 „ Finck Karl, Kaufmann.
 „ Fischer Chr., Holzhändler.
 „ Fischer Wilhelm, Kaufmann.
 „ Flinsch Gustav, Fabrikant.
 „ Fössler Adolf, Hauptmann a. D.
 „ v. Friedrich, Albert, Major a. D.
 „ Fritschi Alfred, prakt. Arzt.
 „ Fritschi Eugen, Dr., Rechtsanwalt.
 „ Fromherz Gustav, Rechtsanwalt.
 „ Fuchs Ludwig, Kaufmann.
 „ Gäss Max, Privat.
 „ Gageur Karl, Staatsanwalt.
 „ v. Gagg Karl, Kaufmann.
 „ Ganter Anton, Dekorationsmaler.
 „ Ganter Karl, Stiftungsverwalter.
 „ Ganter Louis, Bierbrauereidirector.
 „ Geiges Fritz, Kunstmaler.
 „ Geiges Oskar, Architekt.
 „ Gerteis Franz, Architekt.
 Gewerbeverein.
 Herr v. Gleichenstein, Freiherr Victor, Major a. D.
 „ v. Glümer, Exc., General z. D.
 „ Gödecke Ferdinand, Musiklehrer.
 „ Görger Oskar, Dr., Privat.
 „ Graf Franz, prakt. Arzt.
 „ Grossmann Victor, Dr., prakt. Arzt.
 „ Gruber A., Dr., Professor u. Stadtrath.
 „ Günther Hermann, Gewerbelehrer.
 „ Gür Emil, Kaufmann.
 „ Häberle Max, Glasmaler.
 „ Hättich Josef, Hutmacher.
 „ Hansjakob H., Dr., Stadtpfarrer.
 Harmonie-Gesellschaft.
 Herr Harms Ernst, Buchhändler.
 „ Hartmann Richard, Concertmeister.
 „ Hase Fritz, Hofphotograph.
 „ Hauser Otto, Kaufmann.
 „ Hegner Bernhard, Architekt.
 „ Heim Oskar, z. Schwimmbad.
 „ v. Hennin, Graf Constantin, Rittmeister a. D.
 „ Hense Otto, Dr., Universitäts-Professor.
 „ Herder Hermann, Buchhändler.
 „ v. Hermann Heinrich, Privat.
 „ Hermann Ludwig, Goldschmied.
 „ Hess Wilhelm, Professor.
 „ Hieber Fritz, Dr., Fabrikant.
- Herr Himmelpach Bernh., Dr., Privat.
 „ Hoff Adolf, Tapezier.
 „ Hoffmann Otto, Architekt.
 „ Holz Albert, Kaufmann.
 „ Hüetlin Ernst, Chemiker.
 „ Hug Adolf, Tapezier.
 „ Hutter Franz Josef, Buchhändler.
 „ Jacobi Karl, Kaufmann.
 „ Jacobsen Friedrich, Architekt.
 „ Jäger Ludw., Privat.
 „ Jantzen Heinrich, Maler.
 „ Isele Frz. Xaver, Kaufmann.
 „ Isele Rudolf, Oberamtsrichter.
 „ Jung Engelbert, Stadtpfarrer.
 „ Jung Philipp, Hofschlosser u. Elektrotechniker.
 „ Kaiser Julius, Kaufmann.
 „ Kapferer Franz, Bankier.
 „ Kauffmann-Fehr Ed., Bankier.
 „ Keller Ernst, Professor u. Direktor.
 „ Keller Max, Fabrikant.
 „ Kempf Friedrich, Architekt.
 „ Kenner Max, Instrumentenmacher.
 „ Kirch August Heinrich, Kaufmann.
 „ Kirch Bartholomä, Privat.
 „ Klotz A., Hauptlehrer.
 „ Knittel Carl, Architekt.
 „ Koch Emil, Kaufmann.
 „ Koch Johann, Glockengiesser.
 „ Köhler August, Consul a. D.
 „ Kölbl Ferd., Rentams-Buchhalter.
 „ König J., Dr., Univ.-Professor.
 „ Kopf Ferdinand, Rechtsanwalt.
 „ Koster Carl, Kaufmann.
 „ Kraus Frz. Xav., Dr., Geh. Hofrath und Univ.-Professor.
 „ Kraus Konst., Obertelegraphist.
 Frau Krauss Jul., Ofenfabrikant Wwe.
 Herr Krauth Markus, Geistlicher Rath.
 „ Krebs Eugen, Dr., Bankier.
 „ Krems Alois, Cementwaarenfabrikant.
 „ Kreutzer Emil, Erzbisch. Ordinariats-Sekretär.
 „ Kübler Carl, Privat.
 „ Kühn Josef, Kunstmaler.
 Frau Kuenz Josefine, Wittwe, Privat.
 Herr Kuenz Paul, Buchbinder.
 „ Lauck Karl, Landgerichtsrath.
 „ Leber Ezechiel, Schriftsetzer.
 „ Lederle Frz. Jos., Kunstmaler und Zeichenlehrer.
 „ Lederle Gustav, Zahnarzt.
 „ Lederle Wilhelm, Mechaniker.
 Frau Leger Pauline, Hauptmanns-Wwe. Lehrerbibliothek der Höheren Töchterschule.
 Lehrer-Leseverein.
 Herr Lembke Rudolf, Architekt.
 „ Lichtenberg Karl, Kaufmann.
 „ v. Litschgi Emil, Notar.
 „ Locherer Ernst, Dr., prakt. Arzt.
 „ Lurk Karl, Architekt.
- Frau Marbe Alfred, Privat Wittwe.
 Herr Marbe Josef, Färber.
 „ Marbe Ludwig, Rechtsanwalt.
 „ Martin Emil, Dr., Oberstabsarzt a. D.
 „ Mayer H., Dr., Lehramtspraktikant.
 „ Mayer Karl, Domkustos.
 „ Mayer Karl, Rechtsanwalt u. Stadtrath.
 „ Mayer Philipp, Gesanglehrer.
 „ Mayer Rudolf, Kunsthändler.
 „ Mees Wilhelm, Architekt und Stadtrath.
 „ Merzweiler Albert, Glasmaler.
 „ Meyer Fr. Chr., Dekorationsmaler.
 Frau Meyer Marie, Dr. Wittve, Privat.
 Herr Mez Julius, Bankier u. Commercienrath.
 „ Mez Hans, Fabrikant.
 „ Mitscherlich A., Dr., Professor.
 „ Mühlberger Franz, Privat und Stadtrath.
 „ Müller Ambros, Maler.
 „ Müller Frz., Geh. Reg.-Rath a. D.
 „ Müller Heinrich, Redakteur. Museumsgesellschaft.
 Herr Naumann Friedrich, Apotheker.
 „ Neumann Fr., Oberamtsrichter a. D.
 „ Neumann Leopold, Rechtsanwalt und Stadtrath.
 „ v. Neveu Franz, Freiherr.
 „ Nitschke Otto, Dentist.
 „ Nöldeke Oskar, Kaufmann.
 „ Ohnesorge Paul, Buchhändler.
 „ Pfaff Friedr., Dr., Universitäts-Bibliothekar.
 „ Pflüger Hermann, Weinhändler.
 „ Plambeck Gust., Oberpostsekretär.
 „ Platenius W. A., Rentner.
 „ Ploch Friedrich, Architekt.
 „ Poppen Eduard, Buchdruckereibesitzer.
 „ Priessnitz Ferdinand, Factor.
 „ Pyhrr Emil, Weinhändler.
 „ Pyhrr Felix, Privat.
 „ Reichenstein Josef, Vergolder.
 „ Reiss Otto, Kaufmann.
 Frau Renz Christian, Privat Wittve.
 Herr Riesterer Adolf, Kaufmann.
 „ v. Rinck Heinrich, Freiherr.
 „ Risler E., Dr., Fabrikant.
 Frau Risler Jeremias Wittve, Privat.
 Herr Röttinger Carl, Rechtsanwalt.
 „ Rothweiler Jul., Papierhandlung.
 „ Rotzinger A., Agent.
 „ Ruckmich Carl, Rechtsanwalt.
 „ Rudolf Ferdinand, Domcapitular.
 „ Ruf Conrad, Hofphotograph.
 „ Salzmänn Gustav, Postdirector.
 „ v. Samson H., Privat.
 „ Sarrazin Jos., Dr., Professor.
 „ Sauerbeck Friedr., Amtmann.
 „ Schaefer Karl, Dr., Lehramtspraktik.

Herr Schäfer Karl, Uhrmacher.
 Freiin v. Schauenburg, Caroline, Hofdame.
 Frau Scherer Friedrich, Möbelfabrikant Wittve.
 Herr Schilling Karl Friedr., Kunstmaler.
 „ Schinzing Albert, Dr., Hofrath und Professor.
 „ Schlager Jos., Stiftungsverwalter.
 „ Schleicher Ernst, Postsecretär.
 „ Schmidt Friedr., Küfer.
 „ Schmidt Januarius, Bildhauer.
 „ Schmidt Leonhard, Blechner.
 „ Schmitt Hermann, Gymnasialprofessor.
 „ Schneider Friedrich, Maler.
 „ Schneider Otto, Architekt.
 „ v. Schöpffer, Stadtvikar.
 „ Schott A., Gewerbeschul-Hauptlehrer.
 „ Schottelius Max, Dr., Universitätsprofessor.
 „ Schugt Jakob, Buchhändler.
 „ Schulte A., Dr., Univ.-Professor.
 „ Schwab Julius, Dr., Custos an der Universitäts-Bibliothek.
 Schwarzwaldverein.
 Herr Schweiss Alfred, Kaufmann.

Herr Schweitzer Alois, Kaufmann.
 „ Seldner H., Generalmajor z. D.
 „ Siebold Josef, Bildhauer.
 „ Siefert Rudolf, Postsecretär.
 „ Siegel Karl, Geh. Oberregierungsrath und Landeskommissär.
 „ Sommer Friedrich, Gasthofbesitzer.
 „ Specht Karl, Kaminfegermeister.
 „ Stadelbauer Albert, Baumeister.
 „ Stadler Ph., Zimmermeister.
 Stadtarchiv.
 Herr Stebel Franz, Rechtsanwalt.
 „ Steiert Heinrich, Wein- u. Holzhandlung.
 „ v. Stengel, Freiherr Leopold, Bezirksbauinspektor.
 „ Stigler J., Restaurateur.
 „ Stoelker Friedrich, Zeichenlehrer am Gymnasium.
 „ Stösser M., Geh. Regierungsrath.
 „ Streb August, Kaufmann.
 „ Sutter Karl, Dr., Privatdocent.
 Fräul. Thiry Friederike, Privat.
 Herr Thoma, Glasermeister.
 „ Thoma Rudolf, Stadtbaumeister.
 „ Thomas L., Dr., Professor und Direktor der Poliklinik.
 „ Tschira Arnold, Kaufmann.

Herr De Veer, J. H.
 „ Veith Josef, Glasermeister.
 „ Vögele Hermann, prakt. Arzt.
 „ Vögele Josef, Privat u. Altstadtrath
 „ Volpp Ernst, Kaufmann.
 „ Wachter Michael, Lithograph.
 „ Wagner C.A., Buchdruckereibesitzer.
 „ Wagner Hubert, Buchhändler.
 „ Waibel Josef, Buchhändler.
 „ Walther Christ., Architekt und Stadtrath.
 „ Walz A., Dr., Professor.
 „ Welle Hermann, Kaufmann.
 „ Welte Bernh., Orchestrionfabrikant.
 „ Welte Mich., Orchestrionfabrikant.
 „ Welzhofer Heinr., Dr.
 „ Werber Karl, Major z. D.
 „ Werle Albin, Privat.
 „ Winterer Otto, Dr., Oberbürgermeister.
 „ Wohlgemuth L., Rentner.
 Frau Wucherer Gustav Wittve, Privat.
 Herr Würth Wilhelm, Privat.
 „ Zell F., Erzbischöfl. Archivar.
 „ Ziegler Fritz, Modelleur.
 „ Zimmermann Franz, zum Hôtel Victoria.

b) Auswärtige Mitglieder.

Altbreisach, Leseverein.
 Herr Amann, Oberstiftungsrath in Karlsruhe.
 „ v. Amira, Dr., Hofrath u. Professor in München.
 „ Bachmann Alfons, Buchhalter in Hof (Bayern).
 „ Bally Otto, Fabrikant in Säckingen.
 „ Barack, Major a. D. in Stuttgart.
 „ Bayer Gg., Vorstand der Gr. Bauinspektion in Waldshut.
 „ Beck Alb., Bauinspector in Bruchsal.
 „ Beck Gustav in Waldkirch.
 Berlin, Königliche Bibliothek.
 Herr Bigott, Pfarrer in Buchholz.
 „ Bischweiler, Architekt u. Vorstand der Filiale der Landesgewerbehalle in Furtwangen.
 „ Brotz Otto, Oberrechnungs-rath in Karlsruhe.
 „ Bulster Julius, Domänenrath in Karlsruhe.
 „ Diernfellner, Dr., Apotheker in Speyer.
 „ Dietrich A., Pfarrer in Niederrimsingen.
 Donaueschingen, Fürstl. Fürstenbergische Hofbibliothek.
 Herr Eckard Emil, Pfarrer in Lautenbach bei Oberkirch.
 „ Eggert Josef, Weinhändler in Löfingen.

Emmendingen, Bürger- und Gewerbeverein.
 Emmendingen, Leseverein.
 Herr Ernst Karl, Dr., Apotheker in Haslach i. K.
 „ v. Fahnenberg Ph., Freiherr in Oberrothweil.
 „ Frey Heinrich, Domänenverwalter in Mannheim.
 „ Frey Karl, Gr. Oberamtsrichter in Emmendingen.
 Furtwangen, Museumsgesellschaft.
 Herr Geiges Hermann, Kunstmüller in Ueberlingen.
 „ Gemehl Berthold, Gendarmerie-Oberst in Karlsruhe.
 „ Gerbel H., Architekt in Donaueschingen.
 Frau Giebe-Richter Karl, Dr. Wwe., in Weilerswist-Vernich.
 Herr Glockner, Dr., Ministerialrath in Karlsruhe.
 „ Götz Hermann, Professor und Director in Karlsruhe.
 „ Grün Karl, Zahlmeister in Karlsruhe.
 „ Hanser, Dekan und Pfarrer in Bleichheim.
 „ Hebtng S., Ministerialrath und Landescommissär in Karlsruhe.
 „ Hemberger Jakob, Oberbaurath in Karlsruhe.

Herr Heyck Eduard, Dr., Universitätsprofessor in Heidelberg.
 „ Heyne Moritz, Dr., Professor in Göttingen.
 „ v. Holzing, Oberstallmeister in Karlsruhe.
 „ Hugard Rudolf in Staufen.
 „ Hund F., Pfarrer in Elzach.
 „ Jäger Max, Pfarrer in Kirchzarten.
 „ Jundt E.M., Apotheker in Durlach.
 Karlsruhe, Grossh. Alterthumshalle.
 Karlsruhe, Grossh. Baudirection.
 Karlsruhe, Grossh. Hof- und Landesbibliothek.
 Karlsruhe, Museumsgesellschaft.
 Herr Kast Alfred, Dr., Professor u. Director der medic. Klinik an der Universität Breslau.
 „ Keller Max, Pfarrer in Horben.
 Kenzingen, Lesegesellschaft.
 Herr Kern Alfons, Stadtbaumeister in Pforzheim.
 „ Kilsperger Josef, Pfarrer in Scherzingen.
 „ Krafft Albert, Fabrikant in Fahrenau.
 „ Krafft Karl, Fabrikant in Schopfheim.
 „ Kreuz, Sternenth in Oberried.
 „ Krieger Egon, Hauptmann a. D. u. Rittergutsbesitzer in Waldowke bei Zempelburg.
 „ Krömer Max, Arzt in Ratibor.

Lahr, Jamm'sche Stadtbibliothek.	Herr Raab August, Vorstand der kaufmännischen Abtheilung der Spatenbrauerei in München.	Herr Steiger Otto, Pfarrer in Kirchhofen.
Herr Langenstein Baptist, prakt. Arzt in Zell i. W.	„ Rieg Const., Pfarrer i. Schweighausen.	„ Steinhäusler Ed. in Schopfheim.
„ Langer Otto, Privat in Altbreisach.	„ Rimmel Ant., Pfarrer und Kammerer in Bombach.	Strassburg, Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
„ Leo Herm., Stadtpfarrer in Renchen.	„ Ringwald Carl in Emmendingen.	Herr Sussann H., Dr., Professor in Heidelberg.
Lenz kirch, Leseverein Eintracht.	„ v. Rottberg, Freiherr in Bamlach.	„ Sutter Ernst, Fabrikant in Neustadt.
Herr Löw, zur Krone in Kirchhofen.	„ Runk Herm., Fabrikdirektor in Graz.	„ Thiergarten F., Buchdrucker in Karlsruhe.
„ Mayer Ed., Ingenieur und Bierbrauereibesitzer in Riegel.	„ Schauenburg Moritz in Lahr.	„ Thoma Karl, Pfarrer in Beuggen.
„ Mayer Heinrich, Kaufmann in Kenzingen.	„ Schimpf F., Adlerwirth in Gengenbach.	„ Vigelius, Pfarrer in Freiburg-Haslach.
„ Mayer Louis, Weinhändler in Kenzingen.	„ Schladerer Herm., Posthalter in Staufen.	„ Waag, Director der Kunstgewerbeschule in Pforzheim.
„ Meckel Max, Erzbischöfl. Bau-Inspektor in Frankfurt a. M.	„ Schmalholz H., Dekorationsmaler in Stuttgart.	„ Wacker Th., Geistl. Rath, Pfarrer in Zähringen.
„ Mellert zum Lamm in Reichenbach bei Emmendingen.	„ Schulz Ernst, Kaufmann in Wachenheim (Pfalz).	Waldkirch, Kandelverein.
„ Merkel Herm., Grossh. Amtsrichter in Triberg.	„ Seutter v. Lotzen, Freiherr Curt, Königl. Württemb. dienstthuender Kammerherr in Stuttgart.	Herr Wallau Carl, Buchdruckereibesitzer in Mainz.
„ Metzger Hermann in Wien.	„ Siefert, Forstrath in Karlsruhe.	„ Walther Casimir, Grundbuchführer in Offenburg.
„ Meyer Franz Sales, Architekt und Professor in Karlsruhe.	„ Simmler Franz, Maler und Bildhauer in Offenburg.	„ Winkler Karl, Kaiserl. Baurath u. Conservator in Colmar.
Frl. Müller Anna in Mannheim.	„ Sörtl Friedrich, Dr., Königl. Landgerichts-Präsident in Neuburg a. d. Donau (Bayern).	„ Winterhalter Cäsar in Strassburg.
Herr Münzer August, Notar in Emmendingen.	„ Sonntag Ph., Fabrikant in Emmendingen.	„ Wissler, Rösslewirth auf der Halde auf dem Schauinsland.
„ Murat, Dekan in Grunern.	„ Spies Theodor, Professor der Königl. Kunstgewerbeschule in München.	„ Zeiler Wilhelm, Bankdirector in Mannheim.
„ Muth Albert, Gr. Oberamtmann in Rastatt.		
„ Mutschler Albert, Privat in Herbolzheim.		
„ Nothhelfer, Pfarrer in St. Ulrich.		

Vereine und gelehrte Anstalten,

mit welchen der Verein in Schriftenaustausch steht.

- | | |
|---|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1) Historischer Verein Unterfranken, Würzburg. 2) Verein für Geschichte und Alterthumskunde der Stadt Frankfurt a. M. 3) Historischer Verein in Freiberg (Sachsen). 4) Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte, Giessen. 5) General-Landesarchiv Karlsruhe. 6) Historischer Verein Bamberg. 7) Kämtner Geschichtsverein, Klagenfurt. 8) Historisch-antiquarische Gesellschaft Graubünden, Chur. 9) Historischer Verein für Steiermark, Graz. 10) Historischer Verein des Kanton Thurgau, Weinfelden. 11) Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg. 12) Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. 13) Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. 14) Historischer Verein St. Gallen. 15) Historischer Verein der 5 Orte, Luzern. 16) Kgl. Württemb. Archivdirection, Stuttgart. 17) Kgl. Württemb. Historisch. Landesamt, Stuttgart. 18) Fürstl. Fürstb. Archiv, Donaueschingen. 19) Literarische Gesellschaft Fellie, Lievland. 20) Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. | <ol style="list-style-type: none"> 21) Aachener Geschichtsverein, Aachen. 22) Verein für Geschichte des Bodensees, Friedrichshafen. 23) Münchener Alterthumsverein 24) Historischer Verein für Oberpfalz u. Regensburg. 25) Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck. 26) Historische Gesellschaft Basel. 27) Düsseldorfer Geschichtsverein. 28) Historischer Verein des Grossherzogthums Hessen, Darmstadt. 29) Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, Bern. 30) Vorarlberger Museumsverein, Bregenz. 31) Verein für Geschichte und Alterthumskunde für Hohenzollern, Sigmaringen. 32) Stuttgarter Alterthumsverein. 33) Historischer Verein Neuburg. 34) Kgl. Bayerische Akademie der Wissenschaften, München. 35) Mannheimer Alterthumsverein. 36) Historischer Verein des Niederrheins, Bonn. 37) Historischer Verein Glarus. 38) Verein des deutschen Herold, Berlin. 39) Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum Sarajevo |
|---|---|